Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden
aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach
Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur
für die
obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lectüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet
von

A. W. Grube.

Erster Theil.

Leipzig:
Verlag von Friedrich Brandstetter.
1850.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn Baron H. von Kleist,

Herrn auf Neudeck, Tüppelsgrün u. s. w. in Böhmen,

widmet dieses Buch

als ein geringes Zeichen seiner hochachtungsvollen Ergebenheit

der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Vorwort.

Wie der eigentliche Werth und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde als ein Organ des Menschenlebens kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit ebenso bedingt, wie es von dieser bedingt wird, so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieß Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die Culturgeographie, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Theil des geographieschen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dieß ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit, als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Ueber den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch zuvor die mathematische, physikalische und was man politische Geographie nennt, die Hülfswissenschaften der Geschichte, Naturkunde u. s. w. absolvirt sein mögen. Wir werden so lange vergebens danach ringen, jene oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographischen Charakter-

bildern fehlt, welche das Menschenleben mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung im Reflex des Grund und Bodens, worauf es erwachsen, des Klimas, worin es sich bewegt, der Thier- und Pflanzenwelt, die es umgiebt, vor die Anschauung stellen, und auf concretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen. Diese „Charakterbilder" müssen einerseits ganz individuelle, für sich abgerundete Einzelbilder sein, kleine Monographien, und andererseits in einem inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen, indem sie die geographischen Hauptexistenzen zum Vorwurf nehmen, typisch in dem Besondern das Allgemeine darstellen, also Gattungsbilder sind. Die menschliche Cultur in der Polar- wie in der tropischen Zone, in ihrem Embryo bei dem Australneger wie auf ihrem Gipfel europäischer Civilisation, in der nordamerikanischen Ansiedelung und in der englischen Weltstadt u. s. w. prägnant und lebendig zu schildern, das ist ihr Zweck, und sie unterscheiden sich dadurch von den bloßen „Landschaftsbildern" *), die schon in frühern Cursen (bei der sogenannten physikalischen Geographie) herangezogen werden können, daß sie auf jedes Landschaftsbild den Menschen stellen, der im Vordergrunde stehend den Hintergrund erklärt und verständlich macht, und zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil sie den Menschen und die Natur in ihrer Einheit auffassen, muß Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Physische den Ton legen, und als Elemente der physikalischen Geographie behandelt werden müssen; sowie die Geschichte, welche die Culturstufen der Menschheit im Nacheinander der Zeit anschaulich macht, und überwiegend auf das Ethische den Ton legt — vorhergegangen sein — sie bilden die einzelnen Momente, welche die Culturgeographie als der letzte Curs in Eins zusammenfaßt. Darum haben die Culturbilder auch eine tüchtige Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein vaterländisches Lesebuch wie das von Curtmann in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Un-

*) Nur einige wenige sind — zur bessern Beleuchtung ihrer Umgebung — davon mitgetheilt.

terricht fordern, und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den complicirten Culturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarscene, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältniß zwischen Boden, Pflanze, Thier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im Allgemeinen den Namen der Erdtheile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedes Mal Nothwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Excerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber so viel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur classische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich beim Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Literatur Werthvolles benutzt habe, namentlich aus der französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich ist, wird man gewiß billigen. Wo mir die Uebersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von Neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppirt, wie es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei meine Arbeit auffällt, desto lieber soll mir's sein.

Man wird es vielleicht schon nach zwei Decennien wunderbar finden, wie es „einst“ möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Cultus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämmtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtniß einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte. Es ist indeß hohe Zeit, daß die Errungenschaften, welche die Wissenschaft durch den Genius Karl Ritter's gewonnen,

auch den niedern Schulkreisen zu Gute kommen. Dieß wird mit Erfolg aber erst dann geschehen, wenn wir über die abstracte Scheidung des geographischen Lehrstoffes in topische, physikalische und politische Geographie hinausgehend die lebendige Einheit der Culturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieser Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag in der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben und im Bewußtsein von der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöst werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder" den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den sachverständigen Methodikern zur nachsichtsvollen Beurtheilung.

Hard, bei Bregenz, im Januar 1850.

A. Grube.

Erster Abschnitt.

1. Der Lappe und das Rennthier. — 2. Schönheit des Polarwinters. — 3. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden. — 4. Scenen aus Sibirien. — 5. Der Schnee im hohen Norden.

1. Der Lappe und das Rennthier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echtesten Proben von dieser besonderen Menschenart angesehen werden. Die Fortschritte der Gesittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen wesentlich die Rechte, und beschränken die Freiheit eines Volks, welches noch in dem ursprünglichen Zustande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Theil der skandinavischen Halbinsel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt sie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortschreitenden Einflusse der Urbarmachung lebt, kann also als eine Art Mischling betrachtet werden, dessen ganzes Wesen durch den Verkehr mit den Ansiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dieß ist mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird sie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit schützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Versuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau sich bis dahin erstrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden sie wahrscheinlich noch dasselbe sein, was sie jetzt sind: rohe ungebildete Menschen

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Englischen übersetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichsten Theil der wilden und weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und südlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt sind, bildet das äußerste Ende von Norwegen, wozu sie gehört.

mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civilisirte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Theilen des schwedischen und russischen Lapplands giebt es eine Anzahl armer Lappen, Scogslappar — Waldlappen — genannt, welche meist in den Waldgegenden wohnen, und deren Rennthierheerden zu klein sind, um sie in den Stand zu setzen, auf den Gebirgen zu leben und von ihren Thieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben sie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten sie sich eine dauerhaftere Wohnung von Rasen und Erdschollen. In letzterer Zeit bleiben sie an demselben Ort, und leben theils von ihren Heerden, theils von Jagd und Wildpret, wovon es einen Ueberfluß giebt, dessen beständige Verfolgung sie zu sehr geübten Bogenschützen macht.

Lappländer dieser Art sind in dem norwegischen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klassen getheilt werden: die Fischer- oder Uferlappen, und die Rennthier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben, und in ihrem ganzen Wesen das Bild nordischer Nomaden bieten. Von diesen sollen einige charakteristische Züge hier mitgetheilt werden.

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Theilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug, wie sonderbar sie auch scheinen mögen. Im Sommer sind die inneren Theile von Lappland, namentlich dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insektenarten so heimgesucht, daß kein Thier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Die Eingeborenen selbst sind genöthigt, ihre Gesichter mit Theer zu beschmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen. Kein Thier leidet indessen mehr als das Rennthier von den größeren Arten dieser Insekten (Cestrus tarandi), da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in der Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte sich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und August in den Wäldern aufhalten, so liefe er Gefahr, den größten Theil seiner Heerde zu verlieren; die Thiere würden auch von selbst auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Wespe gestochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küsten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Rennthieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute

und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel; und indem er dieselben an die Kaufleute der Küsten vertauscht, wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waaren zu verschaffen, die er im Winter braucht, als grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küste treibt, ist das Salzwasser der See, das seine Rennthiere nothwendig ein Mal des Jahres trinken müssen. Sobald die Rennthiere das Meer zu Gesicht bekommen, eilen sie in vollem Lauf sammt und sonders auf dasselbe zu, und schlürfen das Wasser wie einen Labetrank, obwol man sie später nicht mehr davon trinken sieht. Man erzählte mir, dieses Trinken sei sehr wirksam zur Vernichtung der Larven der großen Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Thieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Der Instinkt treibt es zu diesem Heilmittel hin.

Mit dem Anfange des Junius fängt der Lappländer seine Wanderung an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit, folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher diese sammt allen seinen Wintergeräthschaften zurück, als eine zu große Last auf seinem Sommerzuge, und verwahrt sie in dem Vorrathshause, das fast jeder Lappe in der Nähe der Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunkt seines Aufenthalts bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechselt von 2 bis 300 (engl.) Meilen, je nach der Lage der Küste, die er aufsucht. Die Gesundheit und Sicherheit der Heerde ist der Gesichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieses ganz von seinen Rennthieren abhängt. Die vielen Inseln an der westlichen Küste von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowol wegen der frischeren Luft als der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn diese Raubthiere auch, durch den Geruch der Rennthiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch alsbald von den wachsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, was um so leichter wird, da kein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich verbergen könnten. Um die Inseln zu erreichen, muß die Heerde oft einige (engl.) Meilen von dem festen Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inseln bieten zugleich dem Lappländer viele Vortheile, denn hier sind bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen; die Fische kommen am zahlreichsten in die vielen Buchten und engen Kanäle zwischen denselben, und das ladet natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begiebt sich dann nach der Fischereistation des Kaufmanns; und wenn ein Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Heerde nothwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich

für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Thierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff nach seinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht selten, obwol mit großem Widerwillen, genöthigt ist, einen Theil seiner Heerde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen versehen zu können.

Die häusliche Einrichtung und Wirthschaft des Berglappen ist äußerst einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines Sees, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden. Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal" bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird, und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an die Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieß von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15 bis 18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder, und sehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbesitzer der Heerde gehört, zusammen und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt immer noch ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu Zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Oeffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dichten Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend auf die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden Andern unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Ursachen entsteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Oeffnung für den Rauch,

ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut, und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Oeffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt, und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speisekammer in ihrer Nähe. Die Errichtung derselben ist eben so einfach wie die des Zeltes; ein paar Zweige in Form eines Dreiecks in die Erde gesteckt und grobes Tuch darüber gespannt. Besonders dienen diese kleineren Hütten zur Aufbewahrung der Käse.

Die Gebirgslappen der Finnmark sind meistentheils wild und roh von Ansehen, Kleidung und Manieren. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und stolzer Unabhängigkeit des Geistes, die man bei den Bewohnern der Ebenen des russischen Lapplandes nicht wahrnimmt. Ihre Gemüthsart ist finster und verdrießlich, durch ein Geschenk aber leicht gemildert. Die Gastfreiheit, welche die meisten halb- und nicht civilisirten Völker auszeichnet, ist bei ihnen nicht zu bemerken, und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines seine Lage und Wünsche erklärenden Dollmetschers oder ohne ein besänftigendes Geschenk plötzlich vor einem dieser Lappen erschiene, würde nicht bloß keine Gastfreundschaft finden, sondern sich auch einiger Gefahr aussetzen. Entferne indeß sein natürliches Mißtrauen, überzeuge ihn, daß er keine Ursache hat, Furcht vor dir zu hegen, erkläre ihm, was dich bewegt, seine Wüste zu besuchen, und unterstütze deine Rede mit einem Glase Branntwein oder einem Päckchen Tabak: so wirst du ihn ganz umgewandelt zu jedem Dienst bereit finden. Aber das Edle des Arabers bekommt er nie. Wo die Pechtannen und die Birken nicht wohl mehr gedeihen und wachsen können, da scheint auch die menschliche Natur mangelhaft bleiben zu müssen. Sie sinkt im Kampfe mit der Noth und dem Klima. Die feineren Gefühle des Lappländers müssen durch Branntwein hervorgelockt werden, und wie im Morgenlande ein Besuch durch Geschenke angekündigt wird, so mildert auch nur das Glas ihre feindselige Gesinnung.

Die Kleidung der Field-Finner (Gebirgs-Lappen) unterscheidet sich nicht sehr von der Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter sind sie ganz mit Rennthierfell bekleidet. Während der Monate Julius, August und September, von denen nur die zwei ersteren nicht zu dem „Winter" gehören, zwingt sie indessen die heiße Witterung, statt des Pelzes einen Rock von dem Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Messer hängt, um den Leib fest gebunden wird. Diese Gappe (Sommerrock) reicht ge-

rade bis unter die Knie; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Rennthiere verfertigt werden. Auf den Knöcheln kommen sie mit den **Komagers**, einer Art lederner Socken, zusammen. Auf dem Kopfe wird eine kleine niedrige Kappe von Tuch (Gappie), an allen Seiten mit Pelzwerk vom Rennthier eingefaßt, getragen. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geschlechts, die ganz in Fellen stecken. Die Hitze dieser Kleider, namentlich auch der von dem dicken und fest gewebten Wadmal, würde unerträglich sein, wenn der Rock nicht sehr weit gemacht und vorn theilweis offen wäre. Kein Hemd wird darunter getragen, da Leinwand ein Artikel ist, womit die Lappländer fast ganz unbekannt sind, so wie sie auch die Strümpfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen Füße in die Komagers stecken, welche mit weichem trockenen Gras, Sena genannt, ausgestopft werden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die der Männer.

Wenn von den Lappländern im Allgemeinen die Rede ist, so muß man gestehen, daß sie eine kleine Race sind, wie alle nördlichen Völkerschaften, die wahrscheinlich von Einem Stamme sind. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß die Lappen der Finnmark nicht so klein sind, als die in den übrigen Theilen von Lappland, wenn sie auch einige Grade südlicher liegen. Ich schreibe die überwiegende Größe der norwegischen Lappländer der freieren und reineren Gebirgsluft zu, welche sie größer, rüstiger und muthvoller macht. Darum sind sie auch größer als die, welche an der Küste leben, um ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, indem letztere beständig den Nebel des Meeres einathmen. Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen ist fünf Fuß und fünf Fuß zwei Zoll. Leute von fünf Fuß fünf Zoll sind eine Seltenheit.

Die auszeichnenden Züge der Race sind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Ihr Haar ist gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küstenlappen meist helles Haar haben. Ihre Hände und Füße sind wie bei den Eskimos klein; aber der ganze Bau ist knochig und muskelstark. Die Stimme ist schwach, und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Was die Farbe der Haut anbetrifft, so fand ich dieselbe nicht dunkelbraun, wie sie oft beschrieben wird, sondern von Natur weiß, und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich doch selbst während meines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune Farbe bekommen, die sich erst in Stockholm wieder verlor. Eine sehr strenge Kälte bringt in vielen Fällen dieselben Wirkungen hervor, als sehr große Hitze.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Noth ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Rennthieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen

durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, ist von 300 bis 500; mit einer solchen Heerde kann ein Lappe sich wohlbefinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfniß des Jahres; und im Winter kann er so viele Rennthiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr eine eigene Wirthschaft führen, muß vielmehr seine kleine Heerde mit der eines reicheren Lappen vereinigen, und verrichtet nun die Dienste eines Knechtes, indem er die Heerde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Heerde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunterkommt, er den Ueberrest einem Andern verkauft, und sich selbst nach der Seeküste begiebt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt den Fischfang zu seinem Unterhalt, und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Heerde von 1000 Rennthieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich die Beispiele nicht selten sind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen, und wechselt zwischen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchstem Ueberfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er ganz gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Thiere des Waldes ißt er so viel, um auf einige Tage satt zu sein, falls er einem unvermutheten Mangel ausgesetzt werden sollte. Während der Wanderzeit im Sommer ist indeß die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Rennthierfleisch: dieß ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Heerde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Thiere und den Ueberbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit, denn ein Rennthier giebt nicht viel Milch, und sie muß für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Heerde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um diese gefrieren zu lassen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß wäh-

rend des Winters, sondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Rennthiermilch zu meinem Frühstück abzubekommen (was sehr schwer hällt), und ich fand den Geschmack so köstlich, daß ich meine, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit willen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Thier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der Käse von dieser schönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm schmeckend und nur dem Lappländer genießbar ist. Die Zubereitung ist sehr einfach, indem man die Milch in einem großen eisernen Topfe über das Feuer stellt, wo sie mit Hülfe des Labs aus dem Magen des Rennthieres schnell gerinnt, dann gepreßt, und nachdem die Molken davon getrennt sind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käses ist die eines kleinen Tellers, und er ist nicht viel dicker als einen halben Zoll. Es ist möglich, daß diese Dünne auf seine Güte Einfluß hat, da, indem er geschnitten wird, die harte Rinde den größten Theil des Käses bildet. Schlecht, wie er ist, wird er von den Lappen, die ihn sowohl roh als geröstet essen, sehr geschätzt; in letzterem Zustande erscheint er auf den Tischen der Kaufleute, und ist dann etwas schmackhafter. Seiner scheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes reines Oel, das man sehr wirksam findet gegen die Wirkungen des Frostes; denn auf den erfrorenen Theil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee versäumt hat.

Da der Käse eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brod erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, so wird aus der Rennthiermilch fast nie Butter gemacht. Diese ist immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in seinen Speisen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte seiner Gegend in die Molken mischt, nachdem er sie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern essen sie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Scorbut sein soll. Darum mögen sie auch für das Blut des Rennthiers so große Vorliebe haben; beim Schlachten des Thieres wird es sorgfältig gesammelt und aufbewahrt, und in verschiedenen Gerichten zubereitet. Warm genossen, soll das Blut ein sicheres Mittel gegen den Scharbock sein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Heerden von Fuglenäs waren, setzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben fast jeden Tag zu sehen.

Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn sich die Heerde um die Gamme (das Zelt) versammelte. Auf allen Höhen rund umher wird Alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall, und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Augsprossen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, und nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektrischer Schläge hervorgebracht; ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde die Gamme erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegeneinander, oder umringen gruppenweis einen Moosflock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dieß verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter sie schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wer würde bei diesem Schauspiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Thiere auf ein Mal rund um die Gamme, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müssen die Vorsehung bewundern, welche ein Thier geschaffen hat, das es dem Menschen möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erstarrte Naturleben ersetzt.

So anmuthig und zierlich in seinem Aeußern, als etwa das Pferd und der Hirsch, ist freilich das Rennthier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Thier, statt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die fast eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigenthümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Thier zum Ziehen bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigt dieß. Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt: statt schmal und spitzig zu sein, wie die Hufe der Rehböcke und Dammhirsche, sind sie sehr breit, platt und weit; auch hat das Rennthier es in

seiner Gewalt, beim Niedersetzen den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, so giebt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie einem Pferdehuf gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee, und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders nach frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist.

Die Augsprossen (Hörner) des Thieres sind breit und sehr zierlich, auch während des vornehmsten Theiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, sammetartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai aufzuschießen, und in dem Zeitraume von sieben bis acht Wochen erreichen sie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen die ihrigen zuerst, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil diese Thiere das Geweihe so nothwendig brauchen (zum Aufscharren des Schnees), so gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das schnatternde und klappernde Getöse, welches gehört wird, wenn das Thier geht, kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden, und von dem daraus folgenden Schlagen der innern Theile im Hufe gegeneinander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichen Vortheil, da es die zerstreute Heerde sammelt. Die Rennthiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geschöpf ein so dickes Fell als das Rennthier, das sich selbst, wie den Menschen, damit gegen die Strenge des Klimas schützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Rennthierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum besteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Rennthierfellen. Die Haare darauf stehen so dick und dicht, daß, wenn man sie auf irgend eine Weise trennen wollte, um die bloße Haut zu entdecken, dieß gar nicht möglich ist. An dem niedern Theile des Halses verstärkt noch ein Haarbüschel den natürlichen Schutz des Thieres gegen die Kälte.

Die Farbe ist während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Thier eine neue Behaarung erhält, ist das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Brust und Unterleib sind dann grauweiß. In mancher Heerde trifft man auch ein Paar ganz weiße Rennthiere an.

Die Rennthierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter ist und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit seiner Ankunft, so tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Rennthiers ist neun oder zehn Jahre; seltener bis funfzehn Jahre, noch seltener sechszehn.

Im Sommer lebt das Rennthier nicht bloß von Moos, sondern streift

die Blätter von der Birke, Weide und Espe, besonders der erstern, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sprossen der Sträuche auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Im Winter ist aber, außer einigen Leberkräutern, das Rennthiermoos seine einzige Nahrung. Dieses Gewächs, das die Vorsehung so reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmuth herrscht, ist äußerst nahrhaft, und selbst die Kühe, wenn sie davon fressen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geschöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Rennthier; darum findet man sie, wenn die Witterung am heißesten ist, und das Thermometer von Fahrenheit bis auf 90 Grad steigt, sogar am Nordkap selbst, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufsuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entsteht, so kehren sie sich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf diese Weise mehrere Meilen von dem Orte weg, wo sie geweidet haben. Echte Geschöpfe der Polarwelt! Selbst ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meisten andern Thieren ab, je weiter sie nach Norden vorrücken, sondern zu. Die lappländischen Thiere der Gebirgsfinnen sind im Stande, eine Last von circa 300 Liespfund (à 20 Pfd.) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zutheilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach seiner Einrichtung nur von Einem Rennthiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtschatka gebraucht man das Thier auch zum Reiten, wozu es die Lappländer nicht verwenden. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Lasten zieht, ist außerordentlich, denn sie beträgt im Durchschnitt acht Meilen in der Stunde, wohl zu merken, auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit seinen Heerden auf, sobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht sich von der Küste zurück. Dieselben Umstände, die ihn nöthigen, jetzt zurückzukehren, sind eben so dringend, als die ihn zu Anfang des Sommers vermögen, die Küste aufzusuchen. Der dringendste Grund ist ohne Zweifel die Seltenheit dessen, was der Heerde am nothwendigsten ist, nämlich des Rennthiermooses, das an der Küste von Finnmark und auf den Inseln fast gar nicht zu finden ist, aber je weiter in das Festland und in die Wälder hinein immer reichlicher wächst, namentlich auf niedrigem Moorboden. Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Ueberfluß, den die Ebenen und Moräste des russischen Lapplands darbieten. Da sind oft unermeßliche Strecken mit dem Moose bedeckt, dessen weißliche Farbe ihnen das Ansehen einer beschneiten Fläche giebt.

Ferner ist aber auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuschlagen; sodann auch der reiche Vorrath an Brennholz, woran es der Küste fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im Walde findet.

Die Abreise geht also von Statten: Nachdem der Lappe sein Zelt ab-

geschlagen hat, so wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Rennthieres gepackt. Seine Käse und andere Eßwaaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräthe, werden in eine Art Korb von Zweigen und Bast verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeschnürt. Ein solcher Korb hängt an jeder Seite des Thieres; zuweilen bloß einer, wenn auf der andern Seite die Wiege mit dem Kinde hängt. Diese Wiege ist in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, wie auch mit Rennthiermoos und einem jungen Rennthierfell gepolstert *). Sind zwei kleine Kinder da, so werden zwei Wiegen auf jede Seite des Thieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie selbst geht zu Fuß; ein Theil derselben zieht an der Spitze und gibt Acht auf die Lastthiere. Dann folgt die Heerde; die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und den Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es sich zuweilen, daß ein oder zwei Rennthiere zurückbleiben, die sich vorher von der Heerde verirrt haben. Diese findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, so werden sie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfischinsel (Qualön) und umliegenden Eilande besuchen, sind, wie wir das bereits angedeutet, in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Rennthiere quer über den Sund oder die Meerenge, die sie vom festen Lande trennt, schwimmen zu lassen. Dieß ist dem Fremden ein neuer und interessanter Anblick, besonders wenn die Heerde groß ist und vielleicht aus tausend Stück besteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er übersetzen muß, miethet er mehrere Böte entweder von den Ansiedlern oder den Uferlappen. Da hinein stellt er die jungen Kälber, und hinter denselben werden die Thiere, welche schwach sind und Hülfe bei der Ueberfahrt nöthig haben, gezogen. Da die ganze Heerde dieses Uebersetzen sieht, während sie zugleich von den Hunden und dem Geschrei der Lappländer im Rücken angetrieben wird, so geht sie ins Wasser. Kein vierfüßiges Thier schwimmt so leicht, wie das Rennthier, das den Kopf und die Schultern über das Wasser hebt; es ist im Stande, mehrere Meilen zu schwimmen, selbst wenn die See unruhig ist.

---

*) Diese Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Heerde beschäftigt sind, so hoch, daß das Kind vor Raubthieren sicher ist. Durch die Bewegung des Windes wird die Wiege von selbst geschaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, so zieht der Anblick der über seinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft aneinander schlagen, seine Aufmerksamkeit an, und unterhält es, bis es wieder einschläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, so wird die Wiege auf ihrem Rücken befestigt, so daß der Kopf des Kinder über ihren Schultern erscheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, so kann sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken ist oben an der Wiege ein Stück Tuch befestigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

Sobald der Lappländer das feste Land erreicht, setzt er seinen Weg in langsamen und bequemen Tagereisen fort, indem er selten über sechs oder sieben (engl.) Meilen des Tages geht, und gelegentlich einen Halt von zwei oder drei Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derselben Weise wie das Sommerzelt errichtet, die Heerde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müssen den Stürmen und Schneestürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menschen besteht nun ganz aus der Haut seines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geschlachteten Thieres gemacht; die Gamaschen und Handschuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Thieres umgiebt, die Schuhe von dem Theile des Felles, welcher zwischen den Hörnern ist und den obern Theil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare sind nach Außen gekehrt, und wegen der besondern Festigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes ist es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, ist jeder Theil weit und bequem gemacht; insbesondere sind die Aermel des Pelzes so weit, daß die Arme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingesteckt werden können, ohne daß man nöthig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genöthigt ist, auf dem Schnee zu schlafen, und ihm ein Arm vor Frost erstarrt, so kann er denselben leicht aus dem Aermel ziehen und an seinem Leibe wieder erwärmen. Ebenso sind auch die Handschuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkaputze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt, und nur ein Loch für das Auge hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeschlittschuhen hinaus, um nach ihren Rennthieren zu sehen und sie gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen. In diesem schwierigen Geschäft stehen ihnen die Weiber bei, die, sobald die Reihe an sie kommt, auch die Heerde hüten, und jede Arbeit mit den Männern theilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Ueberfluß. Bei einer mäßigen Heerde von 500 Stück Rennthieren wird wöchentlich eins geschlachtet; ist die Heerde größer, zwei, ja zuweilen bei starker Familie drei. Das Rennthierfleisch ist fast die ausschließliche Nahrung, auf die sich die Leute schon im Sommer freuen. Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten, besteht im Kochen. Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe, welche sie außerordentlich gern essen. Ehe sie das Fleisch in den Topf thun, wird es in lauter kleine Stücke zerschnitten, um den Saft besser herauszubekommen. Ist es hinreichend gar, so bekommt Jeder einen Napf aus Birkenholz mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleisch, das er mit den Fingern herausholt und verzehrt.

Der Kreis seiner Wanderungen ist auf den nächsten Kreis um die

Kirche beschränkt, und geht selten über 10 bis 20 Meilen, wenn die Heerde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die hölzernen Vorrathshäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind von Tannendielen gebaut, nur wenige Fuß hoch, mit einer Oeffnung an der vorderen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und die mit einer Thür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er Alles auf, was er nicht nöthig hat, auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste mitzunehmen: zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Rennthierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigenen Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst der Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauch der Kaufleute oder anderer Reisenden bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 7 Fuß lang, ungefähr 16 Zoll breit, und 8 Zoll tief, der Hintertheil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (concav). Ueber den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Nothwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Thiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Thier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schnees ihn nöthigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das Alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im Uebrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, 8—9 Fuß lang, und verhältnißmäßig breiter. In diesem werden Handelssachen und andere Packwaaren verfahren.

Vor jedem Schlitten wird nur Ein Rennthier gespannt; da aber die vor die Packschlitten gespannten Thiere natürlich gehindert werden, mit den vordersten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, so bekommen sie eigene Aufseher, welche voranfahren in leichten offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Thiere an den vorhergehenden Schlitten befestigt wird. Ein Zug von fünf so an einander befestigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Rennthiere werden schon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, sind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Thiere, die man sich vorstellt. Der Lappländer aber weiß sie zu behandeln. Wird das Thier widerspenstig, so fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, so daß es sehr gehorsam auf die bequemere Straße zurückkehrt.

Das Geschirr der Rennthiere besteht aus einem Halfter von Rennthierfell, welcher rund um den Hals geht; unten an demselben sind zwei

Stück ausgestopften Leders von eirunder Form, welche zwischen den Beinen des Thieres hängen, und an welche der Zugriemen befestigt ist, dessen Ende sich um die Beine schlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ring an den Vordertheil des Schlittens befestigt wird. Rund um den Leib des Thieres ist ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen ist, damit er sich nicht in den Beinen des Thieres verwickelt. Um den Hals ist eine Art Halsbinde von weißem Tuch geschlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zusammenhält. Das Kopfende des Zügels ist ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich, wird nicht in den Mund gelegt, sondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug ist einfach, aber stark.

Sobald der Lappländer sich in seinen Schlitten gesetzt hat, läuft das Thier aus allen Kräften, aber immer von der geschickten Hand seines Herrn gezügelt und zu den kühnsten Wendungen gewöhnt. Am größten ist die Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich ist, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten steilen Abhängen besteht, der Schnee sich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin saust. Ein Fremder würde in diesem Falle jeden Augenblick umgeworfen werden, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann sich eine richtige Vorstellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des schmalen scharfen Kiels. So ist es auch mit dem hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, so mit seinem Körper zu balanciren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem schnellsten Laufe des Thieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, so würden die Unebenheiten des Grundes, den es passiren muß, die Tiefe des Schnees, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umstände es dem Thiere unmöglich machen, ihn zu ziehen. So aber gleitet das leichte Fahrzeug über alle Hindernisse fort, ohne zu große Beschwerlichkeit für das Rennthier noch Mühe für den Lappen, der ein Muster ist im Fahren und Balanciren.

Die vornehmsten Unfälle, die den Eingebornen auf seinen Fahrten treffen, sind eine Folge der Dunkelheit, in der er seinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In diesem Falle sichert er seinen Lauf durch scharfe Beabachtung der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß es in seinen Zügen sich nach den verschiedenen Punkten des Compasses richtet, und das ihm so statt des nützlichen Instrumentes dient, das er nicht kennt. Außerdem verläßt er sich in einem hohen Maaße auf sein Rennthier, wenn er die Richtung ganz verloren hat; ist das Thier schon einmal den Weg gekommen, oder stößt es auf Spuren von anderen

Rennthieren, so bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Pässen. Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht: so hat der Lappe für diesen Nothfall sein Zelt bei sich, das er an irgend einem geschützten Orte aufschlägt, und in dem er abwartet, bis das Unwetter vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise mehrere Tage aufgehalten. Indessen ist es in der Regel mit dem Mangel des Sonnenlichtes nicht so gefährlich. Ist der Himmel klar, so giebt der Mond, welcher mehrere Tage hinter einander fortscheint ohne unterzugehen, ein Licht, das nur dem der Sonne nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so verbreitet das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen solchen Lichtglanz, daß der Mensch sicher seine Schritte durch die pfadlose Wüste des Schnees findet. Weil seine Augen, während der Reise, beständig auf die Himmelskörper Acht geben, so erwirbt er ganz von selbst, wie der Hirt, eine für ihn ausreichende Kenntniß der Astronomie, die sich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion u. s. w., beschränkt. Diese Sterngruppen unterscheidet er durch Namen, die er ihnen selbst giebt, und sie ersetzen ihm die Magnetnadel, wenn das Wetter nicht ungünstig ist. So schlägt er sich muthig durch alle Gefahren und Hindernisse seines Klimas hindurch, und die größten Beschwerden dünken ihm leichte Unfälle, die nothwendig zu seinem Leben gehören. Der ganze Verlauf seines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlsein und Genuß, Entbehrung und Ueberfluß mehr von Vorstellungen und Einbildungen, als vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten versöhnen uns mit allen Dingen, bilden unsern Charakter, und machen mit Einem Worte den Menschen zu dem, was er ist.

---

2. Schönheit des Polarwinters. *)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm, und hatte jene Ruhe und jenes bestimmte Ansehen gewonnen, wie es im Durchschnitt der ganze Winter beibehält. Es ist wahr, die Sonne hatte uns verlassen, aber wie konnte ich ihre Abwesenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauspiels betrachtete, welches ihr Verschwinden hervorbrachte! Die Sonne schien sich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magischen Glanz durch die üppige Gluth, die sie über den ganzen Himmel unsichtbar verbreitete, zu ertheilen.

Wie in der Natur ward auch in meinem Gemüthe Alles ruhiger und

*) Nach dem angeführten Werke.

stiller; die Sonne hatte alle Leidenschaften mit sich hinweg genommen. Die schwächsten Töne waren in ansehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fluglenäs Alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demselben zu mir herüber drang. Das Schauspiel eines Himmels ohne Sonne war so ergreifend und eigenthümlich, daß ich auf meinen Jagdstreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufschaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren im Stande, unser Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dieß nothwendig war, wenn man lesen oder schreiben wollte.

Sobald der Abend kam, spielten tausend tanzende Lichter geheimnißvoll durch die Luft, als wären sie von der Vorsehung bestimmt, durch ihre milden und schönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht, quer über den Himmel, einen glänzenden Bogen von einer blassen spielenden Flamme, die sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verschwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt Alles in ihren schwarzen Schleier; aber gleich darauf wird der unermeßliche Raum des Aethers so schnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Gestalt annimmt und den Himmel mit einem schwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin schwimmt. Bisweilen schießen schmale Flammenstreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verschwinden unter dem südlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit sieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmasse, die in Form eines schönen Strahlenkranzes gegen die Erde heruntersteigt und dann in einem Nu verschwindet.

Das Nordlicht zeigt sich am häufigsten bei stillem Wetter; jedoch sah ich es nie lebendiger, als bei einem frischen Südostwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengesetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desselben nicht im Geringsten störte, denn dieses setzte in einem schmalen stetigen Lichtstrome seinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordwest herkam und in Südost verschwand. Anfangs zeigten sich gewöhnlich schwache, unregelmäßige Lichtstrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe stiegen und große Aehnlichkeit mit dem Widerschein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, sondern stiegen bis zum Zenith, und nahmen eine so große Mannigfaltigkeit der Form und Verschiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beschreibung keinen entsprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erscheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenlosen Himmel beschränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei theilweis trübem Himmel. Einmal zeigte sich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche

hinter einer schwarzen Wolke unten im Nordwesten langsam emporzukommen und eine oder zwei Minuten still zu stehen schien, als wenn sie von einem größeren Lichte ein Widerschein wäre. Als ich nach dem Zenith aufschaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade so, als ob die Sonne mit Einem Mal aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordischen Morgenröthe (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen so stark, daß ich bei demselben im Stande war, etwas groß Gedrucktes zu lesen und eine Nadel zu finden, falls ich sie verloren hätte.

Es ist schwer, einen bestimmten Grund jener Erscheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umstand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendsten ist, führt allerdings zu der Vermuthung, welche die allgemeinste zu sein scheint, daß es auf elektrischen Ursachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländischen Volke verbreitet ist, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Diese Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verursacht, welche, sobald sie von großen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Heringe rufe das (phosphorische) Licht hervor, das bloß vom Himmel wiederscheine.

Die Lappländer, welche sehr abergläubisch sind, bilden sich ein, es seien die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: Da ist mein Vater, da meine Mutter u. s. w.! je nachdem ihnen die Phantasie eine Aehnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei andern Gelegenheiten glauben sie auch darin den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister zu sehen. Es ist sonderbar, daß die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, zu welcher Zeit es an Farbe, Form und Lage am meisten wechselt, so sagen sie: Unsere abgeschiedenen Freunde sind sehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung voraus zu bestimmen. Die Erfahrung bestätigt meistentheils die Richtigkeit ihres Urtheils. Ist das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizont zu zeigen, ist seine Farbe blaß und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist: so wird dieses noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels gesehen, nimmt es eine bestimmte Form an, fährt

und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin, oder bildet es einen schmalen Strom, oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel: so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechselnde Farben annimmt. Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen solchen, der über das südliche Festland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genöthigt, um Ein Uhr, während der Zeit unseres Mittagsessens, Licht anzustecken, und um zeichnen und schreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unser Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend stark, um vor dem Hause im Freien Gedrucktes lesen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Uebungen (auf die sich die Thätigkeit der Eingeborenen und Kaufleute beschränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und fest, so daß man über die tiefsten Abgründe gehen konnte, ohne einzusinken. Nun ward auch unsere Abreise von Hammerfest *) beschlossen, und weil das Wetter günstig war, sollte auch die Schlittenkaravane die Nacht durch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte sich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen besäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauspiel war in höchstem Grade herrlich und prachtvoll. Der Frost war scharf; es blitzerte und blinkte am Himmel und auf der Erde.

Es ist schwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beschreiben, denn sie wechselten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb bis zu der Farbe des Hochroths, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Aether ins Auge. Das Nordlicht begann um uns und über uns zu spielen. Ein blasser Flammenguß strömte zuerst von dem Scheitelpunkte, dann schossen zitternde Feuer schnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Planet der Nacht hoch am Firmamente seine Bahn verfolgte und mild und schwermüthig auf uns niederschaute. Es glimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahllosen Edelsteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tausend und aber tausend Krystalle erinnerte an die Mährchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer schöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magischen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unsern abenteuerlichen Pelzgestalten, von Frost und Reif dick überzogen, und stillschweigend dahin jagend, von den zackig-behörnten Schneerossen gezogen, hatten wir weniger das Ansehen von Menschen als von

*) Eine Handelsniederlassung an der Nordküste der Finnmark (des norwegischen Lapplands).

einer Bande unterirdischer Wesen, die den öden Raum durchstrichen, um mit den lappländischen Hexen zu tanzen, und ein Fest der Mitternacht zu feiern.

---

3. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden. *)

In einer Bucht von Qualöe (Walfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dieß ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte; mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thal versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren rothen Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fluglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrirte Flagge des norwegischen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erscheint der Name Hammerfest in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der sichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen schon bekannt, und ebenso den russischen Fischern, welche bald sich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küsten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopolisirte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung dieser Gegend in eine Art Sklaverei herunter und stürzte sie in das tiefste Elend. Im Jahre 1789 begriff die dänische Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen sie mit einer habgierigen und grausamen Gesellschaft geschlossen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfest empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannschaft. Nach der Meinung derer, welche diesen Regierungsbefehl von 1789 ausstellten, sollte die Stadt einen reißenden Aufschwung nehmen. Man glaubte sie bestimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, dessen Niederlage zwischen Finnmark und

---

*) Aus Marmier's „Lettres sur le Nord," Paris 1840. (Vergl. Ausland Nr. 73, 1841.)

Archangel zu werden; aber diese Hoffnungen verwirklichten sich nicht; Hammerfest blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1801 sah, entwirft davon ein trauriges Gemälde: die ganze Stadt — sagt er — besteht aus neun Wohnungen, das Haus des Geistlichen inbegriffen, vier Kaufleuten, einem Zollhaus, einer Schule und einem Schuhmacher. Seine Bevölkerung übersteigt nicht 44 Personen. Man findet daselbst keine Nahrungsmittel, nicht einmal Holz, um sich zu erwärmen.

In dem Zeitraum von 30 Jahren ist aber dieser Flecken mächtig empor gekommen. Wenn der gelehrte Reisende heute dorthin zurückkäme, würde er ungefähr 80 Häuser und 400 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirthshäuser, die den Namen Hôtel tragen, Handwerker und Fabriken, ja selbst ein Billard finden. Dieser Fortschritt ist durch die Betriebsamkeit der Kaufleute geschehen, und Kaufleute bilden die ganze Aristokratie dieser Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Consularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Consul", und ihre Gattin, anstatt sich bloß einfach „Madame" rufen zu lassen, wird „Frue" genannt. Im Alltagsleben ist die Auszeichnung des Consuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger ist zu bescheiden, um einer so vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufseher allein mit seinen goldgestreiften Pantalons und mit seiner stets durch eine anspruchsvolle Tresse gezierten Mütze könnte den Rang streitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um sich nach Archangel oder Tromsö zu wenden; andere gehen von Insel zu Insel, ihre Ladung voll zu machen, aber eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w., und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnmark. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfange, an sich, und verbreitet im Einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distrikts.

Die Russen kommen in großer Anzahl in diese Stadt. Kaum sieht man jährlich zwei oder drei schwedische, dänische oder deutsche Briggs; aber jeden Tag führt der günstige Wind mehrere Bodjes heran. Dieß sind kurze Fahrzeuge von drei Masten, die Mehrzahl so abgenutzt und alt, daß man sie kaum fähig hält, einem Sturme zu widerstehen. Die kleinsten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten sind die Planken mit Hanf zusammengebunden. Man erzählt, daß, als einst der Kaiser von

Rußland eines von diesen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen sah, ihm dasselbe so auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, welche einen Matrosen von Portsmouth erschrecken würden, umschiffen die Russen das Nordkap, und dringen in alle Buchten des Eismeeres. Während die Einen den Handel mit den Finnmarken ausbeuten, begeben sich die Andern auf die Fischereibänke. Geschickter und thätiger als die Norweger haben sie oft ein mit Fischen reich beladenes Boot, wo ihre Concurrenten oft nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es ist ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küste zu fischen, aber sie überschreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen sind. Durch Beharrlichkeit ermüden sie die Aufmerksamkeit Derer, welche sie überwachen sollen. Im Osten, im Westen, im Norden, von allen Seiten umringen sie die Küste von Finnmark; ohne Aufhören kehren sie wieder.

Neben den russischen Fahrzeugen erscheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fische bringt, die er mühsam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Theil seiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt man alle Arten von Trachten, sowie man alle Sprachen des Nordens hier sprechen hört. Der Kaufmann ist daselbst immer auf dem Platz und beschäftigt, die Mütze von Fischotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von seinem Comptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt ist die Zeit der Arbeit. Von diesen drei oder vier Monaten seiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fischladungen nach Spanien und Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geschäften; nur Abends bei der Punschbowle wird geplaudert. Dann überlassen sich diese braven Kaufleute mit Lust ihren Herzensergießungen, ihren gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohne Gleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und den Felsen ausbreitet, o! das ist ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monat August habe ich von der Höhe dieses wie eine Thurmspitze aufsteigenden Piks die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all' ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte in Licht; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne zwischen den Hügelwänden in ihrem

Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer krystallenen Schaale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat December sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle mögliche Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dieß ist das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der Erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und Jedermann läuft auf den Hügel: Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rothe Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet.

4. Scenen aus Sibirien.

Man erstaunt über die Gefahren und Entbehrungen, denen sich der Kaufmann Preis giebt, welcher auf dem Schiffe der Wüste — dem Kameele — Afrikas oder Arabiens glühenden Sandozean durchzieht, der stets bereit ist, den kühnen Wanderer unter seinen Wogen zu begraben. Räuber drohen dort mit Plünderung und Sklaverei, heiße Winde wälzen sich erstickend über die unabsehbare Fläche daher; dagegen ist aber auch die Reise ziemlich schnell gewesen, und reicher Gewinn entschädigt den kühnen Abenteurer zur Genüge. Man betrachte nun aber den Russen, der, um 10 Procent zu verdienen, jährlich zweimal 3000 Werste von Jakutsk bis zur Kolüma und zurück, bei einer Kälte von 30 Grad, durch dichte Wälder und über unermeßliche gefrorene Sümpfe macht, ohne Monate lang einen Menschen zu sehen und für sein Haupt ein Obdach zu finden, in steter Gefahr, unterwegs durch Schneegestöber verschüttet, oder in seinem Nachtlager die Beute wilder Thiere zu werden, oder endlich, was noch schlimmer ist, nach dem Verlust seiner Pferde, die oft aus Mangel an Futter zu Grunde gehen, sich lebendig in der Wüste begraben zu müssen!

Langsam, eines hinter dem anderen, Schritt für Schritt, schleppen sich die ermüdeten Pferde unter der Last von sieben Pud. *) Schwer schreiten sie durch die Schneehaufen, auf denen man nur die Fußstapfen wilder Thiere, nur die Schichtenstreifen des gestrigen Schneegestöbers erblickt. Die Reisenden, in Dachi **) und Pelze gehüllt, in ungeheuren Mützen, Tschabak genannt, mit dem Haare nach Außen, und in Rennthier-Untas ***), die fast bis an den Gürtel reichen, mit Larven und Halskragen vermummt, sitzen unbeweglich auf hohen jakutischen Sätteln. Alle schweigen. Die Luft ist schwer und düster; die Karavane zieht durch fühlbar dichte Nebel. Endlich bricht das Licht des Tages herauf; am Rande des Horizontes erglüht der blutrothe Streif des ersten Morgenstrahles, die dichten Dünste beginnen ihre Hülle zu heben, aber noch lagern sie wogend über dem Haupt des Reisenden. Die Sonne geht auf; wie eine Feuerkugel erscheint sie, die auf der Erdfläche daher rollen will — nun spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee und den von Eis starrenden Sumpfgräsern und den Zweigen der niederen Gesträuche. Diamantene Trodbeln, Fäden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Strahlen — Flitter schweben glitzernd in der Luft — Strahlen schießen auf und wogen gleich Saatfeldern auf dem Boden; die durch den Nebel zurückgeworfenen und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der Erde hervor in mannigfachen phantastischen Gebilden als Thürme, Säulen, Schlösser, —

---

*) Ein Pud = 40 schwere Pfund.

**) Ein Pelz aus Ziegen- und Pferdefellen, das Haar nach Außen.

***) Stiefel aus Rennthierhaut bis über die Knie hinauf.

eine prachtvolle Erscheinung, die aber schon im nächsten Augenblick wieder verschwunden ist. *)

Die Sonne sinkt, und mit ihr zerrinnt der ganze bunte Zauber; auf's Neue dehnt sich in unabsehbarer Ferne die weiße Decke des Schnees aus, auf's Neue stehen ringsum die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. Kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste, man ist im Reiche des Todes!

Endlich ist nach den Kennzeichen die Stelle des Nachtlagers in der Nähe. Die Treiber ermuntern ihre Pferde durch den Ruf bar! bar! (vorwärts), und bald ist man an Ort und Stelle. Hier soll übernachtet werden. Schwarzgebrannte Baumstämme starren aus dem Schnee — hier die Feuerstätte. Die Reiter steigen ab. Die Jakuten entlassen ihre Pferde, Andere von ihnen suchen Weideplätze, wo ihre Thiere mit leichterer Mühe das dürftige Moos aus dem gefrorenen Sumpfe mit dem Hufe hervorscharren können; noch Andere schleppen Reiser herbei. Allmählig flammt knisternd ein kleines Feuer auf; die Kaufleute lagern sich auf Decken um dasselbe her, und erwarten Thee und Abendessen. Die Kleidung, Alles ist von Froststaub weiß, die Larven sind mit Eis überzogen, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen freier; aber ihr Athem fliegt zischend als Reif; sie sprechen, und die Bewegungen der Töne sind in der Luft sichtbar. Es dauert lange, bis man den Schnee schmilzt, bis das gefrorene Brod aufthaut, und das Essen gekocht ist, das man genießen muß, ohne den Kessel von den Kohlen zu nehmen und ohne die Fausthandschuhe auszuziehen. Legt man sich aber schlafen, so muß man sich durchaus bis auf's Hemd entkleiden und in andere trockene Pelze hüllen, damit die von den Ausdünstungen durchdrungenen Pelze wieder trocknen können. Man kann sich vorstellen, wie angenehm ein solcher Kleiderwechsel und ein solches Nachtlager bei Wind und Kälte ist. Oft erhebt sich in der Nacht ein Sturmwind, und überdeckt Reisende und Pferde mit Schneehaufen. Dann geschieht es zuweilen, daß man in dieser Lage zwei Tage bleiben muß, um den Thieren die nöthige Erholung zu gönnen. Mit dem Morgen beginnt man die Reise wieder bei dem Glanze des Nordlichts, das entweder als Racketengarbe über den Himmel ausgebreitet liegt, oder als

---

*) Aehnliche Luftgebilde (mirago) sahen zur Winterszeit der Oberst Tode in Mittelasien, und der Capitain Wrangel während seiner gefährlichen Fahrt mit Hunden auf den Eisschollen der Behringsstraße. Dem Ersteren erschien die Luftspiegelung als majestätische Stadt mit gezackter Mauer, mit Minarets und Thürmen; dann wieder als wundervolle Schlösser, von riesigen Bäumen beschattet. Dem Letzteren erschienen Felsen, Wälder, Ufer von Seen u. s. w. Es ist zu bemerken, daß dieß nicht die Wasserspiegelungen der Fata morgana (mirement) sind, welche Gegenstände verkehrt oder hoch in der Luft darstellen; auch nicht das sogenannte „Wasser der Wüste" (surab), wie die Araber und Perser die optische Täuschung eines Meeres nennen, das vor den Augen der Reisenden sich ausbreitet; sondern ein besonderes noch nicht erklärtes Phänomen. Die Indier nennen es Sir cote, Winterhäuser; die Völker Sibiriens scheinen noch keinen besonderen Namen dafür zu haben.

Regenbogen aufgeht, oder in leuchtenden Strahlen aufschießt. Die ganze Reise ist von ertödtender Einförmigkeit. Nur ein unbehaglich krankhaftes Gefühl erinnert den Menschen, daß er noch lebt; Herz und Sinne sind erstarrt, und der Geist ist öde und wüste, wie die Natur rings umher.

Sind auf diese Weise die Waaren nach den Polargegenden gebracht, so werden sie von den Kaufleuten in Saschiwersk, in Mittel- und Nieder-Kolymsk, an Beamte, an die aus Kosaken bestehenden Einwohner, an Jakutenabkömmlinge, die ihre Muttersprache vergessen haben, an Korjaken und Tschuktschen auf den im März oder Anfang Aprils gehaltenen Jahrmarkte verkauft. Gegen Kessel, grobe Tücher, Nankin und allerlei Kleinigkeiten handelt man die schönsten schwarzen Füchse, schwarze Zobel und Polarfüchse ein — Pelzwerke, die manchen schönen Hals zu Paris als Palatine schmücken, oder den Fashionables zu Petersburg als Winterkragen dienen, oder den moskowitischen Kaufmannsfrauen als Saloppen, und selbst der Sonne des Weltalls, dem Schach von Persien, als Prachtpelz. Die Tschuktschen, ein bösartiges kriegerisches Volk, nehmen zwar von der russischen Regierung Geschenke für ihre Aeltesten an, erkennen aber die russische Oberherrschaft nicht an. In den letzten Jahren kamen nicht mehr so Viele von ihnen als sonst zum Jahrmarkt, auch sah man bei Mehreren von ihnen Flinten, die nicht russisches Fabrikat waren; wahrscheinlich hatten die amerikanischen Walfischjäger sie damit versehen. Die Tschuktschen sind wie alle wilden Stämme leidenschaftliche Freunde des feurigen Giftes — des Branntweins. Zwar ist der Tauschhandel mit dieser heillosen Waare streng verboten; allein man weiß ja, daß verbotene Frucht nur um so süßer schmeckt. Für das erste Glas Branntwein erhandelt man leicht einen schwarzen Fuchs; für das zweite ist der Tschuktsche bereit, das Dreifache zu geben; doch zähmt gewöhnlich die Furcht, durch die Berauschung des lüsternen Wilden verrathen zu werden, die Gewinnsucht. Nachdem man die Felle in Zimmer *) getheilt, in Felleisen eingenähet, und Mammuthknochen **) eingehandelt hat, beladen die Kaufleute ihre Pferde, und eilen über die gefrorenen Moräste zurück, bevor die Rinde unter dem Moose aufthaut, um bei dem Schlusse des Jahrmarktes zu Jakutsk einzutreffen, wo sie im Julius bei ihren Frauen und Verwandten anlangen.

Kehren wir aber zu den Ufern der Kolyma zurück. Das Aeußere der

---

*) Ein Zimmer = 40 Felle.

**) Es werden jährlich nicht weniger als 2000 Pud Mammuthknochen ausgeführt, und das Pud in Jakutsk mit circa 25 Rubel verkauft. Es ist zu bemerken, daß die Hauzähne dieser ungeheuern Thiere größtentheils in verticaler Lage gefunden werden, und oft aus der Erde hervorstarren, daher sich vermuthen läßt, daß dort ganze Mammuthgerippe in ihrer natürlichen Stellung begraben liegen. — Unweit der Kolyma findet man außer dieser Elephantenart noch die Knochen ähnlicher Thiere. Unter anderen haben die dortigen Einwohner die Hörner des Rhinoceros zu Klauen eines großen Vogels erhoben, welcher vormals ihr Land verwüstet haben soll.

an diesem Flusse liegenden Städtchen — wenn sie anders diesen Namen verdienen — läßt nicht viel erwarten. Längs dem flachen Ufer liegen einige zehn Häuser ohne Höfe, ohne Nebengebäude, weil man dort weder Viehzucht noch Landwirthschaft treibt; eine kleine hölzerne Kirche, ein Magazingebäude für Korn und Salz, hier und da Jurten — dieß ist Alles, was man Kolymsk nennt. Hierzu füge man noch ausgespannte Netze zum Trocknen, dünne Stäbe mit daran aufgespießten Fischen, hin und wieder ein Mensch, aber viele umherlaufende Hunde — so ist das ganze Gemälde fertig. Aber auch in dieser traurigen Einöde des aus der menschlichen Gesellschaft gleichsam verstoßenen Kymmerierlandes wohnen Menschen mit Wünschen und Leidenschaften, mit Freude und Lust im Herzen. Je seltener dort Reisende sind, ein desto größeres Fest ist ihre Ankunft. Die Anwohner von Kolyma sind sehr gastfrei. Natürlich muß hier der Schlaf den größten Theil der Zeit einnehmen, da der ganze Winter in einer ununterbrochenen Nacht besteht. Aus Sparsamkeit schläft man gewöhnlich bei Tage, da in der Nacht das Nordlicht leuchtet und die Oellampe ersetzt. Nachdem man die weichen Federbetten und Daunenkissen verlassen hat, sammelt man sich um den Ssamowar (Theekessel), den man den Abgott der Sibirier nennen kann. Man trinkt langsam und lange Thee, wozu man den Zucker abbeißt, und fängt aus langer Weile an, Verwandte und Bekannte durch die Hechel zu ziehen.

Wenn die Kaufleute zu Kolymsk angelangt sind, so beginnt daselbst ein wahres Karneval. So theuer auch dort berauschende Getränke sind, so folgen doch nach dem Schmause Trinkgelage, daher auch nur Wenige sich bereichern, obgleich der Tauschhandel ungemein vortheilhaft betrieben wird. Gesänge und Spazierfahrten füllen die übrige Zeit, und bei diesen Fahrten mit Hunden geschieht es nicht selten, daß eine ganze muntere Gesellschaft mit ihren Frauen und Töchtern unwillkührlich in die Hetze eines weißen Bären verwickelt wird.

Oft nämlich gewahren die Hunde einen Bären, der vom Hunger getrieben verfaulte Fische in den Gräben nahe bei dem Städtchen zu erbeuten sucht. Durch ihre Menge ermuthigt stürzt sich alsbald der ganze Schlittenvorspann auf das Wild: kein Zuruf wird mehr gehört, kein Zügel mehr gefühlt. In Windesflug geht es dem zottigen Räuber nach; er wird erreicht, umringt, zerzaust. Den Schrecken, das Geschrei, die Verwirrung kann man sich denken. Fast immer endet jedoch diese Jagd glücklich, weil die Hunde den Bären in dem Schlittengeschirr wie in einem Netze verwickeln und auf den Schnee niederwerfen, so daß die Männer nichts weiter zu thun haben, als das Thier mit den kleinen Lanzen zu erstechen, welche bei den schwankenden in Riemen eingehängten Schlitten als Stützen gebraucht werden. Wenn nun die aus dem Schlitten geworfenen und zerquetschten Personen sich wieder zusammen gefunden haben, geht die Fahrt nach Hause zurück, zum Ssamowar, zum Tabak, zum Branntwein — drei

Dinge, ohne die man hier nicht leben zu können glaubt. Der Kolymane, der bei Tisch kein Brod hat, und sogar beim Thee getrocknete Fische oder Jukola statt des Zwiebackes genießt, giebt Alles hin, um Branntwein zu trinken, obgleich derselbe theurer ist, als Mehl. Die dortigen Frauen sind bereit, ihre letzte Parka *) für etwas Thee und einige Stücke Zucker hinzugeben. Tabaksdose und Pfeife kommen nicht aus den Händen der nördlichen Sibirier.

Doch nicht ewig liegt der Winter auf den gefrorenen Morästen des Nordpols. Der Sommer erscheint gleich einem Zugvogel; zwar ist er kurz, aber um desto schöner. Die Natur, welche dieser Gegend Getreide, Küchengewächse und jede Art von arbeitenden Hausthieren entzogen hat, entschädigt sie dafür im Sommer durch große Schaaren von Zugvögeln, welche man zur Zeit des Mauserns zu Tausenden in Netzen fängt, wobei zugleich eine zahllose Menge von Eiern gesammelt wird. Die Flüsse füllen sich mit schmackhaften Fischen in unglaublicher Menge, und die wilden Rennthiere liefern Fleisch für das ganze Jahr. Bei der Jagd dieses nützlichen Thieres, das die wahre Vorrathskammer der Lebensbedürfnisse für die Bewohner des dürftigen Nordens bildet, geht man auf folgende Art zu Werke.

Sibirien ist reich an verschiedenen Arten von Hirschen. Es giebt dort wirkliche Hirsche und Elenthiere, die von den Engländern Elk, von den Amerikanern Moose-Deer (Moosthier) genannt werden, und deren Geweihe bei den Chinesen in hohem Preise stehen; endlich die eigentlichen sibirischen Hirsche oder Rennthiere. Diejenigen der letzteren, die in bergigen Gegenden leben, weiden im Winter in den Thälern, und fliehen in der Sommerhitze vor Mücken und Bremsen auf die Schneegipfel der Berge. Diejenigen aber, welche in Wäldern leben, ziehen im Sommer weiter nach Norden auf die gefrorenen Moräste, theils der Ruhe halber, theils wegen des reichen Mooses, ihres Lieblingsfutters. Da die Zeit, wo die Rennthiere wandern, allen Bewohnern an der Kolyma und den umliegenden Hordenlagern bekannt ist, so versammeln sie sich in kleinen Booten, Windka genannt, an der Stelle, wo die Rennthiere gewöhnlich durchzuschwimmen pflegen, weil diese Thiere immer auf einer und derselben Fährte ziehen. Im Grase versteckt oder in den Booten liegend, erwarten die Jäger ihre Beute. Mit Tagesanbruch hört man die Tritte der zahllosen Heerden. Das vorangehende Rennthier oder der Führer der Heerde läuft allein zum Flusse, schüchtern blickt es umher, horcht, schnaubt, zieht den Wind ein — Alles ist still und unbeweglich. Ohne eine Gefahr zu ahnen, kehrt es zur Heerde zurück, die sich nun anschickt, über den Fluß zu gehen. Munter setzen die Rennthiere ins Wasser und schwimmen stolz mit zurückgeworfenem Geweihe dem jenseitigen Ufer zu. Wenn ein Paar Tausende bereits im Flusse sind, stürzen sich die Jäger mit furchtbarem Geschrei von allen Seiten in die Mitte der

*) Die Parka ist ein Hemd aus Rennthierfellen.

Heerde, während die im Hinterhalt liegende Schaar den übrigen Rennthieren in den Rücken fällt und sie in den Fluß treibt. Nun beginnt das Schlachten. Die Boote umzingeln rasch die Heerde, schneiden sie von den Ufern ab und zwingen sie, stromaufwärts zu schwimmen. Die kühnsten Jäger stürzen sich in das dichteste Gedränge der Thiere und tödten sie rechts und links mit ihren kleinen Lanzen, die sie ihnen nahe bei dem hintern Schenkel in den Leib stoßen. Die getödteten Rennthiere werden von der Strömung fortgetrieben, aber von den unterhalb aufgestellten Booten ans Ufer geflößt. Die verwundeten Rennthiere flüchten sich auf die Sandbänke, wo sie vom Blutverluste und Schwimmen erschöpft niederfallen. Die getödteten Rennthiere werden unter alle Jäger zu gleichen Theilen vertheilt; die auf den Sandbänken verenden, gehören aber dem, der sie verwundet. Diesem Herkommen zufolge wissen einige Jäger den Stoß so zu berechnen, daß das verwundete Thier nur bis zum Ufer und nicht weiter kommt. Indeß hat die Strömung die ganze Gruppe von Jägern und Thieren weiter abwärts getrieben — doch der Kampf dauert fort unter wildem Freudenjubel, aber nicht immer gefahrlos. Manches Rennthier, die Gefahr erkennend', wirft sich auf die Seite und stürzt durch einen heftigen Stoß seiner Hinterläufe das Boot um. Manche Jäger stürzen in der Jagdhitze selbst aus den Booten. Endlich macht die Ermüdung dem Kampfe ein Ende, der erst im Herbste bei der Rückkehr der Rennthierheerden auf gleiche Weise wieder erneuert wird. Das Gehirn und die Zunge der Rennthiere gelten in Kolymsk als das köstlichste Gericht, und werden nur sehr geehrten Gästen vorgesetzt.

---

5. Der Schnee im hohen Norden.

* *
*

Sobald wir von einer Reise in Afrika hören, malt uns unsere Einbildungskraft eine glühende, dürre Sandwüste ohne Busch und Quell, in der der Wanderer vor Durst verschmachtet; Niemanden aber fiel es vor Parry und Sloane ein, daß der Reisende in den mit Eis und Schnee bedeckten Ebenen des nördlichen Amerikas mit den Karavanen, die Afrikas Sand durchziehen, eine der schrecklichsten Qualen theilt, daß der Pelzjäger, obgleich auf einem Meere von erstarrtem Wasser, seine trockenen, brennenden Lippen nicht erfrischen kann, daß der Schnee, den er ißt, seinen Durst nur steigert. — In den hohen Breiten von Nordamerika fällt der Schnee mit Wintersanfang. Sodann herrscht bei unbewölktem Himmel strenger Frost, bis die Nebel und der Vögel Heimkehr den nahenden Frühling verkünden. Der frisch gefallene Schnee schmilzt bei Tage selbst an der Hudsonsbay an der Oberfläche, diese friert aber wieder bei Nacht, und so bil-

det sich eine glatte Eisrinde, über die der Schlitten und der Jäger mit seinen Schneeschuhen pfeilschnell dahinfliegen. Man bekommt hier einen ganz andern Begriff vom Schnee, als in geringern Breiten, wo man sich denselben immer als eine weiche, feuchte Masse denkt. Durch die angeführten Umstände wird der Winter z. B. am Ufer des Winipeg nichts weniger als unangenehm, ja er ist wegen der Jagd der Pelzthiere die lebendigste Jahreszeit.

Der Durst wird in diesen Ebenen häufig sehr groß, jedoch nicht so sehr als in den afrikanischen Wüsten, weil man ein untrügliches Mittel dagegen fast immer zur Hand hat; so lange er aber dauert, ist er sehr quälend, und der Schnee, den man etwa genießt, steigert die Entzündung im Munde auf eine unerträgliche Höhe. Häufig sieht man Jäger auf der weißen, unabsehbaren Fläche die Erdhaufen, welche die Bisamratzen in den von den Sommerregen gebildeten Morästen bauen, nach dem Wasser umwühlen, das sich nicht selten noch darunter findet, und es, so faul und unrein es auch ist, mit Begierde trinken. Die Reisenden führen daher auch in diesen Gegenden im Winter, als unentbehrliches Meubel, einen kleinen Kessel mit sich, worin man den Schnee schmilzt und das Schneewasser siedet. Nur wenn man das Wasser gesotten hat, ist es trinkbar; blos geschmolzener Schnee ist bitter und löscht den Durst nicht; gekocht hingegen und erkaltet, schmeckt dieses Wasser so gut als das beste Quellwasser. Aber nur in Wäldern und an geschützten Orten kann sich der Reisende im hohen Norden von Amerika Brennmaterial verschaffen; in den Ebenen ist es sehr selten, und der Frost ist so stark, daß es sehr gefährlich ist, weit nach Holz auszugehen; überdieß wirbelt sehr häufig ein heftiger Wind den Schnee auf; er verfinstert die Luft und macht dem Reisenden oft Tage lang die Fortsetzung der Reise unmöglich.

In solchen Stürmen lernt man begreifen, warum der Kanadier seine Hunde so hoch hält. Ein Fremder sieht für 30 Hunde von kleiner Race 50 Pfund Sterling bezahlen, und lacht den Käufer aus; stärkere Hunde, meint er, wären besser, und auch dann scheint ihm der Preis übermäßig hoch. Der Kanadier wird aber in seinem Schlitten in einer ungeheuern Ebene von einem Schneesturm überfallen, und weiß nicht mehr, wohinzu sein Haus liegt; auf dem Wege dahin ist zehn, zwölf Fuß hoher Schnee; die Flocken stürmen so dicht um ihn, daß er den vorausgespannten Hund nicht mehr sieht; wie soll er sich helfen? er muß zu Grunde gehen. Sonst leitet er seine Hunde beständig, jetzt überläßt er es ganz ihnen, den Weg zu suchen. Nur so lange hat er Bange, als er sie ängstlich hin und her suchen sieht; denn kaum hört er den vordern Hund anschlagen, so weiß er auch gewiß, daß die Spur gefunden ist; er fliegt nun pfeilschnell über die dünne Eisdecke des Schnees weg, die unter schweren Hunden einbräche, und ist bald daheim oder in einem nähern befreundeten Hause. — Zuweilen hält es der Reisende für räthlicher, liegen zu bleiben, bis der Sturm vor-

über ist oder nachgelassen hat; selten hält er lange an, und es wird immer gut Wetter darauf. Da oft mehrere Wege in verschiedenen Richtungen laufen, und die Hunde bei allem Scharfsinn doch unmöglich wissen können, welchen ihr Herr einschlagen will, so spannt er sie aus und giebt ihnen etwas Futter; dann gräbt er sich ein Lager in den Schnee, legt seine Flinte neben sich, seine Hunde lagern sich über ihn her, und bald liegen Alle in festem Schlafe. So bringt er ruhig, wenn gleich in der Nachbarschaft der Wölfe und viele Meilen von jeder menschlichen Wohnung, die Nacht zu. Er träumt auf seinem Schneebett von der Heimath und den Seinigen, und steht morgens gesund und munter auf.

Man kann also mitten im Schnee vom heftigsten Durst gequält werden, und andererseits, trotz dem, daß der Schnee so locker ist, daß man mehrere Fuß darunter noch frei athmet, mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln sich warm und bequem darin betten, während der Thermometer mehrere Grade unter Null steht, und ein heftiger, schneidender Wind Jedem das Leben kosten würde, der sich auf dem Schnee dem Schlafe überließe.

Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg. — 2. Charakter der Russen.

Petersburg *).

1. Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner.

Wenn unsere im grauen Alterthume gebildeten und im wüsten Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarresten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten im Bauplane oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Noth die Mauern ballte, die Gebäude zu Thürmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte: so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, Alles bequem, verständig und genießbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns tarirt und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe. Die 50 Quadratwerste **), welche Petersburg für sich nahm, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbstständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich ganz bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbstständig hervor, sich malerisch präsentirend.

---

*) Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl.

**) Gleich einer Quadratmeile. Auf unsere deutsche Meile, mit der die geographische ziemlich übereinkommt, gehen sieben Werste.

Aber eben deshalb, weil das Einzelne sich breit macht, verliert das Ganze an Einheit, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht, es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der Mannigfaltigkeit des Lichts, es ist Alles so bequem, verständig, so neu, ja so schön, daß es schwer hält, auch nur Eine poetische Ansicht zu gewinnen, wie man sie in unsern an Contrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten unschwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so eben ist, so daß sich kein Theil über den andern erhebt. Nichts hebt sich, nichts gruppirt sich, Alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Namentlich macht sich diese Eigenthümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo Alles, der Boden, die Dächer, die Newaarme, mit einer und derselben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schnees, überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab, und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln; die beschneiten Dächer zerfließen mit den graulichen Tinten des Himmels, ohne die Häuser deckend abzuschließen, und die nordische Palmyra gleicht dann vielmehr einem Nebelgebilde, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Kein Ort erleidet aber auch eine so interessante Verwandlung als die Newatochter im Frühling, wenn ihr Himmel sich abklärt, und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von Neuem vor den Augen des Zuschauers aufbaute. Die Häuser fassen nun auf dem dunkeln Grunde festen Fuß, die lebhaften Farben der grün angestrichenen Dächer und der auf blauem Grunde mit goldenen Sternen beschneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Thürme, die sich aus der Eiskruste hervorschälen — erfreuen nun das so lange Zeit aller erquickenden Farbenspeise entbehrende Auge mit frischem Reize, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen haben, werfen aus tausend Spiegeln das Bild der schmucken Paläste zurück.

Keine unserer heutigen Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengesetzt zu sein, wie Petersburg, wo selbst die Hütten der Armuth einen Anstrich von Großartigkeit haben. Es giebt z. B. drei Gebäude in Petersburg, die nur durch einen Flußarm von einander getrennt sind, die Admiralität, das kaiserliche Schloß und das erste Cadettencorps. Um auf dem geradesten Wege von dem einen Ende dieser drei Häuser zum andern zu gelangen, muß ein fleißig daherschreitender Fußgänger 25 Minuten wandern, denn die Entfernung beträgt etwas mehr als eine englische Meile. Es giebt viele Häuser in

Petersburg, in denen mehrere tausend Menschen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hospital der Landtruppen 4000 (Krankenbetten), im Findelhause 7000 (Kinder), im großen Cadettencorps mehrere tausend junge Leute. Von manchen Häusern haben die Besitzer eine Einnahme, wie sie manche Grafschaft nicht trägt, denn einige bringen jährlich an 100,000 Rubel. Selbst unter den Privathäusern sind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel u. s. w. der Burg in Wien wenig nachgeben. Ein Haus z. B., das ich öfters besuchte, bildete in seinem Erdgeschoß einen Bazar, in dem Kaufleute alle tausend Bedürfnisse dieses irdischen Lebens feil boten, während auf der andern Seite eine Reihe deutscher, französischer und englischer Künstler und Handwerker ihre Schilder aushängen hatten. In der Bel-Etage wohnten zwei Senatoren und die Familien mehrerer reichen Particuliers. In dem zweiten Stock befand sich eine berühmte pädagogische Anstalt und eine ziemliche Anzahl von Akademikern, Lehrern und Professoren, und in verschiedenen Hintergebäuden hausten unter vielem obscuren Volke mehrere Majore, Obersten, einige abgedankte Generale, ein armenischer Priester und ein deutscher Prediger.

Die meisten Häuser in Petersburg sind bis jetzt nur zweistöckig, und nur in den innersten Stadttheilen findet man drei- und vierstöckige. Die Mehrzahl ist hölzern, denn die Russen haben eine gleiche Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuser, die auch in der That viele Vortheile gewähren, namentlich in Hinsicht der Wärme. Die Regierung sucht aber die hölzernen Häuser mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadttheilen sind sie ganz und gar verboten.

Das Bauen der Häuser ist in Petersburg kostspieliger, als in jeder andern Stadt des Reichs, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn theurer sind als irgendwo, dann auch der Fundamentirung willen. Der schwammige und morastige Boden der Stadt macht es durchaus nöthig, daß man zuvor ein ganzes Gerüst u n t e r die Erde versenke, ehe es möglich ist, daß eins ü b e r derselben erscheint. Alle größern Gebäude der Stadt ruhen auf Rosten von außerordentlich langen Bäumen, die unten in festern Schichten der Insel wurzeln.

Als Material bei den hölzernen Häusern bedient man sich natürlich der Fichtenstämme, die nach der gewöhnlichen nordischen Weise übereinander gelegt werden; bei den steinernen aber der gebrannten Ziegel und des finnländischen Granits. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, sind gewöhnlich von ungemeiner Dicke, und während man bei uns darüber erstaunen muß, wie hohe Gebäude man mit so äußerst dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, sich über die 5 bis 6 Fuß dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher Schnelligkeit gebaut. Theils treibt die Kürze der für den Bau günstigen Jahreszeit dazu, theils die Ungeduld der Russen, das Angefangene fertig zu sehen. Dafür giebt es denn freilich auch eine Menge von Häusern, die

frühzeitig an Altersschwäche leiden. Das jetzt wieder fertig gewordene Winterpalais ist das frappanteste Beispiel davon. Es wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie Theaterdecorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geflickt und geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Suite der Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu, und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musiker errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangirt, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Cabinet oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langeweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird das Speisezimmer der Kinder Schlafzimmer, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisiren steckt so tief in der russischen Natur, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf- und abnomadisiren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einem Male rasiren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über die Sumpfigkeit des Bodens Gesagten schon schließen kann, eins der theuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat für die bessern Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie

die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspective und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar, und werden wohl mit der Zeit ganz eingehen. Uebrigens wendet man in Petersburg schon deßhalb weniger Sorgfalt auf ein gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgültig ist, was für ein menschliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben ihre Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein Paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf eine Suite von einem halben Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt Mode sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangirt, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der petersburger Häuser ist der Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die fatalen Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht sehr stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Oeffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur Ein so kostbar beglasetes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangiren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaux des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämmtliche 500,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beständig verkehrten, so bliebe doch für Jeden noch immer ein Raum von

400 Fuß, und man würde etwa alle zehn Schritt einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Oede und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren, — Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten und mannigfaltigsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie die keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen diese Residenz in Berührung mit so vielen Völkerschaften des Erdballs, daß es eben so schwer sein möchte, die aufzufinden, die hier nicht durch mehr oder weniger Individuen repräsentirt wäre, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf heimischen Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militair. Da gibt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tataren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geißeln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und in voller Rüstung, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen seine kriegerischen Uebungen anstellt; den Taurier *), der seiner Steppen und seines Allah eingedenk gravitätisch durch das Getümmel schreitet; die russischen Soldaten, die geschult und geübt in langen Colonnen durch die Straßen der Stadt defiliren, — alle die verschiedenen Montirungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muß, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Uhlanen, Dragoner, Kürassire und Grenadiere, die Sapeurs, Ingenieurs und Kanoniere, die beständig zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechselnd, Kasernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keins von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normana aus dem entfernten Thule **), nicht die von Seidengespinnst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht die Indier aus Tabrobane, weder der Schopf des Chinesen, noch die weißen Zähne des Arabers.

---

*) Aus der Krimm oder Taurien.

**) Island.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen und Tscheremissen, Muhamedaner, Heiden und Christen, weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entschieden am interessantesten und schönsten entwickelt sich das petersburger Straßenleben auf der herrlichen New'schen Perspective. Diese prachtvolle Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloster auf die Admiralität in einer Länge von vier Wersten. Gegen das Ende hin macht sie einen kleinen Winkel. Sie durchschneidet alle verschiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorstädter wie die Gegenden des Reichthums und Luxus im Centrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Werthe, und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind auf der einen Seite ein Kloster, ein Kirchhof, Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt, Dorfleben und Vorstadttreiben. Weiterhin hier und da zweistöckige und steinerne Gebäude, bessere Wirthschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzstädten vergeblich sucht. Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Farben der Häuser, nach alter russischer Weise gelb und roth angestrichen, und die Menschen sämmtlich mit langen Bärten und noch längern Kaftans. Etwas weiter hin erscheinen schon Iswoschtschiks (Droschkenkutscher), die sich aus den innern Kreisen hierher verirrten, rasirte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsthurmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man setzt über ein Paar Brücken, und es offenbart sich allmählig der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich bis zum Schneider „Bouton", der seinen Namen mit ellenlangen Buchstaben an seinem Hause stehen hat. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka *) und die Anitschkow'sche Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz selbst, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentliche elegante und fashionable Stück der Perspective. Von hier an steigt das Leben schwindelnd. Vierspänner auf jedem

*) Ein Arm der Newa, mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen Magazine, die Silberbuden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller petersburger Religionen.

Von der Annitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren ist eins der anmuthigsten Amusements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder petersburger Elegant ein Mal des Tages seinen Freund an den Arm, und macht diese Promenade ein paar Mal auf und ab. Die belebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist, die hier Jeder sucht. In Genua würde es die südliche sein, weil dort Alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit brillantern Läden und Magazinen besetzt, und giebt einen höhern Miethzins, als die südliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnothwendigkeit.

Da von der Einwohnerschaft Petersburgs allein 60,000 im Dienste des Mars stehen, so ist der neunte Mann, der Einem in den Straßen begegnet, ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere sich je von ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben so bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade erscheinen müssen, so sieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger, als die Federbüsche und blinkenden Rüstungen dieser Herren. — Unter ihnen erregen besonders die Phantasie des Fremden die wilden Kaukasier, die Tscherkessen, die hier in silberne Panzer und stählerne Netze gekleidet, mit dem civilisirten russischen Offizier scherzen und plaudern, während ihre Brüder im Kaukasus den Vettern der letztern keinen Pardon geben. Doch thut man selbst in Petersburg besser, diesen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche sind beständig geschliffen, und ihre Gewehre tragen sie nicht anders als schußfertig. Sogar auf den Bällen erscheinen sie nicht anders, und tanzen mit unsern Damen die Polonaise mit scharf geladenen Pistolen. Vor einigen Jahren sah man oft einen von ihnen, einen Fürsten Ali, dem man seiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen Vieles durch die Finger sah, in den Straßen von Petersburg im launigen Uebermuthe sein Pistol gegen die Sonne oder sonst auf einen Gegenstand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haschen wollte, so sprang er rasch auf sein Pferd, das treu wie sein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeist verschwunden. Meistens schoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, seltener auf Menschen. Doch kam dieß auch vor; so einmal auf einen russischen Offizier, an dem er Aergerniß genommen, weil jener im Gespräche sich unehrerbietiger Ausdrücke gegen seine Mutter im Kaukasus bedient hatte. Glücklicherweise verfehlte er ihn, nicht weil er schlecht gezielt hatte, sondern weil ein anderer russischer Offizier noch zur rechten Zeit seinem Pistol durch einen kräftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur steckt diesen Herren so tief im Geblüt, als den Katzen, so daß es den Russen schwer wird, sie zu humanisiren, obgleich

man sie schon als kleine Knaben in die Cadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen schult.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, halb Petersburg stecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben so viele Civil- und Privatuniform tragen, die Beamten, Polizisten, Lakaien, Bedienten u. s. w., weshalb denn fast das ganze Publikum bordirt, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Nichts destoweniger ist es falsch, wenn einige Reisende behaupten, daß der Frack und einfache Ueberrock hier nichts gelte. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannschaft, die ganze englische Faktorei, alle die deutschen Barone aus den Ostseeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit-Maitres und Galant-Hommes, viele reiche russische Gutsbesitzer, Fürsten und Herren, die meisten Ausländer, insbesondere die zahlreichen Privatlehrer u. s. w. stecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Professoren wie bei den Gymnasiasten und den Zöglingen öffentlicher Anstalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformirt erscheinen, und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Thiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Phalänen, am Mittage die Sonnenfalter streichen, und das Wild im Winter einen andern Rock anzieht als im Sommer: so auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des petersburger Himmels erstaunlich wankelmüthig ist, so verändert sich der Anblick des petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abende Alles in Mänteln und Kapots, am Tage Alles luftig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verschwunden und nichts als schwarzes Volk. Heute auf dem Schnee Alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen Alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändert die Verschiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Muhamedaner, ergehen sich die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden, und am Sonntage jubeln die Schaaren der Christen hinaus. Dazu die Verschiedenheit der christlichen Sekten. Heute lauten die Lutheraner zum Bußtage, und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern. — Morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, französische und östreichische Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Uebermorgen aber bimmeln die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und

nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutrothen, schwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der russischen Kaufleute. An großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen", erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe sind. Es ist, als wenn Noah's Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämmtlichen bunten Gefieders sich entledigte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer. Der Frauen sind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das petersburger Klima nicht günstig zu sein; denn sie verblühen in demselben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind, als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht; bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Frische und Anmuth die Residenz consumirt. Die deutschen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen sich Petersburg fortwährend aus den Ostseeprovinzen, wo sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder aufwachsen, rekrutirt. Aus Finn=, Esth=, Lief= und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und Alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort. Daher haben denn auch die Russen so hohe Begriffe von der deutschen Schönheit, daß sie einer «Njemka» (Deutschen) fast nie das Beiwort «krassiwaja» (schön) versagen.

Die vorzüglichste Zeit für den Spaziergang auf der Perspective sind die Stunden nach dem Frühstück von 12 bis 2 Uhr, wo auch die vornehmen Frauen hier in die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die Handelsgeschäfte beendigt sind, wendet sich die promenirende Gesellschaft dem englischen Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade ist, beginnt, und wo sich dann auch die kaiserliche Familie einfindet. Der jetzige Kaiser hat den englischen Quai in Aufnahme gebracht. Es ist ein nicht minder prächtiger Spazierplatz, als die Perspective. Dieser herrliche Quai, der, wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt ist, geht am Ufer der Newa zwischen der Neuen und Alten Admiralität hin. Sein Bau ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharina's, die ungefähr 24 englische Meilen Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasserbauten, ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Der gewaltige Rost, auf dem die Quais ruhen, steckt tief im Sumpfe, und ebenso die ganzen Unterbauten, auf denen nur die obere schmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers ruht. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für die Wagen breite, schöne Anfahrten, deren Seiten im

Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern verziert werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen Quais zieht sich eine lange Reihe schöner Palais hin, die meistentheils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtentheils im Besitz russischer Großen sind; auf der andern Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel mit allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die auf ihm schaukeln, und gegenüber die prächtigsten Gebäude von Wasili, Ostrow, die Akademie der Künste, das Cadettencorps u. s. w. Der englische Quai stellt in Petersburg ungefähr dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße", in Hamburg der „Jungfernstieg" ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg" sagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchste und vornehmste Gesellschaft wandert, Kaiser, Großfürsten, Kleinfürsten, so ist Alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürstenfüße ausgetreten worden.

Noch eine sehr besuchte Promenade ist der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Taurischen Palais, der des Michailow'schen Palais, werden wenig oder gar nicht besucht. Nur die deutschen Handwerker haben noch einen Garten in Beschlag genommen, in welchem sie Concerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen geben, an denen auch viele Russen Theil nehmen.

Der Sommergarten ist insbesondere der Tummelplatz der petersburger Jugend, die sich unter den schönen hohen Lindenbäumen vergnügt. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, und es bietet sich hier die beste Gelegenheit, die Jugend der Stadt zu studiren. Man kann nichts Reizenderes sehen, als eine tändelnde Versammlung dieser kleinen hübschen Kosaken, Tscherkessen und Muschniks. Denn es ist bei den Russen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das siebente, achte Jahr «à la Moujik» zu kleiden. Die Haare rund herum abgeschnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübschen Gürtel zusammengehalten, und hohe tatarische Mützen, wie bei den Kutschern. In neuerer Zeit ist die tscherkessische Kleidung bei der petersburger Jugend sehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordirung und Pelzverbrämung noch hübscher steht, und noch mehr gefällt. Erst im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, sich europäisch zu tragen. Auffallend ist es aber, daß dieß nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen sich gleich anfangs der französischen Toilette.

Da die Kinder russische Bedienten haben, englische und französische Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf ein Mal, und nehmen in ihre ganz eigenthümliche Kindersprache aus allen Idiomen solche Worte auf, die ihnen eben bequem sind. Es entsteht so ein höchst merkwürdiges, eigenthümliches Sprachragout, dessen sich die petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den

Vorstellungen und Begriffen des Geistes so genau zusammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und sonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Gespräch zwischen einem reizenden kleinen Jungen und seiner französischen Bonne:

Bonne: Nikola, bist Du artig gewesen?

Nikola: Da Nana! (Russisch: Ja, Nana.)

Bonne: Bist Du gewiß nicht unartig gewesen?

Nikola: No, no! (Englisch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, russische Abkürzung für Nikola; sa französisch für sage, artig; mi russisch für mihloi, gut.)

Bonne: Ist Dein Bruder Iwan auch artig gewesen?

Nikola: Wawa na! (Wawa, russische Abkürzung für Iwan; na englisch für naughty, unartig.)

Bonne: Was hat er denn gemacht?

Nikola: Bibi koko. (Englisch: he has beaten Nicola, er hat Nikola geschlagen) u. s. w.

Die Erwachsenen sprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener, als die Kleinen. Dabei ist es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Muttersprache bleiben. Es ist kaum eine Sprache so reich an zärtlichen Ausdrücken, kosenden und schmeichelnden Diminutiven wie die russische. „Lubesnoi", „mein Lieber"; — „Milinkoi", „mein Lieberchen"; — „Däduschka", „Großväterchen"; — „Matiuschka", „Mütterchen"; — „Druschka", „Freundchen"; — „Golubtschik", „Täubchen"; — „Duschinka", „mein Seelchen" — sind Ausdrücke, die selbst von den Fremden angenommen werden; die französischen Bonnen sprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka" u. s. w., und die Deutschen geben sich unter einander diese Titel.

Auf der einen Seite steht an den Sommergarten die sogenannte „Zaarenwiese", von den Deutschen auch „das Marsfeld" genannt. Dieß ist der am meisten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten; die gewöhnliche tägliche große Wachtparade wird aber nicht hier, sondern auf dem Admiralitätsplatze in der Nähe des Schlosses abgehalten. Auch dieses Schauspiel gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüssen.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu spazieren. Der Kaiser commandirt hier gewöhnlich selbst, und da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generale und Oberoffiziere dabei zugegen sind, so ist diese einfache Parade jedes Mal ein brillantes Schauspiel und wie eine kleine Revue. Schon das allein ist ein merkwürdiger Anblick, den Kaiser in der Mitte seines zahlreichen Stabes vorüberreiten zu sehen. Er selbst eine mächtige, majestätische Figur, ihm zur Seite sein jugendlicher Thronfolger und hinter und neben ihm eine

Wolke von galoppirenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürsten Sohn und von dem Range eines Generalmajors ist. Vom aufgeregten Staube umhüllt, braust das Ganze wie eine Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordenssterne hervorschießen. Die Soldaten stehen in Reih' und Glied, und präsentiren das Gewehr, während die Zuschauer bei dem Herannahen der Majestät sich alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiser: „Guten Tag, ihr Kinder!" zu. „Wir danken Eurer Majestät!" donnert's aus tausend Kehlen in Einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer sie mit angesehen, den englischen Quai, die Perspective und den Sommergarten besucht hat, der hat vom Fache der Promenaden Nichts in der Stadt versäumt.

Uebrigens hat man gar nicht nöthig, um den Kaiser zu sehen, sich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigt sich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droschke, im einspännigen Schlitten so oft in den petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Person nennen kann, die Einem am öftersten begegnet. Es ist kein Monarch in der Welt, den so viele Geschäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peter's des Großen, wie denn auch keinen eine so ungeheure Menge von Geschäften drängen, tägliche Inspectionen der hundert Anstalten seiner Residenz, Besuche in den verschiedenen Ministerien, Revuen, herkömmliche Theilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, persönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Visiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günstlingen, ja sogar bei kranken alten Damen, und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Kaiser überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachsten und anspruchlosesten Weise von der Welt thut. Die Orientalen und Occidentalen sehen das Wunder mit Staunen, wie so viel Hoheit, Macht und Majestät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten sich herumschleifen läßt. Auf seinen Reisen im Innern des Reichs erblickt man den Kaiser oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie sie die Leibeigenen nicht besser haben, und man begreift es kaum, wie die Majestät nicht fürchtet, in den Augen des Volks an Ansehen zu verlieren, wenn sie sich so alles Glanzes baar zur Schau stellt. Man weiß dieß um so weniger zu reimen, da doch sonst der russische Hof sich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es ist dieß nicht bloß eine eigenthümliche Gewohnheit des jetzigen Kaisers, sondern überhaupt Sitte der russischen Kaiser. Peter der Große war eben so, Paul auch nicht anders, und über Alexander's einfaches Auftreten wunderten sich sogar im Jahre 1818 die Unterthanen des englischen Königs, die von dem mächtigsten Gebieter der Welt Lehren über die unnöthige Pracht erhielten. Ich bin überzeugt, daß selbst der kleinste Fürst in Deutschland glauben würde,

„billigen Anstand" nehmen zu müssen, wenn er so eine kleine niedrige Droschke besteigen sollte, wie sie der Kaiser von Rußland täglich gebraucht. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Russen, daß sie im gewöhnlichen Sein und Leben so einfach als möglich sich zeigen, während sie doch im Ganzen so äußerst prunkliebend und luxuriös sind. Die größten Magnaten lassen gerade heraus und offen mit sich reden, und man braucht bei ihnen weniger Umstände zu machen, als bei dem kleinsten Bürgermeister unter uns. „Ohne Umstände!" ist daher auch eine Redensart, die der Russe immer im Munde führt, besonders wenn er mit umständlichen, rücksichtsvollen Deutschen zu thun hat, „die sich oft nicht anders bewegen, als hätten sie ellenlange steife Manschetten an den Händen und Stelzen unter den Füßen." So sprach ein Russe zu mir über die Deutschen.

Die Aufsicht über das petersburger Straßenpublikum ist einer Classe von Menschen anvertraut, die man „Butschniks" nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen „Butken" (Buden) campiren. Diese kleinen hölzernen Buden stehen an jeder Ecke und auf jedem Kreuzwege. Drei Butschniks sind immer auf eine Bude angewiesen, in der sie ihre Betten, ihre Küche und ihre ganze kleine Wirthschaft haben. Einer, in einen grauen mit Roth besetzten Mantel gehüllt und mit einer Hellebarde bewaffnet, steht zur Zeit als Wache aus, der zweite bringt die Gefangenen in die Polizeihäuser, deren es in jedem Quartier eins giebt, überbringt auch die Polizeibefehle zu den übrigen oder zu den Bewohnern der benachbarten Häuser, und der dritte besorgt die kleinen häuslichen Geschäfte der Gesellschaft. Der Wachthabende steht Tag und Nacht in Parade auf seinem Posten und übersieht von hier aus das ihm zugetheilte Stadtviertel, arretirt die Betrunkenen, schlichtet die Streitigkeiten der Kutscher, bringt die Lärmenden zur Ruhe und unvorsichtige Iwoschtschiks, die einen Fußgänger verletzten, zur Haft. Die Butschniks haben kleine Pfeifen, mit denen sich die benachbarten Posten unter einander Zeichen geben, wenn ein Flüchtling zu haschen ist; und da sie selbst wieder stets von den die Runde machenden Polizeimeistern in Aufsicht gehalten werden, so ist die Ordnung in den petersburger Straßen im Ganzen eine sehr gute. Dasselbe gilt von allen übrigen Städten des Reichs, wo überall dieselben polizeilichen Maßregeln ergriffen werden. Es mögen wohl ein paar tausend Mann mit beständiger Regulirung und Beaufsichtigung des petersburger Straßenverkehrs beschäftigt zu sein.

Die einzigen Bewohner Petersburgs, die von dieser Inspection ausgenommen sind, sind die Raben und die Tauben, von welchen beiden Vogelgattungen die Residenz so erstaunlichen Ueberfluß hat, wie vielleicht keine andere Stadt. Sie fliegen frei aus und ein, setzen sich auf den Kopf Peter's des Großen, bald auf das Kreuz des Engels der Alexandersäule; sie krächzen auf den Kirchenkuppeln wie auf dem Dache des Kaiserpalastes. Die Raben haben ihre Hauptversammlung auf dem Annitschkow'schen Pa-

laste in der Perspective, wo sie in Gesellschaft vieler Tausende ihre Abendconversation halten. Die sitzen am liebsten auf den grün angestrichenen Dächern. Die Tauben werden bei den Russen heilig gehalten, weshalb sie auch, weil ihnen Niemand Etwas zu Leide thut, so dreist sind, daß sie auf allen Straßen mitten im Menschengewühle ihre Nahrung suchen, und dem Vorübergehenden kaum ausweichen.

2. Der petersburger Winter.

Im Jahre 1836 im Monate December warf Jemand in Moskau eine Apfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Apfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, thaute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß, ein anschaulicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas im Bösen!

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regnichte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen miteinander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee, ganz anders, als in Moskau, wo der December sich noch nie zu einer Wasserthräne erweichte, und im Januar ein Mann sich noch nie die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab als in Moskau, und eben so zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad und im Winter der Frost bis auf 30 Grad. Es giebt dieß eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60 Grad. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Differenzen der Extreme so groß. Dazu kommt, daß, sowie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres schlecht vertheilt sind, sie auch ebenso disharmonisch in den einzelnen Theilen des Jahres unter einander sich mischen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft Nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeskala

um 12 Grad hinabwirft, gleichsam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Aequator, bald zum Nordpole schwanke. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht selten 12 bis 18 Grad. Es wäre natürlich unmöglich, in einem solchen Klima zu existiren, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren Launen er durchaus nicht beherrschen kann, sein Leben durch Beständigkeit schützte und erhielte. Bei uns, wo die Uebergänge nicht so schroff und die Gegensätze der Temperatur nicht so schreiend sind, ist es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen, und bald den Ueberrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg ist man aber nicht so beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im October und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man sich zu Anfang Octobers in Pelze, die gleich auf alle mögliche Kältegrade berechnet sind, und legt dieselben erst wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Ebenso unbeweglich wie in der Kleidung ist man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich stark geheizt werden, damit das Haus sich nie auskühle. Ganz ebenso, wie man ein für alle Mal angenommen hat, die Schlittenbahn dauere fünf Monate, demzufolge man die Wagen im October in Ruhestand versetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder schmelzen. Nur leichtsinnige Ausländer versuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da sie zu ungeschickt darin sind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich also geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder thauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken", dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 bis 24 Grad wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu erhalten, und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen, denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Ge-

schäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20 Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken, als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn Alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt Jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Nase!“ erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden, und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher, als die unsrige, aber die Petersburger wie alle Nordländer überhaupt sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen sind bei Weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für Jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf- und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verschmäht, allmälig aber auch anlegt.

Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 100 Fuß Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, ein Mal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist, und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland dieselbe erst ausbrennen, und so viele Birkenstämme auch im Ofen verknisterten, so wird doch sein Inneres kaum davon durchwärmt. Erst wenn die „Juschka“ (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an, etwas im Zimmer durchzuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr ge-

schickt in allen bei dieser Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht, und sie haben kein anderes Instrument als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag nichts weiter zu thun haben, als die Oefen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten alten dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen sie schon am Abend vorher recht künstlich ihren Holzweiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein Bißchen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge sind gewöhnlich in den langen Corridors der Häuser, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit eigenen Oefen versehen ist, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, denn diesen Nordmenschen ist das Wärmeeinsaugen und Alles, was damit zusammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. s. w., ein eben solcher Genuß wie das Ausruhen und Schlafen. Es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer darum herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen sie, noch in Schafspelze gehüllt, des Nichtsthuns und der Wärme sich freuen.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im October der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Oeffnungen, und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden, und die Fenster zum ersten Mal wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß, wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann eben so lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise,

und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache. Die kleinrussischen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauses hinabgeht; an den Petersburger Häusern ist ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen zur Hausthür aufwärts geht, und dann noch eine Thür zu passiren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erstaunliche Noth. Es ist kein Zweifel, daß sie in Petersburg viel ansehnlichere Mittel haben, sich vor Kälte zu schützen. Die öffentlichen Anstalten, die man für sie getroffen hat, die Wärmestuben, die in verschiedenen Stadttheilen sich finden, und die in eisernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutscher sich wärmen, sind noch das Wenigste. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Besitz auch die Bettler sind, die dichten Wohnungen, die alle, selbst die Hütten nicht ausgenommen, luft- und wasserdicht sind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25 Grad erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichts destoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches warme Menschenleben zu Grunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr Schuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor Allem drei Dinge: Die Trägheit des Volks — das Branntweintrinken — und die Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Die Russen, so sehr lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vernehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumuthet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchen armen Kutscher froren so Nase, Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten!

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterem ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten" Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskrystalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre Alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Krystallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen — Alles erscheint weiß mit Eis inkrustirt. In den Straßen zeigt Alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil Jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle andern Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt" — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all' dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

3. Die Newa.

Die Newa ist der Abfluß des Ladogasees *), und ihre Gewässer, die in jenem 100 Quadratmeilen großen Becken die letzte Spur des Bergstaubes absetzten, kommen lauter und krystallrein bei Petersburg an. Es ist ein Strom von wenig Meilen Länge, der sich eine Meile vor seiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme theilt, wodurch er einen Archipelagus von Inseln bildet, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet.

In so vielen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Ueberfluß der Provinzen heran und trägt Speise, Futter und Kleidung zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu den Palästen hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit frischem Labetrunke. Sie kocht ihre Speise, braut ihnen den Thee und Kaffee. Sie füttert die Fische für ihre Tafeln. Ja, sie verrichtet ihnen die gemeinste Sklavenarbeit, putzt

---

*) „Des Eissees."

ihre Wäsche und reinigt, sich in vielen Kanälen durch die Straßen schüttend, ihre Kloaken. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagesgespräch der Petersburger ist, und seine Kritik und sein Lob dort eben so die Gedanken und Zungen beschäftigt, wie die des Meerwassers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwassers bei den Aegyptiern. Sie ist nicht immer ihre Freude, sondern zuweilen auch ihre Noth und ihr Kummer, wenn sie ihre Gärten verdirbt, ihre Häuser beschädigt, ja sogar ihre ganze Existenz bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa ist.

Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres die Newanymphe in eisige Banden, so daß sie nur sechs Monate hindurch ihre Wohlthaten in vollem Maße spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung, um den erwünschten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zur selben Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Commandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schifffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am Besten bezahlte Glas Wasser, daß irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiser es dem Commandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, sodaß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, so wurde endlich die Summe auf 200 Dukaten festgesetzt, die dem Commandanten zugezählt werden. Gewiß noch immer für einen Trunk Wassers ein kaiserlicher Lohn.

Alles ist aber auch auf die Enthüllung der Newa gespannt, da Alles dabei interessirt ist. Die Kaufleute erwarten diesen Augenblick mit Sehnsucht, weil das Gelingen mancher Speculation von seinem frühern oder spätern Eintritt abhängt. Die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen giebt. Die vornehmen Damen, weil, wenn die Newa und der kronstädter Busen vom Eise gereinigt sind, das lübecker Dampfschiff mit allerlei Neuem und Modischem aus Paris ankommt. Die Buchhändler und Gelehrten, weil nun der geistige Verkehr mit Europa

wieder beginnt, und sie dann erfahren, welche Produkte im Wintersemester ans Licht traten. Die kranken Einheimischen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen steht. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde, und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Ostsee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Moment. Das erste Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat sich der größten Prämien und eines hohen Gewinnes zu erfreuen. Meistens ist es mit Orangen, Modeartikeln, Manufacturwaaren und andern Dingen beladen, nach denen sich das eitle Petersburg am meisten sehnt. Man zahlt für sie das Doppelte und Dreifache des Preises. Ist einmal mit dem ersten Schiffe der Anfang gemacht, so zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Hanseaten und Amerikaner. Alles geht plötzlich und rasch in diesem Lande der plötzlichsten Uebergänge, der zauberischsten Umwandlungen. Auf die ödeste Todesstille folgt das regste Leben. Die hundert Nationen Europas auf hoch bewimpelten Seeschiffen kommen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker und Waaren des Innern. Die bisher in den Magazinen stockenden Produkte des Landes gerathen nun in Fluß und fließen aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die schon lange rüstete, läuft aus zu friedlichen Expeditionen und Manövern auf die baltische See, und Dampfschiffe schnauben, Botschaften bringend und fördernd, schwarzen Athem aushauchend, die schöne Strombahn auf und ab, wo noch vor Kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu schöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des todten Eispalastes ist vollendet.

Die Russen haben sich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswasser, Eiswein, Eisbier, sondern sogar auch Eisthee, indem sie statt des Zuckers Eisstückchen in die Tasse werfen. Ihr kurzer, aber erstaunlich heißer Sommer würde alle ihre Victualien in Gefahr setzen zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beschleunigte Auflösung zu hemmen. Eiskeller sind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirthschaft, und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, sondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man sie allgemein verbreitet. In Petersburg lassen sich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Jeder Keller hat mindestens 50 Schlittenladungen zu seiner Füllung nöthig. Die Fischhändler, Fleisch- und Kwasverkäufer u. s. w.

haben oft so große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für sie nicht ausreichen. Die Bierbrennereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ganz enorme Massen von Eis, so daß man mindestens 500,000 Ladungen rechnen kann, die alle Jahre aus der Newa herausgeholt werden.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1½ bis 2 Ellen dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, sieht es smaragdgrün aus, ist dabei fest, ohne Blasen und Risse. In langen Reihen werden die Vorräthe der Eisspiegel um den Bruch herumgestellt, und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein Paar davon auf ihren Schlitten laden und, sich selber auf diesen kalten Thron setzend, singend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung, die verschiedenen unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu besuchen, und die Russen hier wie in einem Silberbergwerke schalten und walten zu sehen.

In den Kellern werden die Eisspiegel regelmäßig über einander gelegt, und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In diese Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Nischen aus, um Milch, Fleisch u. s. w. in diese kühlen Höhlungen bequem einstellen zu können. So ist es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-russisches Verfahren ist es aber, die Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises noch vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von Neuem in eine Masse zusammen.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmälig bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, ja selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Theile der Stadt liegen nur 12 bis 14 Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 15 Fuß reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 30 bis 40 Fuß, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten ausgebreitet, so würde sie wenig davon empfinden. Unglücklicher Weise spitzt sich aber der finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe die Fluthen in einen engen Sack, den kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa sich gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet, und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen direkt entgegenwirft. Wenn nun einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die

Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts bringen und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegen treten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämmtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die 500,000 Menschen in den Fluthen umkommen, wie Pharao im rothen Meer. Kaum darf man so leichtsinnig davon sprechen, denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz.

Das Elend und die Noth, die eine Wasserfluth in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Trauerscenen, welche die große Wassersnoth vom 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob Alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser, und stürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Noth die „Basilius Insel" und die „Petersburger Seite", auf welcher letztern Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben, und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblick fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Uebel war um so verderblicher, als es von Niemandem für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Physiognomie die Stadt beschlich. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage ein, als das Wasser schon wieder die Stadt verlassen hatte. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner sanken aufs Krankenlager, und tödtliche Seuchen herrschten noch viele Wochen nachher.

Das Newawasser ist bei der Mündung des Flusses noch so klar, wie an seiner Quelle. Es ist bekannt, daß sein Genuß anfangs ganz eigenthümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermischt trinken. Allein man gewöhnt sich leicht daran, und findet in ihm dann ein so herrliches Getränk, daß man es allem andern Wasser vorzieht. Die Petersburger gratuliren sich immer, wenn sie von Reisen zurückkommen, daß sie wieder Newawasser trinken können. Wie man erzählt, ließ sich der Kaiser Alexander auf seinen Reisen das Newawasser, auf

Flaschen gefüllt, nachkommen. Zum Waschen ist es gleichfalls ausgezeichnet, und die hiesigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenschaften, die es ihrer Wäsche mittheilt.

Leider hat die Stadt nicht eine einzige Wasserkunst, keine brauchbare Quelle, ja nicht einen einzigen Brunnen, auch nicht einmal Röhren, welche das Newawasser zu den Häusern führten, und mancher Stadttheil würde gewiß gern einen ganzen unbequemen Newaarm weggeben für einige bequem gelegene Brunnen. Die Quellen, welche auf dem Gebiete der Stadt zu Tage kommen, haben ein ganz ungenießbares Wasser, und sind sogenannte „Schwarzbäche", aus dem unreinen Moorgrunde hervorbrechend.

Alles Wasser, was die Stadt braucht, muß daher unmittelbar aus der Newa geschöpft werden. — Es befindet sich zu diesem Behufe in jeder Haushaltung ein Wasserfaß, das von einem eigens dazu angestellten Wasserschöpfer bedient wird. Dieser und sein kleiner Einspänner haben meist den ganzen Tag vollauf zu thun mit Wasserschöpfen. Die Armen schicken ihre Leute einfach ans Ufer der Newa, wo sie mit Eimern, die an langen Stäben befestigt sind, das Wasser etwas fern vom Ufer aus dem Flusse schöpfen. Für die Wohlhabenden giebt es Schöpfanstalten, wo man in kleinen Häusern das Wasser aus dem Flusse hervorpumpt. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeschmelzen aus allen Straßen schmutzige Bäche nach dem Flusse laufen, ist indeß in vielen Haushaltungen große Noth, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer liegen und dann nicht eben das reinste Wasser heraufbringen. Im Winter werden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen, und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Die einspännigen Wasserschöpfer mit ihren triefenden und spritzenden Fässern gehören daher zu den stehenden Straßenfiguren Petersburgs. Man sieht sie beständig in langen Reihen bei den Schöpfbrunnen auffahren. Ein Kaiser könnte sich durch Errichtung einer Wasserkunst, welche die ganze Stadt versorgte, ein großes Verdienst erwerben.

Das Waschen ist in unsern Städten ein Geschäft, das man nur im Innern der Häuser und Gehöfte verrichtet, und allenfalls auf einem idyllischen Gemälde sehen wir die Frauen unmittelbar am Flusse im Freien mit der Wäsche beschäftigt. In Rußland aber kennt man fast keine andere als die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber wie die Prinzessin Nausikaa mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind zu diesem Behufe Flöße errichtet. In der Mitte derselben befinden sich Oeffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Corridors zur Communikation. Die ganze Operation der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit ei-

nem glatten Holze schlagen. Man findet diese Waschweise bei allen slavischen Völkern von Petersburg bis Macedonien. Selbst im Winter, wo sie die Oeffnungen der Flöße vom Eise frei halten, haben diese abgehärteten Frauen keinen andern Waschapparat, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis inkrustirt, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich nicht die luxuriösen Petersburger mit dieser einfachen Waschweise. Ja manche von ihnen treiben sogar die Delikatesse in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemde weiß waschen, weßhalb sie ihre schmutzige Wäsche alle 14 Tage regelmäßig nach London spediren, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessiren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmenden Fischbuden, die sogenannten Ssadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs Beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall vertheilten Ssadocks. Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker, und eine Brücke führt von da aus zu ihnen hin. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in den Häusern der westphälischen Bauern. Mitten in ihnen befinden sich zur Beschützung des Etablissements ein Paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. — Außer dem Räuchern und Einsalzen haben die Russen noch eine Art, die Fische zu conserviren — das Einfrierenlassen. Im Winter stehen große Kästen umher, die mit gefrorenen Fischen angefüllt sind. Zu beiden Seiten dieses Raumes sind ein Paar saubere Zimmer, eins für die Mannschaft des Ssadocks, und eins für die Gäste, die hier frischen Kaviar zu essen lieben. Hinter dem Hause unter dem Wasser sind die großen Behälter für die lebenden Fische, deren immer eine außerordentliche Zahl vorhanden ist, da die Russen in Bezug auf Fische große Feinschmecker sind, und sie gern lebendig an den Topf bringen.

Die Newa ist mitten in der Stadt eine Werst breit, und, die großen Krümmungen ungerechnet, über drei deutsche Meilen lang. Man kann sich daher denken, welche Wüsteneien ihre Oberfläche im Winter bei so unregelmäßigem Anfrieren der Eisschollen, wie es hier gewöhnlich statt hat, darstellt. Man kann alsdann hier bei Nacht mitten in der Stadt Reisen machen, wo man sich so verlassen glaubt wie auf den See-Einsamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuser dämmern nur aus der Ferne, Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man steuert seinen Lauf nach dem Compaß und den Sternen. So verrufen auch diese Nachtfahrten auf

dem Wintereise sind — Diebstahl und Mord passiren hier am häufigsten —, und so gern man sie meidet, so ändert sich das Alles im Sommer, wo die Newaschifffahrten das beliebteste und reizendste Vergnügen sind. Der blinkende Fluß, dessen Oberfläche im Winter verbleichte, umgiebt dann die schönen Stadttheile wie mit herrlicher Silbereinfassung. Die Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen, als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein nothwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel, wie bei uns, schwelgen dann in der Lust des Gondelfahrens um so mehr, da sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Nacht und Tag mit segelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln übersäet, die nicht rasten, beständig die reizendsten Gemälde dem Auge darzustellen, und Alles, was Venedigs Kanäle mit den Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier in dem jetzt so gelinden Norden entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von den schmeichlerischsten Zephyren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar, eine Nacht, in der sich nichts verbirgt, und nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; — kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor. Einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen theilt und wieder zu großen Massen vereint, der sanft, klar und majestätisch fließt. Dabei einen Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedeleien geschmückt ist. Dann das große Meer vor den Thoren der Stadt und dicht bei jeder der sechs Mündungen der Flüsse. Dieß Alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwoben. Segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Uebergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen. Deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen. Russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt. Die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Sklaven begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen, Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend. — Man denke sich dieß Alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrund suchen, die etwas ge-

währen könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernacht-Gondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe.

Charakter der Russen*).

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reichs, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dniepr und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europas, den Norden Asiens und Theile der Nordwestküste Afrikas, zusammen über 360,000 Quadratmeilen, also den neunten Theil des festen Landes der Erdkugel. Doch ist die Menschenzahl nur zwischen 50—60 Millionen.

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht; es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Continentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkte aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ocean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vortheil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Vertheidigung und Angriff. Die Politik des Cabinets von St. James muß Alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Kap, von Korfu und Malta bis Jamaika und zum Niagara: sie muß mit gleicher Wachsamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandrien und Kanton, wie Rio Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich auf den ersten Stadien der

---

*) Nach J. C. Petri.

allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur= und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt und über die er frei verfügt, der unbedingte Gehorsam von 50 Millionen Menschen, die großentheils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles dieß sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen, als Gefahren. Die künftige Geschichte Europas wird zum großen Theile durch Rußland ihre Gestalt bekommen.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation sehr viel beiträgt, ist die Uebereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der orthodox= (rechtgläubig=) griechischen Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder Eines Leibes, dessen Haupt der Czaar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß= und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle andern Kosaken groß=russischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses, alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und ächte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß= und Kleinrussische ist bei Weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober= und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann, und Alles — Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie könnte sich nur entwickeln auf russischem Boden.

Werfen wir einen nähern Blick in die slavische Menschenrace, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes, deren Entwickelung eine große Zukunft verspricht.

Man muß den Russen einen wohlproportionirten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistentheils aber eher groß als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohlgebildet und zum Theil schön; im

Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet, und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältniß zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im Allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen, und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sind gar nicht so selten, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte einer, der unter Gustav Adolph den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte. Er hatte unter elf Regenten sein Vaterland blühen und steigen sehen, im 104. Jahre zum dritten Male geheirathet und noch Kinder bekommen.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit es möglich ist, sie zu beobachten und anzugeben, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattirungen, von der dunkelbraunen bis zur rothen Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmüthigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr sprechende Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Muthes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmüthig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wüthend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredtsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit, — ähnlich dem Franzosen.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geschlecht; nur daß hier Alles mehr verschönert und oft veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuthen sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heirathen: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins und die reichliche kräftige Nahrung, nebst dem öftern Gebrauch der warmen Bäder, tragen zur schnellen geschlechtlichen Entwickelung viel bei. Eine Folge ist aber auch, daß die Blüthe und Schönheit der Frauenzimmer früh verwelkt.

Der Umgang beider Geschlechter ist ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beisammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen ist ziemlich barsch, rauh und grob, nicht selten hart; diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen sie schon häufig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten, und würden sich wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, seine Liebe durch den Stock beweisen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höhern Classen der Einwohner aufsuchen, sondern bei den mittlern und niedern Ständen stehen bleiben. So auch bei der russischen Nation. Die oberen Classen sind hier, wie überall, von der ursprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen, und gleichen schon ihren westeuropäischen Standesgenossen zu sehr, als daß man in ihnen die wahren und ächten Russen erkennen könnte. Anders bei dem Bürger und Bauer. Dieser zeigt noch, trotz der harten Leibeigenschaft, wie vor Alters Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunksucht, Härte, Sklavensinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Kosten Anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der russische Handwerker ist talentvoll und geschickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutschen oder Engländers; er ist oberflächlich und leichtsinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienste fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung seiner Trinksucht, der Ueberfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, so wie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müßiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die untern Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele oder sichtbare, leicht zu erreichende Vortheile dazu angespornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag, und treibt sich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unablässig beschäftigt werden, und mit Noth und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen des Russen gehören Gesang und Musik. Die Liebhaberei für den erstern ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „Der Russe lebt nicht ohne Gesang." Der Gesang begleitet ihn bei allen Beschäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reise. Der Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirte bei der Heerde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche, selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu scharf gerudert wird. Am Sonntage und an Festtagen findet

man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinsten Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz, fast wie eine Zither gestaltet. Sogar im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend uud spielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Russen ist äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind mehrentheils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: übereinander gelegte und an den vier Ecken ineinander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuser, die ein warmes Aussehen haben und wirklich warm sind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe in Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und trotz dem Erbherrndruck immer frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Bursche und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimath und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brod von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Commisbrod, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnliche Speise. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroguen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier- und Pfannkuchen, gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtisch aufgetragen. Saure rothe Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Quas, der von Roggenmehl, Brod, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unserm Kofent ähnlich ist, und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren,

daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!" Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse den Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Capital bei sich, und weiß die Procente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn", sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren." Die der ganzen Nation eigene Industrie läßt auch die Leibeigenschaft, welche seit Alexander immer mehr im Abnehmen begriffen ist, weniger emfipnden, da die Hörigen nicht, wie vor Kurzem noch die Esthen und Letten, an ihrem Erbacker gebunden sind. Dem russischen Erbherrn ist es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhält, wenn er nur seine Obsok (Geldabgabe) bezahlt, und mit einem Passe oder Erlaubnißscheine versehen ist. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über Alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt erhält. Nur selten und nicht ohne Noth wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimath zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deßwegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reichs zu verführen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräthe, Töpferwaaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schaalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause, wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen ein Mal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badstube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen, und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes

Hauptbaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Aermeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen angezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt Jeder seinen Schafpelz, der Aermere ohne Ueberzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer aus einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Aermeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuche umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rothem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das junge Ehepaar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgesetzt, und sie wechseln, wie bei uns, vor dem Altare die Ringe, worauf sie mit vielem Kreuzmachen vom Geistlichen eingesegnet werden, nachdem sie zuvor aus Einem Becher getrunken haben. Nach Hause zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brod mit etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an Beiden fehlen möge. Nun wird geschmaußt, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen ihrer Religion sind die Russen sehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildniß desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu seinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich ist dieß der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor diesem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Mal ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleison). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauses jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen sie sich aber von den Ceremonien frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige nicht sehe, daß sie betrunken sind. Ueberhaupt wird

jedes Heiligenbild, sei es in einer Mauernische, oder auf einer Procession u. s. w. mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Brust, und orthodoxe Geistliche tragen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christenthums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbniß zu gestatten. Vor diesem Heiligthum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber dadurch nicht abhalten, nach seinem Gelüst zu handeln. Er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedes Mal, wenn er im Begriff steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, sowie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen Thaten sei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirche nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämmtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzigt sich, ruft mehrere Mal Gospodi pomilui; die Andächtigsten knien auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dieß Alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nöthig, und es gilt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt sind. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren, und diese haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen, die in Rußland reisen, haben das aber nicht nöthig, und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein eben so weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 50, 60, ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen

---

*) Die Knute ist eine fürchterliche, höchst schmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchst selten (z. B. im Falle des Hochverraths) statt. Die Knute ist eine etwa fünf Fuß lange und ½ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem zwei Schuh langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele acht, an der Spitze drei Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittelst

hölzernen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Diese Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge theils des rauhen Klimas, theils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden, und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie so roth werden, wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen, und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapazen ertragen, Alles aushalten, Alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher ihr Muth, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Muth und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken, und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen, russischen Schaukeln, das Glitschen auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen. Das schnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens alle Woche eins haben; doch lieben Alle die heißen Bäder mehr, als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Brannt-

---

einer eisernen Zwinge ist er an einem starken Stiele befestigt. In der Hand eines geschickten und grausamen Knutenmeisters kann der Missethäter mit sechs bis acht Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Execution tritt der Nachrichter drei Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedes Mal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle, und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber vier solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

wein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grade erhitzt werden können, und wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In diesem Dampfbade waschen und reiben sie vermittelst grüner oder dürrer Birkenbüschel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem sie selbige über das Feuer ausschütteln, oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze Alles, was lebt, tödtet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochroth aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badestube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren, und dieß so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung Vieler soll diese Cur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Classen machen es wie die Männer, und schämen sich ihrer Nacktheit nicht im Geringsten. Die vornehmen und reichen Russen haben ihre Badestuben durchgehends in den Landhäusern, und bedienen sich derselben ebenso gern als der gemeine Mann. Sie sind aber viel größer und bequemer, und oft mit ausgesuchter Ueppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeschrieben, da sie von frühester Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunksucht spricht, so muß man nicht glauben, daß sie dieselbe zur Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heute betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht bloß morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursche, und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. Er fordert auch zu Hause nie barsch, sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm Etwas über seinen kärglichen Lohn giebt. Will er sich einmal Etwas zu Gute thun, d. h. berauschen, so bittet er ganz naiv um Erlaubniß dazu, und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache Alles gut und ordentlich." — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abschlägt oder ihn in seinem löblichen Vorsatze stört, denn er läßt es doch nicht, und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnsinnig zu sein; er verrichtet nachher seine Geschäfte noch einmal so willig.

In ähnlicher Weise ist es auch mit dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm nichts kosten, so lebt

er doch im Allgemeinen mit seiner Familie sehr frugal; die Genügsamkeit ist ein Hauptzug im Charakter des Russen, der lustig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gastfreiheit des Nordländers ist noch jetzt eine russische Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt Jeder seinen Gast, sollte er auch ein ganz Fremder sein, freundlich auf und setzt ihm das Beste vor. Auffallend ist die Art, wie der Mann mittleren und niederen Standes seinen Freund bewirthet. Nach dem Frühstück, welches meistens aus harten und geräucherten Fleischspeisen oder getrockneten und gesalzenen Fischen besteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben dieß thut die Frau, dann kommen die Söhne und endlich die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuschlagen die größte Unhöflichkeit sein würde. Beim Mittagsessen wird Quas, Bier, selten Wein getrunken; nach Tische Thee mit Kirschbranntwein oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl Punsch (mit Branntwein statt Arak), dann wieder Bier, Schälchen, und so auch bei dem Abendessen. Wer alsdann noch bei Verstande ist, geht zu Hause oder legt sich schlafen. Der rohe ächte Russe aber singt und lärmt fort, tanzt und macht allerlei tolle Späße, je wilder desto besser. Ohne das geht es nicht hoch her, und so darf namentlich bei der Hochzeit der „Hanswurst" nicht fehlen, welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus der Kirche zurück seine Späße macht und die Hochzeitgäste zum Lachen bringt.

Dritter Abschnitt.

1. Die ungarischen Steppen. — 2. Erinnerungen aus Ungarn und Siebenbürgen. — 3. Böhmisches Land und Volk.

1. Die ungarischen Steppen. *)

Der Reisende, wenn er die östreichische Grenze überschreitet und das Ungarland betritt, hat anfangs Mühe, die Scheidelinie zu finden, die sich zwischen zwei Ländern hinzieht, die so verschiedenartig sind an Denkweise, Sitten, Sprache, Völkerstämmen und ihrer Geschichte, trotz dem, daß sie jetzt einem und demselben Oberhaupte unterthan sind. Im Westen hat Ungarn einen ganz bedeutenden deutschen Anstrich, und wiederum im entferntesten östlichen Flügel, in Siebenbürgen, wo die Regierung schwäbische Auswanderer ansiedelte, um die großen durch die verheerenden Türkenkriege entstandenen Lücken füllen zu helfen, vielleicht auch, um das fremdartige Reich durch deutsche Bewohner dem deutschen Scepter freundlicher zu stimmen, zu „germanisiren." Aber dieser letztere Zweck ist nicht erreicht worden; der ungarische Volksstamm ist mit einer so wunderbar zähen Lebenskraft ausgerüstet, daß die deutschen Ansiedler sich eher vor seinem Einflusse zu schützen haben, als umgekehrt. Deßgleichen müssen auch die ungarischen Slaven alle ihre Kraft aufbieten, ihre Volkseigenthümlichkeit vor dem auf sie eindringenden Magyarenthum zu bewahren. Denn nicht alle Ungarn sind Ungarn, d. h. Magyaren (sprich Madjaren); diese bilden nur den Kern, der rings von drei andern Nationen eingehüllt wird: von den Deutschen, Slaven und Wallachen. Alle diese Völkerschaften wohnen unter- und nebeneinander in demselben Lande, und doch so, als wohnten sie in ganz verschiedenen getrennten Ländergebieten; sie haben, was so sehr merkwürdig

*) Nach dem Werke Voyage en Transylvanie des Herrn A. de Gerando, mitgetheilt in der Revue nouvelle. (Uebersetzt vom Herausgeber.)

ist, sich durchaus nicht gemischt und ihre Nationalität abgeschliffen, sondern sich so rein und frisch in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhalten, als wären sie so eben erst eingewandert.

Du setzest Dich aufs Dampfboot und schiffst von Wien aus die Donau hinab, um nach Preßburg zu steuern. Noch scheint Dir Alles deutsch zu sein, aber schon vor dieser alten Ungarstadt gehört das linke Ufer nicht mehr der deutschen Zunge. Sobald das Dampfboot dem alten Königssitze Preßburg sich nähert und die Ruinen des Devoner Schlosses sichtbar werden, das im Mittelalter die Landesgrenze bezeichnete, so wird die östreichische Flagge niedergelassen und die ungarische, grün, weiß und roth, aufgehißt, damit das Schiff in Preßburg mit dem Schmuck der Nationalfarben anlangen möge. Dieses Manoeuvre, das die Bootsleute niemals unterlassen, erinnert Dich daran, daß das „Königreich Ungarn" in der östreichischen Monarchie einen selbstständigen Staat bildet. Dieser Staat gehörte vom elften bis zwölften Jahrhundert zu den mächtigsten in Europa, aber die Könige von Ungarn vermochten eben so wenig als früher die Könige von Macedonien, Bulgarien, Dacien, Servien ein eigenes selbstständiges Königreich zu behaupten, und die Ungarn trugen ihre Krone den östreichischen Fürsten an. Aber ihre Volkseigenthümlichkeit haben sie im vollsten Maaße behauptet, vielleicht mehr als jedes andere Volk, und ihre Verfassung (Constitution) ist freier als die jedes andern europäischen Staates. Während der Kaiser in Wien als unumschränkter Herr gebietet, muß er in Preßburg die „Landtafel" *) regieren lassen, und dem Willen der „Magnaten" sich fügen. Der Adler mit zwei Köpfen ist das treue Abbild dieser doppelten östreichischen Monarchie.

Preßburg war die Residenz der alten ungarischen Könige, aber das Schloß brannte 1809 ab, und nun erinnern seine Trümmer an die alte vergangene Zeit. Hart an der Donau erhebt sich ein kleiner Hügel, der ist jedem Ungar heilig; jeder neugekrönte König, wenn er die Domkirche verläßt, muß ihn hinanreiten, mit dem Schwerte in die Luft nach allen vier Weltgegenden hauen und so vom Reiche Besitz nehmen. Es ist das ein Zeichen, daß er das Land vor allen Feinden mit dem Kriegsdegen vertheidigen und schützen wolle. Die Königin Maria Theresia, welche die Ungarn so trefflich zu nehmen verstand, ritt in vollem Galopp mit gezogenem Säbel den Königshügel hinan, unter dem freudigsten Beifallsrufen der Magnaten, die ihre hochverehrten Kaiserin-Königin begleiteten.

Preßburg, so nahe der deutschen Grenze, giebt doch schon einen Vorgeschmack des morgenländischen Wesens. Auf dem rechten Donauufer ist ein reizender Park und mitten darin ein Sommertheater, die Arena. Das

---

*) Der Reichstag ist zusammengesetzt aus der Magnaten- und Ständetafel (Ober- und Unterhaus — höherer Adel — niederer Adel und die Abgeordneten der königlichen Freistädte). Da kein bürgerlicher Mittelstand vorhanden ist und der Bauer keine Stimme hat, so führt der Adel allein das Wort.

Theater ist von Holz, oben offen, die Sonne bildet den Kronleuchter. Hier sitzen die Ungarn mit ihren Tabakspfeifen, lassen den Rauch emporwirbeln und sehen gemächlich dem Spiele zu. Bringt es das Stück mit sich, so wird die Hinterwand der Scene weggenommen, und man blickt dann in den anstoßenden Wald hinein.

Hinter Pesth beginnen die „Pußten." So werden von den Ungarn die in der Mitte ihres Landes sich ausdehnenden Steppen, die einen Umfang von ungefähr hundert Stunden haben, genannt. Der meist fruchtbare Boden bietet den Anblick eines Getreidemeeres, das unter dem Winde Wellen schlägt, zuweilen aber auch im Sande erstarrt und das Bild einer Wüste zeigt; dann wieder in eine weite grüne Grasfläche sich verwandelt, auf welcher zahlreiche Rinder- und Pferdeheerden weiden. Keine gebahnten Wege und Straßen, nur Wagenspuren zeigen hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickst Du kein Haus, geschweige ein Dorf; nur zuweilen kommt ein Brunnen zum Vorschein, nämlich ein in die Erde gegrabenes Loch, eine Stange zum Heraufziehen des Wassers und ein ausgehöhlter Baumstamm, um daran das Vieh zu tränken; zuweilen führt auch Dein Weg an einem Hügel vorüber, dem Grabe irgend eines Helden aus längst entschwundener Zeit. Du freuest Dich über die Störche, die über Deinem Haupte hinziehen, denn sie fesseln auf einige Augenblicke Deinen Blick, und des Abends unterhalten Dich die vielen kleinen Feuer, die aus allen Richtungen zu Dir herüberschimmern, theils von den Hirten, theils von den Reisenden angezündet, die gleich den Karavanen des Orients auf freiem Felde übernachten.

Wird Dir diese Einöde zu drückend und einförmig, so stampfe nur mit dem Fuße auf die Erde, rufe die Thaten eines Heldenzeitalters wieder in die Gegenwart zurück, und schaue um Dich mit dem Auge der Erinnerung: da wirst Du zahlreiche Armeen von Türken und Tataren erblicken, wie sie die Steppe durchstürmen und, wie im Jahre 1526, viele Tausende von Gefangenen mit sich zurückschleppen in schimpfliche Sklaverei. Oder gehe mit Deinen Gedanken in die Zeit zurück, wo Tausende magyarischer Männer zu Pferde auf dem freien Felde über die Angelegenheiten des Landes sich beriethen: da wirst Du von der Rukoschen Ebene her ein Zusammenschlagen der Waffen, ein Geschrei kampflustiger Krieger und das Wiehern der kriegerischen Pferde vernehmen, und sehen, wie die Volksversammlung schon ein Heerlager ist, und der Rath über die Schlacht in die Schlacht selber übergeht.

Hier in den Pußten wohnen die wahren, treuen Gefährten Arpad's; *)

---

*) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberhorde, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerst aus Asien in das Land am Kaukasus gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor, und setzten sich hier, nachdem sie den Mährenfürst Swatopluk geschlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus', fest. (900 n. Chr.)

seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefeln; der friedsame Bauer zeigt Dir noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt Dir die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Aussehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal diese Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens suchst Du in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimath den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern stehen geneigte Pfähle, und die Todten haben alle ihr Gesicht nach Osten gekehrt.

Es sind alle diese Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Theile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptstadt des Adels, und Pesth, die prächtige Handelsstadt, nebst ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, so sind alle diese Häuserhaufen von zehn, zwanzig Tausend und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten sandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppiren könnten. Nur die Zahl der Straßen ist vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn ist noch höchst eigenthümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Aermeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken sehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelst eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befestigt, so daß der Bauch zurück- und die Brust rund gewölbt hervortritt. Ueber die Schultern werfen sie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf ist mit einer Mütze in der Gestalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hose von Tuch, die mit Tressen besetzt ist und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz husarenmäßig

ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüber hängen. Dieser Anzug hat eigentlich erst die Husarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat sich in den reichen Gürtel umgestaltet, und die Bunda in den kurzen goldgestickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geschichtschreiber trugen die Magyaren ursprünglich geflochtene mit Bändern verzierte Haare; die sarmatische Sitte, den Kopf zu scheren, ward unter den polnischen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der östreichischen Herrschaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen sie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Husaren noch beibehielten, als sie schon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen Einige das Haar rund um den Hals abgeschnitten, Andere lassen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz so wie die Männer schwarze oder rothe Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrocke, einem farbigen Leibchen, und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die sie in Einer Flechte auf den Rücken fallen lassen, so lange sie Jungfrauen sind, knüpfen sie als verheirathete Frauen auf der Spitze des Kopfes zusammen.

Der magyarische Bauer übt in seinem Hause eine unbestrittene Gewalt aus. Er nennt seine Hütte und den Raum, der sie umgiebt, wäre er auch bloß fünf Fuß breit, stolz „mein Gut", seine Frau und Kinder „meine Leute." Ihrerseits spricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr" und dutzt ihn niemals.

Das Haus des magyarischen Bauern wird mehrere Male im Jahre geweißt. Ganz nach morgenländischer Art ist es selten, daß ein kleines Fenster auf die Straße hinausgeht. Die Stühle sind von Holz und sehr hoch; zwei, höchstens drei bereits gestiefelte und gespornte Kinder spielen am Heerde. Der Ungar hält es für unwürdig, sein Haus mit den „Schreihälsen" anzufüllen.

Vier Jahre alt wird der Kleine schon auf ein Pferd gesetzt; er klammert sich mit seinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes fest, und so bald er merkt, daß er festsitzt, bedenkt er sich nicht lange, das Pferd mit seiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppirt, ohne herunter zu fallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy — Du bist ein Mann." Das stolze, edle Selbstgefühl, welches einst seine Vorfahren belebte, ist noch vorhanden; das Wort „Ehre — becsület" kehrt oft in seiner Rede wieder; Alles, was er thut, ist becsületes, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er Dich im Galopp eine ganze lange Poststation gefahren hat, spannt er seine Pferde aus, grüßt und wünscht Dir eine glückliche Reise. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, ist er damit zufrieden, es mag wenig sein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht becsületes. Des Abends,

wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor seiner Thür sitzend und den Schnurrbart streichend.

Wenn er auch der unumschränkte Gebieter in seiner Behausung ist, so behandelt er doch die, welche er „seine Leute" nennt, mit vieler Güte; er ist wie alle Starke sanftmüthig. Nie mißhandelt er seine Frau, niemals zwingt er sie zu überschweren Arbeiten; sie weiß, daß sie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beschützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichsten Namen „meine Rose, mein Stern" u. s. f. Die magyarische Sprache ist gleich allen asiatischen mit Metaphern angefüllt, sehr bilderreich und anschaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an seine Nachbarn, seine Freunde, seine Gäste richtet. Wenn Du in irgend einem Dorfe Halt machst, so wirst Du aus dem Hause, vor welchem Du still hältst, alsbald den Bewohner desselben treten sehen, wie er seinen Hut abnimmt und Dir seine Gastfreundschaft anbietet. Wenn Du von ihm scheidest, wird er eine förmliche Dankrede an Dich halten, und die Segnungen des Himmels auf Dich herabflehen; das Alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie solche nur den Orientalen eigen ist.

Der Magyar ist gern Soldat, denn er folgt da nur seinem eigenen kriegerischen Naturtriebe; unter dem Feuer unerschrocken wie der Franzose ist er wie dieser geschickter zum Angriff als zur Vertheidigung. Am liebsten kämpft er zu Pferde, denn „lora termett a' magyar" — „der Ungar wird zu Pferde geboren", sagt ein altes Sprichwort. Man kann auch wirklich sagen, daß diese Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; sie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter ist. Ihre Pferde, von der tatarischen Race, sind klein und mager; sie scheinen aus lauter Athem zusammengesetzt zu sein, denn sie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eisen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis sie das Wort ne ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten kommt er in den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche einen Kreis um ihren Kopf zu beschreiben.

Die Pferdeheerden, welche die Steppen bevölkern, leben ausschließlich in der freien Luft; sie werden von dem Tschikos gehütet, d. h. von dem kühnsten Reiter. Die Thiere verbleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zustande bis auf den Tag, wo die Zähmung festgesetzt wird. Eines Morgens sucht sich der Tschikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm sprechend geht er ihm immer näher, die eine Hand ausstreckend, als wollte er es liebkosen. Das Thier blickt den Menschen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für seine Freiheit; es dehnt seine Nasenlöcher aus und sträubt seine Mähne, sobald es die Hand auf seinem

Nacken fühlt, es ist im Begriff die Flucht zu ergreifen . . . . aber der Tschikos hat seine Mütze ins Gesicht gedrückt, die Zähne zusammengebissen und sitzt schon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch dasselbe sich in Bewegung gesetzt hat. Nun beginnt zwischen dem Thiere und seinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Ueberrascht und bestürzt macht das Pferd verzweifelte Versuche, die ungewohnte Last abzuschütteln: es bäumt sich, springt seitwärts und rückwärts — Alles vergeblich, der Tschikos stößt in regelmäßigen Zwischenräumen seinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Thiere gefällig ist, ein Ende zu machen. Es wirft sich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblick, wo es sich bückt, zieht der Reiter seine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufspringt, trägt es den Mann nach wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen, und bietet seine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hatte der Tschikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

---

2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. *)

1. Land und Volk.

Mit mancherlei Vorurtheilen tritt gewöhnlich der Fremde in Ungarn ein. Je nachdem nun diese günstig oder ungünstig sind, je nachdem ist auch der Eindruck, den er empfindet, wenn er zum ersten Mal in diese Länder kommt. Wer es sich so gedacht, als ob darin Milch und Honig fließe, der wird sehr enttäuscht, wenn er von der westlichen oder nördlichen Seite kommt, und in den Karpathen ein rauhes Klima, magere Vegetation und eine arme Bevölkerung findet. Erst wenn er dann weiter vordringt bis auf die fruchtbaren Ebenen, dann gewahrt er den großen Reichthum der Natur, welcher noch zum größten Theil in der Erde schlummert. Er kostet, wenn er einen Rasttag hält, den Nektar des Landes, das „trinkbare Gold", den feurigen Ungarwein. Aber oft wird er enttäuscht, wenn er statt des erwarteten Nektars ein Getränk bekommt, womit man seine Feinde quälen könnte, namentlich in den Dorfwirthshäusern, die herrschaftlich und verpachtet sind, wo der Pächter genöthigt ist, seinen Wein nach einer be-

*) Nach J. G. Elsner. Vergl. „Ausland" 1845. Juli.

stimmten Taxe vom Grundherrn zu nehmen, der ihm gerade die Sorten giebt, die sonst nicht anzubringen sind.

Tritt man in Ungarn von Hradisch in Mähren ein, über Skalitz, so wird man, mit eigner Equipage und einem Kutscher, in Livree fahrend, von der Thorwache mit angezogenem Gewehr salutirt. Stadtsoldaten, gut montirt und mit martialischem Ausdruck, versehen die Wache, gestatten es sich aber, unter dem Gewehr gemüthlich ihr Pfeifchen zu rauchen. Die Revision, welcher sich der Reisende auf der Grenze unterwerfen muß, ist sehr streng, denn Ungarn ist gegen die östreichischen Grenzländer strenger abgesperrt, wie diese gegen fremde Staaten. Ehe wir Skalitz verlassen, wird, da eben die Uhr geschlagen, unsere Aufmerksamkeit nach dem Thurme hinauf gerichtet, auf dessen Plattform der Wächter die Trommel rührt, was dasselbe ist, wie in Deutschland an einigen Orten die Trompete auf dem Thurme bei jedem Stundenschlage.

Bei Holitsch machen wir die erste Bekanntschaft mit einer Zigeunerbande, welche hier ihre Hütten aufgeschlagen, woraus ein Heer von ganz- und halbnackten Kindern uns bettelnd nachläuft und uns so lange verfolgt, bis es eine Gabe erzwungen hat.

Haben wir endlich die Karpathen im Rücken und kommen nach Tyrnau, so finden wir uns in eine freundliche, gut gebaute Stadt versetzt, in welcher wir in Deutschland uns zu befinden wähnen, wenn uns nicht das alsbald hervortretende slavische Wesen eines Andern belehrte. Ueberhaupt geht von hier das Gemisch der Nationen schon an, welche Ungarn bewohnen; denn bald kommt man in slavische, bald in ungarische, bald in deutsche Dörfer; in manchen ist die Bevölkerung aus allen drei Nationen zusammengesetzt. Die Juden spielen in diesem Völkergemisch eine nicht unwichtige Rolle. Zwar sind sie meistentheils verachtet und zurückgesetzt, aber sie wissen sich Geltung und Wichtigkeit namentlich bei Denen zu verschaffen, welche sie am verächtlichsten behandeln, und das sind die Adeligen. Die Mehrzahl derselben befindet sich fast immer in Geldverlegenheit, und die Kinder Israel müssen diesem Mangel abhelfen.

Je tiefer man hinabkommt, um so mehr tritt der Charakter des Landes hervor: unabsehbare Ebenen mit dem reichsten und fruchtbarsten Boden dehnen sich vor dem Blicke aus, zahlreiche Viehheerden bedecken die Pußten, und es geben insbesondere die weißen Rinder mit ihren mächtig langen hübsch geformten Hörnern einen schönen Anblick.

Dem Deutschen erscheint es unbegreiflich, daß die Bevölkerung auf diesen fruchtbaren Ebenen so gering ist, daß er oft viele Meilen weit fahren muß, bevor er in eine Ortschaft kommt; es macht einen traurigen Eindruck auf ihn, wenn er diese ungeheuern mit dem besten Boden begabten Strecken unangebaut und mit so wenigen Gräsern und Kräutern bewachsen sieht, daß das Vieh nur eine magere Weide, und auch diese nur im Frühjahr darauf findet, weil im Sommer Alles vertrocknet.

In Ungarn ist beides, Armuth und üppiger Reichthum, vereint, wie denn überhaupt die entlegensten Gegensätze sich in diesem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasselbe ein fast italienisches Klima, im Norden an den Karpathen fast ein sibirisches, so daß es keine Seltenheit ist, daß, wenn dort die Ernte beinahe reift, hier die Frucht erst aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahre gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen strenge Winter vor, aber sie gehen rasch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Ueppigkeit hervor, wie man es sich kaum vorstellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monden, ist auch, außer in geschützten Thälern, meist feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt sich in dem Gebirgslande langsam. Hier versagt die Natur fast Alles, während sie dort ihr volles Füllhorn ausgeschüttet hat. Wenn man die Menschen und Thiere beider Enddistrikte neben einander stellte, so würde man sie nicht für Bewohner eines und desselben Vaterlandes ansehen. In den reichen Marschländereien der Donau- und Theißniederungen herrscht, mit seltenen Ausnahmen, fast dauernd ein Ueberfluß, mit dem man die größte Verwüstung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht selten den drückendsten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnoth. Der Mangel an gebauten Straßen und an Communicationsmitteln überhaupt sperrt die Gegenden von einander ab, so daß für die einen der Ueberfluß ebenso ein Uebel wird, wie für die andern der Mangel.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt, sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen, „Tristen" genannt, aufstellt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüstet wird, läßt sich denken.

Auch in den Städten zeigen sich die größten Contraste. Pesth ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa. Welch eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Koth zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam zu balanciren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und Sümpfe geräth, wo man im flüssigen Koth versinken und Gefahr laufen würde zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist als die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousien vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den

Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathhaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen, und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kothstiefeln, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte übertrieben, der komme nur in eine solche Stadt, und er wird noch Manches hinzuzusetzen finden.

Reist man von Pesth weiter nach Osten, so kommen schon Scenen, die gar nicht mehr europäisch sind und den sonderbarsten Eindruck machen. Da sieht man z. B. Karavanen von Fuhrwerk, das von lauter Wallachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigenthümlich und hat so viel Aehnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick sich vertieft. Man tritt zu diesen Menschen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß sie viel Gutmüthigkeit besitzen, ja noch ehrlicher sind, als viele sehr civilisirte Leute.

Ist man auf einer und derselben Ebene zwei Tage lang im vollsten Gallopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, einmal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land, — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dieß romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten, und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannigfaltigen Flora.

Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein als die Wallachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zu Theil, so sieht der Wallache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müßiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur nothdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Uebrigens hat dieser Volksstamm außerordentlich wenig Bedürfnisse, und solche, die leicht zu befriedigen sind. Was mir an den Ortschaften der Wallachen gefiel und was sie vor denen der Magyaren auszeichnet, das sind die Obstgärten. Ueberall, auch um die elendesten Hütten, zieht sich ein Gärtchen mit Obstbäumen, wo bei den Ungarn Alles kahl und öde ist. Die Pflaumen (Zwetschen) pflegt man vorzüglich, denn sie geben den Stoff zu dem beliebten Schlibowitz (Zwetschenbrannt-

wein), den man sich in jeder Haushaltung selbst zubereitet. Daher ist auch die Trunkenheit — ohnedieß eine Leidenschaft der Wallachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetschen gut gerathen.

In einem Dorfe an der Marosch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaschen; die dabei angestellten Wallachen und Zigeuner waren alle sehr munter und betrachteten die Sache als ein Fest. Da die Schafe Thiere von edelm Blute waren, so mußte große Sorgfalt auf sie verwendet werden, welche die Leute aber, da sie bereits anfingen von dem gespendeten Branntwein berauscht zu werden, mitunter aus den Augen setzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom gerieth, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum sah ich dieß, als ich einem dabei befindlichen deutschen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute sich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich rasch an einen alten, nicht weit von mir im Wasser stehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu stürzte er sich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel seiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man sah es ihnen an, daß, hätten sie anders gekonnt, sie noch mehrere der edeln Thiere hätten in den Strom treiben lassen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäsche belustigten sie sich damit, einander ins Wasser zu werfen. Da mehr Wallachen als Zigeuner waren und diese von jenen geringschätzig behandelt werden, so wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Wasser geworfen, so daß sie tief untertauchten und oftmals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch gerieth keiner in Gefahr zu ertrinken. Indeß mußte auch mancher Wallach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet ergriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man diese Menschen in ihrer äußern Erscheinung, so hält man sie für elend und bedauernswerth, beobachtet man sie aber in ihrem Leben und Treiben und sieht den überall herrschenden Humor, so möchte man sie fast beneiden.

In den Dörfern selbst duldet man die Zigeuner nicht, sondern gestattet ihnen nur, sich außerhalb in der Nähe derselben anzusiedeln, wo sie sich Erdhütten bauen, die sie oben mit Baumzweigen, Maisstroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen sich an dieselben, indem sie sich gleich Hamstern hineinarbeiten. Diese Hütten sind immer sehr zahlreich bewohnt, und es haust darin Alles durcheinander, Jung und Alt, Mensch und Vieh.

Die größern Städte des Landes fand ich, wenn auch nicht eben schön gebaut, doch schön gelegen. Die Hauptstadt Klausenburg, am Fuße des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz malerisch auf einem Felsen thronenden Schlosse, fand ich sehr belebt, und ich hatte an-

fangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirthshause zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz comfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene hübsche Wallachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange wallachischer Lieder gehört, und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie bloß, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmuthig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Aehnlichkeit der wallachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr für das Ohr sehr wohlklingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt in der Ferne besonders schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Inneren ist. Viel kleiner als Klausenburg ist sie auch weit weniger belebt, und gleicht, namentlich wegen der großen Viehheerden, denen man zur Zeit des Austriebes begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war sie aber ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Alterthümer. *) Reist man weiter gegen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, und die zwar angesprochen, aber bei Weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als sie es verdienen. Der Bergbau ist hier noch in seiner Kindheit. Oft sind schon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden. Die östreichische Monarchie ist bis zu ihren äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, welche, da man sie erst anfängt zu benutzen, noch für eine späte Zukunft ausreichen und sich nützlich machen werden. Im Osten von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgespülte Felsen zu Tage stehen und Millionen von Centnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beschlag genommen, und die Umwohner dürfen nur an gewissen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren nothwendigsten Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerstreuten kleinen Häuschen einen sehr freundlichen Eindruck. Sie werden von Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirthe sind. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich, und könnte es im Großfürstenthum noch mehr sein, wenn sie besser betrieben würde.

Kommt man ins Land des echten Husarenvolkes der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistentheils sehr stark

---

*) Die weltbeherrschenden Römer hatten auch in diesem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre siegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Aber vor Allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein Jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen, als den Würtembergern und Baiern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Theil aus beiden Staaten und heißen nur deshalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemüthlichkeit ihrer Bewohner an, die in den gebildeten Classen fast alle aus Deutschen bestehen. In den untern Classen findet man viele Wallachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter Anderm auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Concerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civilisirten Europa ist.

2. Geselliges Leben.

Gastfreiheit ist ein Hauptzug im Charakter des echten Magyaren, obgleich sie in neuerer Zeit sehr in Abnahme kommt, besonders bei Denen, welche man Magyoromanen *) nennen muß. Sonst aber und bei den Meisten ist noch jetzt der Fremde mit Liebe und Zuvorkommenheit aufgenommen, und er wird, wenn er auch nur wenige Tage verweilt, ein Mitglied der Familie. Ohne allen Zwang kann er sich bewegen, alle steifen Formen sind verbannt.

Im westlichen Theile des Landes ist im geselligen Leben manche Sitte aus Deutschland angenommen worden, im östlichen aber, und besonders im Banat, wo viele Serben in früherer Zeit einwanderten und Landbesitz erlangten, trifft man vieles Orientalische.

Ich hatte in Wien die Bekanntschaft eines ungarischen Magnaten gemacht, dessen Besitzungen an der Gran gelegen sind. Als ich ihn auf seinen Gütern besuchte, ward ich sogleich als Freund vom Hause aufgenom-

*) Magyaromane, Czechomane u. s. w., der die „Manie" hat, Magyare oder Czeche sein zu wollen, und seine Nationalität ohne Rücksicht auf andere geltend macht.

men; es ward mir mein Zimmer angewiesen und mir ganz überlassen, wenn ich dort verweilen oder mich in den Familienkreis begeben wollte. Das ganze Hauswesen war auf deutschen Fuß eingerichtet, und auch die Dienerschaft trug nur an Gallatagen ungarische Tracht. Wie in Oestreich ward der Früh- und Nachmittagskaffee, „die Jausen" (Vesperbrot) gemeinschaftlich im Eßzimmer genommen. Des Abends besuchte gewöhnlich der Pfarrer des Ortes den Grafen, unterhielt ihn und las ihm die Zeitung vor, versteht sich die Augsburger Allgemeine, die bis an die äußerste Grenze von Ungarn wandert. Bei Tische mußte man dem Grafen im Trinken Bescheid thun, und es verdarb ihm die Laune, wenn dieß nicht geschah. — Ich reiste nach Belieben in der Umgegend umher, kam wieder, wann und zu welcher Tageszeit es mir beliebte, und fühlte mich ganz wie in meiner eigenen Wohnung. Einstmals kam ich durch ein eingegangenes Geschäft in Geldverlegenheit; kaum ward das dem Grafen bekannt, so bot er mir seine Kasse an, und ich mußte ohne lange Erörterung davon Gebrauch machen.

Später führten mich meine Geschäfte nach Niederungarn. Hier trat ich in das Haus eines jungen, reichen Cavaliers, und fand in der ganzen Einrichtung deßelben viel Morgenländisches. Als ich ankam, war der Grundherr mit einer großen Anzahl von Gästen auf der Wolfsjagd. Zwar mochte die Dienerschaft von meiner muthmaßlichen Ankunft unterrichtet sein, aber der vielen Angekommenen wegen war nur noch ein kleines Zimmer unbesetzt geblieben, das mir sogleich eingeräumt wurde. Im Gesellschaftszimmer, worin zur Unterhaltung der Gäste ein Billard aufgestellt war, liefen den Wänden entlang gepolsterte niedrige Bänke, deren auch einige einen Tisch umgaben; daneben standen einige schön gepolsterte Lehnstühle, auf denen ein Paar junge Magyaren sich nachlässig dehnten, ohne von meinem Eintreten Notiz zu nehmen. An diese Lebensweise noch nicht gewöhnt, blieb ich eine Weile stehen, in der Erwartung, man werde mich zum Sitzen nöthigen. Vergebens! Da entschloß ich mich kurz, und streckte mich auf einer der weichgepolsterten Bänke aus. Das gefiel den beiden jungen Edelleuten, und nun erst hatten sie die Ueberzeugung gewonnen, mit mir auf gleichem Fuß verkehren zu können, ohne sich Etwas zu vergeben. Als endlich die Jagd heimkehrte, ward es lebendig, nicht anders, als wenn ein fremdes Kriegsheer anrücke. Pfeifen, Hundegebell, Singen, Lärmen, Alles bunt durcheinander. Die Lakaien rannten gegen einander und zankten sich weidlich, ohne daß ihre Herren darauf achteten. Endlich trat einige Ruhe ein, und nicht lange darauf sah ich den Besitzer des Schlosses, den ich noch nicht persönlich kannte, in meinem Zimmer. Er begrüßte mich ohne alle Ceremonie, aber mit freundlicher Herzlichkeit, und führte mich dann bei der Gesellschaft ein, in der er mich nur einigen älteren Herren vorstellte. Nach einer Weile ging es zur Tafel. Von der Treppe an bis in den Speisesaal machte eine reich galonirte Dienerschaft Spalier. Ein jeder der Gäste suchte sich seinen Nachbar, und nahm an der

Tafel Platz, wo es ihm beliebte. Ich wurde bald mit meinen Tischnachbarn so bekannt, als hätte ich seit Langem mit ihnen die vertrauteste Bekanntschaft gepflogen. Ueberdieß hätte ich auch ohnedieß keine Langeweile fühlen können, da die Abwechselung der Speisen und des Weins, die beide fortwährend geboten wurden, Unterhaltung genug gewährten. Wenn ich sage, daß zu Ende des Mahls jeder Gast zehn Gläser an seinem Gedecke stehen hatte, so weiß man, wie viel Weinsorten servirt worden waren. Und dennoch war Keiner eigentlich berauscht, weil die äußerst lebhafte Conversation keinen Rausch aufkommen ließ. Nach aufgehobener Tafel durchzog die Gesellschaft die Appartements des Hausherrn und ergötzte sich an den dort vorhandenen Sculpturen und Malereien.

Viele von den Cavalieren im Banate gehen im Winter nach Pesth oder auch nach Wien. Die es nicht so weit treiben wollen oder können, beziehen während dieser Jahreszeit ein Quartier in Temeswar. Diese, obgleich die Hauptstadt im Banate, ist doch nur eine Mittelstadt zu nennen. Doch fehlt es ihr keineswegs an Unterhaltung. Der dasige Aufenthalt ist aber nicht wohlfeil, denn ein Logis von fünf bis sechs Zimmern, die nicht einmal viel Comfort bieten, kostet monatlich 40 — 50 Fl. Conventionsmünze (circa 35 Thaler preuß. Cour.). Nur die einfachsten Lebensmittel, Brot und Fleisch, sind wohlfeil; alles Andere, selbst Gemüse ist theuer. Man findet dieß überhaupt in ganz Ungarn, daß überall, wo nur etwas Industrie im Spiele ist, auch theuer bezahlt werden muß.

Zum Kauf- und Gewerbsmann ist der Ungar (Magyar) weder geneigt, noch geschickt, daher findet man ihn auch nur selten in den großen Städten in diesem Stande. Hier hat überall der Deutsche sein Feld, was er an vielen Orten mit dem Slaven theilt. Für den Magyaren ist dieß Fach zu mühsam, und er befindet sich wohler auf seinen weiten Ebenen, wo die Natur für ihn arbeitet und er nur die Früchte zu sammeln braucht.

3. Sittliches Leben.

Was äußere Zucht und Sitte betrifft, so herrscht in Ungarn weit mehr Freiheit und Ungebundenheit als in Deutschland, aber keineswegs weniger Moralität; es ist nur die größere Natürlichkeit, die sich hier unbefangener und freier äußert, während in civilisirteren Ländern sich oft hinter der glatten abgeschliffenen Außenseite ein schlechter verdorbener Kern verbirgt.

Das Laster der Trunkenheit herrscht in Ungarn weniger als in Deutschland, was man ganz besonders dann beobachten kann, wenn die Bauern von Wochenmärkten nach Hause zurückkehren. Leider fängt man jetzt in Ungarn an, sich an das Trinken des Branntweins anstatt des Weines zu gewöhnen, und es werden von Jahr zu Jahr immer mehr Branntweinbrennereien errichtet. Da nimmt denn auch das Laster der Trunkenheit mehr und mehr überhand. Allerdings ist der Wein, wie ihn das gemeine

Volk trinkt, meistentheils von der Art, daß sein Genuß wenig Vergnügen gewährt und daß er eher krank macht als berauscht. Deßhalb zieht man den Branntwein vor. In Niederungarn wird namentlich viel Slibowitz gebrannt und gern getrunken.

So wie im Rausche jeder Mensch sein inneres Wesen nach außen kehrt, so hat auch jede Nation ihre Eigenthümlichkeit darin. Der Magyar ist großsprechend und abstoßend, wenn er betrunken ist, und schimpft auf Alles, was nicht ganz in seinem Sinne ist, kommt darüber auch leicht zu Händeln, obwol er dieselben eher vermeidet als sucht. Der Deutsche bleibt sich und seinem Charakter treu, d. h. er zeigt sich im Rausche meistentheils gutmüthig und zankt nur ausnahmsweise; man kann ihn während desselben zu Vielem bringen, wozu er im nüchternen Zustande nicht zu bewegen war. Der Slave wird häklig, sucht Streit, obgleich er einen Augenblick zuvor noch vom lieben Brüderchen sprach, und schweift so sehr aus, daß er zuletzt alles Bewußtsein verliert. Bei dem Wallachen zeigt sich weit mehr Gemüthlichkeit, auch malt sich auf seinem Gesichte das Glück, das er im Zustande des Rausches empfindet.

Die vielen Erzählungen, welche in Deutschland über Raub und Mord im Schwange gehen, sind reine Erdichtungen. Freilich wird in Ungarn gestohlen und geraubt, freilich hat auch dieß Land seine Räuberhauptleute und Spitzbubenhelden, aber nicht in dem Maße, als man es schildert, und nach der großen Freiheit, die dort herrscht, wie nach der schlaffen Polizei, die dort geübt wird, sind deren weniger als irgendwo. Ich bin bei Tag und bei Nacht ganz allein gereist, habe oft in den schlechtesten Dorfschenken übernachten müssen, auch mit dem verrufenen Bakonywalde Bekanntschaft gemacht, ohne daß mir das Mindeste zugestoßen wäre.

Es charakterisirt die Nationalität, wenn man die Verbrecherlisten näher ansieht und findet, in welcher Art die eine Nation sich vor der andern auszeichnet. So z. B. sind von den Ungarn die meisten wegen Mord und Todtschlag, von den Slaven die meisten wegen Zank, Diebstahl, Raub und Meuchelmord, von den Deutschen die meisten wegen Zank, Dieberei und Betrug in den Comitatsgefängnissen eingesperrt. Das Verhältniß der Verbrecher steht entschieden zu Gunsten der Deutschen und zu Ungunsten der Slaven; die Ungarn stehen in der Mitte. Während bei den Ersten auf tausend Seelen kaum zwei kommen, zählt man von den Slaven auf die gleiche Anzahl drei.

Im häuslichen und Familienleben herrscht im Allgemeinen noch viel Einfachheit und gute Sitte. Die Erziehung wird in den untern Ständen in alter Zucht und Strenge geleitet; der Hausherr ist der oberste unumschränkte Gebieter, dem Alles, Hausfrau, Kinder, Gesinde, unbedingt gehorcht. Es ist da noch viel Patriarchalisches. Dienstboten werden nicht hart behandelt, wovor sie schon die ungarische Freiheit schützt. Etwas verwickelt wird zuweilen das Verhältniß, wenn die Dienstleute von Adel sind,

was oft vorkommt. Ich war bei einem Oberbeamten in der Gegend von Großwardein; seine Knechte wurden widerspenstig und verweigerten den Gehorsam. Der Haiduk*) (Schaffner oder Vogt) ward herbeigerufen, und ließ den Kantschu spielen. Der zweite Knecht, der in der Reihe der Bestrafung war, erhob sich, als man ihn niederbücken wollte, mit Stolz und sagte: Vagejon nemes ember, „ich bin ein Edelmann!" Anstatt darüber in Verlegenheit zu kommen, war der Oberbeamte augenblicklich resolut und antwortete ihm: das weiß ich, und ich lasse in Dir bloß den Knecht bestrafen, weil er den Edelmann durch sein Betragen beschimpft hat. Augenblicklich legte sich der Knecht hin und ließ sich ruhig seine zehn Hiebe aufzählen.

Was den religiösen Sinn in Ungarn betrifft, so ist derselbe eben so lebendig als wenig verunstaltet durch Bigotterie und Unduldsamkeit. Die Gotteshäuser aller Confessionen sind an Sonn- und Festtagen meistentheils zahlreich besucht, und unverkennbar spricht sich in den Versammlungen reine Andacht aus. Statt vieler andern Beispiele von religiöser Duldung und Unbefangenheit will ich nur eines aus der Hauptstadt Pesth erzählen. Der Oberpfarrer an der dasigen evangelischen Kirche war mit dem katholischen Priester, Pater Albach, und dem Oberrabbiner an der Synagoge auf das Innigste befreundet, so daß Keiner, wo es sein Beruf nur immer zuließ, versäumte, den Andern in seinen öffentlichen Amtsvorträgen anzuhören. Auch die vielen in Ungarn vorkommenden gemischten Ehen geben den Beweis von großer Toleranz, wie sie dieselbe auch zugleich mit fördern helfen. Als ich dem Gottesdienst in der evangelischen Kirche in Pesth beiwohnte, wurden an einem Sonntage von zehn Paaren sechs aufgeboten, die zu verschiedenen Confessionen gehörten.

---

*) Läßt der Gutsbesitzer ein Feld umpflügen, so steht in der Mitte desselben der Haiduk als Aufseher. Ein runder Hut mit großer Krempe bedeckt sein Haupt, ein hellbrauner Dollmann mit bunten Schnüren hängt ihm über die Schulter; er trägt ein enges hellblaues Beinkleid, kurze Stiefeln, und in der Hand hält er zum Zeichen seiner Amtswürde einen langen weißen Stab. Um ihn her geht die Arbeit, oft 20 Pflüge hintereinander, jeder mit schönen weißgrauen großgehörnten Ochsen bespannt. Rauchend, singend, mit einer gewissen stolzen Grandezza schwingt der Pflüger seine Peitsche, denn er ist nicht leibeigen, sondern frei wie sein Herr.

3. Böhmisches Land und Volk. *)

Böhmen ist von der Natur selbst nach Außen hin zu einem streng abgeschlossenen, nach Innen zu einem höchst eigenthümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von seinen vier Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt stellt es sich dar als eine große Terrasse mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowol Ein Kessel, als eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zusammengefaßt ist. Die Hauptsenkung des Bodens ist eine zweifache: von Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengeflossenen Elbe bezeichnet, und von Westen nach Osten einerseits, von Osten nach Westen andererseits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iser bezeichnet. Der tiefste Punkt des gewaltigen Terrassenkessels ist aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptstadt, sondern die nordwestliche Spitze im leitmeritzer Kreise, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwassers mit Iser und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandsteingebirge, das Sachsen von Böhmen scheidet, durchbricht und ihre böhmischen Gewässer dem nördlichen Deutschland zuführt. Diese physikalische Mitte des Böhmerlandes hat nur 321 pariser Fuß über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 406, Prag aber 600 Fuß absolute Höhe hat.

Unsere geographischen Lehrbücher pflegen Böhmen als einen großen Kessel, hermetisch verschlossen durch einen ringsum laufenden Gebirgswall, darzustellen; — diese Darstellung und Vorstellung ist aber keineswegs entsprechend. Das Böhmerwaldgebirge ist kein Wall, sondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmassen, die zwar meist gleichlaufend streichen, oft aber auch ganz isolirt dastehen, und — was die Hauptsache ist — des gemeinsamen Kammes entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da, wo der Weiße Regen entspringt, ist eine drei Meilen breite Lücke, theilweis durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Baiern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfters bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europas vom Süden trennt, fällt hier noch unter 600 Fuß hinab. Im Uebrigen ist aber Böhmen auf höchst merk-

---

*) Vom Herausgeber. (Vergl. dessen „Skizzen böhmischer Culturbilder", Leipzig 1844.)

würdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergzaune da wie eine Insel auf dem Festlande.

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerthe Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet, und die Gestalt des Ganzen im Kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich nicht im sächsischen Flachlande und märkischen Sande träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nahe oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Haideflächen und schwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten so eben erst einige Wiesen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden, und schauen aus den dunkeln Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigenthümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und rings um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitzthum von Wiese, Acker und Wald, Alles beisammen; die kleine Heerde weidet, von seinen Kindern bewacht, in der Nähe, kein Laut von dem geräuschvollen Treiben des Weltlebens dringt in diese Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die vom Winde gefällten Baumstämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfniß vorhanden ist, das Holz weiter als aus der nächsten Umgebung zu holen: so kommt der Eindruck fast dem der amerikanischen Urwälder gleich, und die Bewohner erscheinen wie eben sich ansiedelnde Anbauer einer Neuen Welt. Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabstieg, begegnete mir ein Mann mit einem Fuder Holz; dieses Holz hatte er selbst gefällt und zugehauen, und zwar auf seinem eigenen Grundstücke; er fuhr sein Holz mit eigenem Geschirr, Wagen und Pferde hatte er selbst beschlagen, denn er war von Profession ein Schmied, und das Holz wollte er zu einem Weiler aufthürmen, um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förster, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Gutsbesitzer, Bauer und Handwerker in Einer Person.

Indem sich aber die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich frisch und einer großen Entwickelung fähig darstellt: so erinnern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geschichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat.

In einer Gegend sind Berg und Thal wie übersäet mit Häusern und Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche die englischen Fabrikdistrikte noch übertrifft, mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, Alt und Jung den Maschinendienst des Spitzenklöppelns treibend, und dahinsiechend

unter der zwar stillen und wenig anstrengenden, aber entnervenden Arbeit, die kaum hinreicht, die Hungersnoth abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche ohne Arbeit sind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit Wasser angefüllten Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Aecker und Wiesen mehr Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter ins Land hinein, das beste, fetteste Ackerland, der üppigste Wiesengrund, Gemüse und Obst in Ueberfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarsten in Europa, und mit der wohlhabendsten Bevölkerung, die sich bequem auf ihrem Territorium ausbreitet.

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man sich ganz in der industriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorsprudeln, der sonderbaren Gasquellen, die in aufschäumenden Bläschen dem mineralischen Moore entströmen, der Klingsteinberge und Basaltkegel, welche einzeln und massenweis die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Gesellen und Plutos Geister in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer weiß, wie vielen, entströmen diese Gase und Heilwasser der mütterlichen Erde, und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man ist bei dem Anblicke des gewaltigen karlsbader Sprudels, der sein mit einer Hitze von 138 Grad Fahr. siedendes und brausendes Wasser oft 9 Fuß emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauers, der die Küche zu sehen wünschte, wo man das heiße Wasser kochte*). Das vulkanische Produkt, der Basalt, spielt in keinem Lande eine solche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleschau, dieser Riesensohn vulkanischer Gewalten, ist mit seiner Höhe von 2641 Fuß der höchste Basaltberg, den wir kennen.

Mit dieser vulkanischen Natur des Landes harmonirt vielfach seine Geschichte; auch diese hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Cziska (Tschischka), Wallenstein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben so plötzliche Finsterniß, gewaltige Kräfte,

---

*) Dieser merkwürdige Quell hat sich selbst eine Decke aus Kalktuff (Sprudelstein) gebildet, auf welcher fast ganz Karlsbad steht. Die Kruste ist stellenweis nur eine halbe Elle dick, wird auch, wenn man sie verletzt, von der Gewalt des andringenden Wassers gesprengt, und so bilden sich hier und da heiße Quellen in den Häusern und Stuben! Bei einer frühern Untersuchung des unterirdischen Kessels fand man einen großen Teich, der gegen den Markt hin immer tiefer wurde. Mit zusammengebundenen Stangen von 30 Klaftern Länge, die man in der Richtung gegen das Rathhaus hineinschob, konnte man weder die Seiten noch den Grund des großen Beckens erreichen. Das Wasser aber kochte mit furchtbarem Brausen, und der heftig ausströmende Dampf machte nähere Untersuchungen unmöglich.

das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber stoßweise, zerstörend, revolutionair.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche sowohl der Einförmigkeit des norddeutschen Tieflandes wie des baierischen Hochlandes ganz und gar entgegengesetzt ist. Diese kühnen und wildromantischen Felsgebilde bei Adelsbach, diese erhabene Alpennatur im Riesengebirge, diese freundlichen Hügellandschaften, wo die Elbe das Land verläßt, diese pittoresken Ufer, wo sie entspringt, diese schwarzen Fichtenwälder an den schroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und diese Moldau- und Elbufer mit ihren weinbekränzten Höhen: welch ein Reichthum schöner Naturansichten! Aber auch welch ein Reichthum an Produkten! Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieß Land in seltner Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Oestreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Milte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette schützt indessen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Molnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beste, und liefern in guten Jahren einen Wein, der fast das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweise für den Ackerbau wie für die Industrie sind alle Bedingungen, insofern sie von der Natur des Landes abhängen, äußerst günstig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeichneten Reichthum an Wäldern und Kohlenlagern und eine ausgezeichnete Fülle von Wasserkraft, sondern auch eine viel reichere Production des Bodens, und darum wohlfeileres Arbeitslohn, als England. Wären die Staats- und Handelsverhältnisse eben so günstig, so müßte Böhmen mit den besten rheinischen, belgischen und englischen Fabrikdistrikten wetteifern.

Unter den östreichischen Landestheilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nicht-böhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Spitzengarn wird von solcher Feinheit gesponnen, daß ein Faden von 16,000 böhmischen Ellen Länge nur 1½ Loth wiegt. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit Langem entschieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschleifereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Aegypten, in Spanien

und Mexiko bekannt. Die böhmische Industrie muß noch eine große Zukunft haben, denn bis jetzt hat man erst einen kleinen Anfang gemacht; viele Kräfte schlafen noch, in der Natur- wie in der Menschenwelt, und warten der Auferstehung.

In Hinsicht der Bevölkerung weicht Böhmen nur dem lombardisch-venetianischen Königreiche, das 6000 Einwohner auf eine Quadratmeile zählt. Auf einem Flächenraume von 948½ Quadratmeilen wohnen in Böhmen etwa 4½ Mill. Einwohner, also kommen auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 4773 Bewohner, 100 mehr, als die Durchschnittszahl der östreichischen Gesammtbevölkerung, die 3177 auf die Quadratmeile angeschlagen wird. In dem nördlichen Theile von Böhmen jedoch, in den außerordentlich betriebsamen Gegenden des bunzlauer und bidschower Kreises kommen 12—20,000 Einwohner auf die Quadratmeile, eine Bevölkerung, welche die dichteste von Europa, nämlich die auf Malta, Gozzo und Comino, übertrifft, wo 15,000 auf eine Quadratmeile kommen.

Auch in Bezug auf die Menge der Städte behauptet Böhmen den ersten Rang; denn während in den deutschen Provinzen Oestreichs auf eine Quadratmeile 8, in Italien 22, in Ungarn aber 58 kommen, ist dieß in Böhmen schon auf drei Quadratmeilen der Fall. Dieser Ruhm wird aber sehr dadurch verdunkelt, daß unter den böhmischen Städten die meisten elende Nester sind, oft armseliger, als in andern Ländern die Dörfer. Jene kleinen Landstädte, „Stadels" genannt, sind unglückliche Zwitter zwischen Stadt und Dorf. Weil Böhmen keinen bürgerlichen, durchgebildeten, gehobenen Mittelstand hat, so ist auch das städtische Leben nicht entwickelt. An großen Städten fehlt es ganz und gar. Die Zahl von 120,000 Einwohnern der Hauptstadt Prag sinkt auffallend sogleich auf 10,000 (Reichenberg, die betriebsame Fabrikstadt), 9000 (das alte Eger) u. s. w.

Darum überkommt den Reisenden bei längerem Aufenthalte auf den sonst so einladenden und so manche Genüsse darbietenden böhmischen Landgütern doch bald jenes trostlose Gefühl der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, trotz der biedern Gastfreundschaft der Bewohner und der Schönheit ihrer Natur. Es mangelt der Hintergrund einer lebendigen Stadtwelt, welcher durch seinen Gegensatz den Reiz des Landlebens nicht bloß erhöht, sondern im Grunde erst erzeugt. Dazu mag noch der Umstand kommen, daß auf den böhmischen Herrenhöfen die Landwirthschaft bisher ganz überwiegend durch die Frohnarbeit der Bauern betrieben wurde, also das Getümmel von Wagen und Pferden und Knechten, wie man es auf norddeutschen Höfen sieht, wegfiel. Nun, da der Frohndienst aufgehoben, wird sich auch in der Oekonomie Manches lebendiger gestalten.

Einen überraschenden Eindruck und alle Erwartung übertreffend machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchte sich von den deutschen Städten keine an Schönheit und Eigenthümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges her in das hochgelegene

Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf ein Mal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Thürmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragt: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Cziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten; und weit im Hintergrunde der feste Wischerad, pittoresk das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gothische Kathedrale, der Dom von St. Veit (leider unvollendet), mit seinem himmelanstrebenden Thurme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahof mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten bekränzten Hügel die freundliche Laurenzi-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Thürmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu Theil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 1790 Fuß lange und 35 Fuß breite alterthümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten: so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke, kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Contrast der Neuzeit bildend; es ist die eiserne Kettenbrücke, ein schönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbekränzte Eiland der Sophien-Insel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Ueberall — das kommt hier zum Bewußtsein — ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Cultur- das Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigenthümlich. Es läßt sich kein vollerer Gegensatz denken, als zwischen einer Stadt wie Berlin mit einer Stadt wie Prag. — Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unscheinbaren Spree; — Prag in einem wechselreichen Hügellande, zum Theil selbst auf Bergeshöhen erbaut, an den pittoresken Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutschen Tieflandes, mit sei-

nem Repräsentanten, der Kiefer — um Prag schon süddeutsche Natur, Wein- und Obstgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle andern krumm und eckig; in Berlin fast alle Häuser wie Paläste, schön, freundlich, aber einförmig und prosaisch, ohne geschichtliche Erinnerungen — in Prag viel rußige alterthümliche Häuser, unregelmäßig, oft bizarr, mit gewölbten Vorbauen und Laubengängen, die Paläste aus ältester Zeit, jeder mit seiner Geschichte, ein Repräsentant der alten Zeit; kein Haus dem andern gleich, ein bunter Wechsel; — in Berlin Alles fein, abgeschliffen, äußerlich elegant, vornehm, ein so zu sagen spirituelles Wesen im Ganzen — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, ein mehr materieller plebejischer Anstrich, man sucht vergebens nach einem Westmünster oder einer Wilhelmsstraße: überall böhmische Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden Fleisch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würstel", nirgends etwas Exclusives. In Berlin sind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag ist Beides im Ueberfluß; Berlin die Residenz der Friedriche und der Philosophen, Prag die Residenz der Erzbischöfe und Kapuziner.

Wie im Lande, so zeigt sich auch im Charakter des Böhmen noch mannigfach eine gewisse natürliche Unmittelbarkeit, ein naives Wesen, ein vorherrschendes Leben im Gefühl, dessen man bald inne wird, wenn man aus dem kältern spirituellern Preußen kommt. Bei dieser Lebensrichtung wird das äußere Leben behaglicher und genußreicher, aber das innere Leben bleibt einförmiger und ärmer. Wer an regen, geistigen Verkehr gewöhnt ist, an lebendigen freien Austausch des Gedankens, sieht sich hier unangenehm gehemmt, und wird bald eine geistige Leere und Unbehaglichkeit empfinden. Dagegen wird die physische Leere des Magens in Böhmen vollkommen und sehr angenehm ausgefüllt, namentlich in der Kategorie der Mehlspeisen, worin es die Logik der böhmischen Köchinnen sehr weit gebracht hat, und wobei die norddeutsche Küche in aller Aermlichkeit erscheint. Es sind nicht die gekünstelten, zusammengesetzten überfeinen Schaugerichte der französischen Küche, sondern viel solidere Waare und nicht minder wohlschmeckend. Die Milchrahm- und Aepfelstrudel, die Stockerl und Schmankerl, die lockern Striezel, Buchten und Kollatschen, selbst die feinsten Torten — alles das weiß jede bürgerliche Hausfrau zu bereiten, wie der beste Conditor. Mit einem Diner, das hier ein gewöhnlicher Wirthschaftsbeamter ausrichtet, kann sich das eines preußischen Oberregierungsrathes nicht im Entferntesten messen. Die feinsten Gemüse werden, wenn sonst keine andere Gelegenheit da ist, per Post verschrieben, das feinste Weizenmehl, von dem die Norddeutschen gar keine Idee haben, wird unmittelbar aus Wien bezogen; fünf, sechs Gänge sind ganz gewöhnlich. Das böhmische Bier ist ganz vortrefflich, das reinste gesundeste Hopfenbier, und auch die inländischen Weine, wenn auch zuweilen etwas herb, nicht zu verachten.

Auch in der Kleidung der Böhmen herrscht viel Comfort und viel

mehr Geschmack, als in Norddeutschland. Ein Amtsdiener kleidet sich hier besser, als anderswo ein Amtsrath, und vor der Toilette der prager Damen müssen die Berlinerinnen die Segel streichen. Dabei ist bei allem Luxus und aller Opulenz nirgend ein affectirtes Wesen, Ziererei und Ostentation zu spüren; Hoch und Niedrig ist gleicherweise natürlich, unbefangen, des Genusses sich freuend. Dieses heitere, frohe, sorglose Wesen berührt den Norddeutschen sehr angenehm, da ihm wohl der Verstand, nicht aber in gleicher Weise immer das Herz auf dem rechten Flecke sitzt. Alle Bewohner der östreichischen Länder haben mehr Natürlichkeit, mehr Gemüth, mehr geistige Gesundheit, weil mehr körperliche Gesundheit, und obwohl das protestantische Deutschland in geistiger Regsamkeit sie überholt hat und vielfach übertrifft, so sind sie doch wieder im Vortheil, was eine harmonische Ausbildung der Gefühls- und Erkenntniß-, der Leibes- und Seelenkräfte betrifft.

Die Gastfreundschaft ist auch in Böhmen zu Hause. Man wird uberall bald mit den Leuten vertraut, und findet ein herzliches Entgegenkommen, wofern man sie nur in ihrer Weise gewähren läßt, und nicht das eigene Wesen eigensinnig geltend machen, die böhmischen Eigenthümlichkeiten nicht kritisiren will. In diese hat sich der Böhme fest eingeschlossen, gleich den Gebirgsmauern, die sein Land umgeben; gegen alles Fremde und „Ausländische" ist er mißtrauisch, und „draußen", wenn er einmal seinen Elbkessel verläßt, fühlt er sich nirgends wohl.

Ein hervorstechender Zug im Charakter des ganzen böhmischen Volkes ist jene unterthänige Höflichkeit, mit dem fremden Worte „Deferenz" genannt. Der Preuße ist viel mehr kurz, knapp, spitzig, gegen seine Vorgesetzten eher zu dreist als zu höflich; der Sachse ist schon weit bieg- und schmiegsamer, höflicher, in seiner Rede breiter; der Böhme aber ist unterthänig. Wenn der Preuße einfach „guten Morgen" sagt, so spricht schon der Sachse „schönen guten Morgen", der Böhme aber kann es bei der Ellipse nicht bewenden lassen und vollendet den Satz: „Guten Morgen wünsch' ich", „guten Abend wünsch' ich"; damit indessen noch nicht zufrieden, nennt er auch noch das sprechende Subject, den gehorsamsten Diener, und ein vollständiger Nachtgruß lautet: „Gute Nacht wünsch' ich, Ihr gehorsamster Diener, schlafen Sie wohl!" Wie im Oestreichischen überhaupt, wird auch in Böhmen Jeder, der „kein Lump ist", mit einem „Herr von" beehrt; dabei ist aber die Anrede in der dritten Person der Mehrheit immer noch zu gewagt, und an die Stelle des bloßen „Sie" setzt man wo möglich das „Herr von". — „Waren Herr von Müller gestern im Theater?" „Wollen Herr B. Platz nehmen?" u. s. w. Man will auch bescheidener Weise nichts bestimmt wissen, sondern nur glauben. — Bist Du schon in Berlin gewesen? „O, das glaub' ich!" Daher auch das östreichische „halt" (halt' ich dafür), das bei jeder Gelegenheit eingeschoben wird, um die objective Wahrheit nicht zu streng hinzustellen, und mit dem subjec-

tiven Meinen zu versüßen. Auch das „bitt' ich" muß mildernd bei Fragen und Antworten seinen Dienst versehen. „Ich bitte, haben Sie schon die Zeitung gelesen?" Was giebt es heute für Suppe, Kellner? „Bouillon mit Lebernockerl bitt' ich".

Die Beamten sind hier in einem fortwährenden Avancement begriffen. Ein Hoffecretair ist „Herr Hofrath" u. s. w. Das „Wohlgeboren" auf der Adresse an einen Amtsverwalter reicht nicht zu; da heißt es: „Sr. Wohlgeboren, dem wohlverdienten, gestrengen Herrn Amtsverwalter" u. s. w. Seine Untergebenen tituliren ihn „Gestrenger Herr", so wie seine Frau Gemahlin „Gestrenge Frau". Jede anständige Bürgersfrau bekommt die Anrede „Gnädige Frau".

Ich lernte in einer Gesellschaft eine alte vornehme Dame kennen, die (vielleicht nach altadeliger Sitte und ähnlich wie im Polnischen, wo die Kinder den Vater mit dem ganzen Amtstitel anreden) sich von ihren Kindern nicht anders anreden ließ als „Euer Gnaden". Der älteste Sohn war schon ein würdiger Herr von vierzig Jahren, sagte aber zu seiner Mutter nie anders als „Euer Gnaden".

Der Bauer hat schon seinen Hut unter dem Arme, wenn er seinen Gutsherrn von Weitem erblickt. Muß er mit ihm sprechen, oder kommt er sonst in seine Nähe, so begrüßt er ihn mit einem Handkuß. Diese Sitte hat etwas Patriarchalisches und Zutrauliches, und ist viel besser als jenes Kniebeugen der Polen. Dem Pfarrer küssen Alt und Jung, Männer und Weiber, Bursche und Mädchen die Hand, sobald sie ihm auf der Straße begegnen oder ihn in seinem Hause besuchen. Sämmtliches Gesinde nicht nur, sondern auch die oberen Hausbeamten küssen dem gnädigen Herrn, der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein täglich, sobald sie derselben ansichtig werden, die Hand. Die Dame vom Hause wird in der Regel von allen Herren, die auf Besuch kommen, mit dem Handkuß beehrt. Selbst manches schon greise Haupt geistlicher und weltlicher Herren läßt in dieser unterthänigen Galanterie gegen das schöne Geschlecht durchaus nichts fehlen. In den höheren Ständen küssen die Söhne und Töchter des Hauses, so lange sie noch nicht das vierzehnte Jahr überschritten haben, dem Papa und der Mama, dem Onkel und der Tante nach jeder Mittagsmahlzeit und vor dem Schlafengehen erst die Hand und dann den Mund. Ueberhaupt ist die Pietät der Kinder gegen Eltern und Verwandte sehr groß und eine dem Fremden sehr wohlthuende Erscheinung.

Das anziehendste und wichtigste Schauspiel bietet Böhmen dar in der Mischung zweier grundverschiedener Nationen, die seine Bevölkerung bilden. Von den fünftehalb Millionen sind nämlich 2,500,000 Czechen (Tschechen), der übrige Theil Deutsche, von dem das Volk Israel noch in Abzug zu bringen ist, das sich überall an das Slavenvolk, wie die Klette an der Wolle, anklebt. — Wie zwei feindselige Elemente sind jene zwei Völkersubstanzen oft zischend und brausend gegeneinander gefahren, haben sich zu-

weilen mechanisch verbunden, aber nie chemisch; eine drohte die andere zu verschlingen, und doch war nur die eine oben, wenn die andere zu Boden fuhr; das czechische Volkselement schien endlich aufgelöst, und siehe da! es lebt wieder auf mit neuer frischer Kraft. Daß die Deutschen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, nicht den Czechen erlegen sind, kann nicht Wunder nehmen, da sie die große westeuropäisch-germanische Cultur zur schützenden Grundlage hatten, wenn sie auch nicht die regierenden Herren gewesen wären. Daß aber die czechischen Slaven, von ihrem Volksstamme abgerissen, ohne nationale und geistige Einheit mit einem größern Ganzen doch ihr eigenthümliches Wesen bewahrt haben, selbst unter dem schweren Drucke des deutschen Scepters: dieß beweist, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind, der noch reiche Entwickelung verspricht. In Literatur und Wissenschaft stehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen slavischen Nation; sie haben die europäische Cultur aufgenommen, ohne ihre Eigenthümlichkeit daran zu geben; was die Gründlichkeit und Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven nennen. Einige Züge mögen den Czechen charakterisiren.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slaven und die gemessene Reflexion des Deutschen zu einer gewissen Arglist, welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt, und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Slave und Deutscher sind von Haus aus keine freundlichen Brüder. Der Deutsche nennt seinen czechischen Landsmann „Stockböhme!“ Ein Erbfehler des czechischen Stammes scheint ferner die Rechthaberei und Zanksucht zu sein; auch legt man nicht mit Unrecht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Uebermuth im Glücke, wie auch große Rachsucht bei; die Geschichte liefert manch Lebensbild zu diesen Zügen. Die Deutschen in Böhmen zeichnen sich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, so wie durch größere Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht bloß die schönsten und theilweis fruchtbarsten Gegenden von Böhmen (z. B. den leitmeritzer Kreis), sondern sind auch in den minder fruchtbaren Strichen die besten Landwirthe; der berühmte böhmische Hopfen wird von Deutschen gebaut, das geschätzte Obst kommt meist aus deutschen Gärten, das beste böhmische Glas wird in deutschen Fabriken gemacht, und die gerühmte musikalische Bildung gilt nur von den Deutschböhmen.

Haben die Slaven eine zähe Nationalität, so haben sie die Deutschen nicht minder. In dem czaslauer Kreise existirt z. B. eine ganz kleine, rings von Czechen eingeschlossene Gemeinde, eine deutsche Colonie, und dennoch haben diese Menschen, ähnlich wie ihre Stammgenossen in Siebenbürgen und im südlichen Rußland, nichts von fremden Sitten und Gebräuchen angenommen, sondern streng, bis auf den Dialekt, ihr deutsches Wesen bewahrt.

Uebrigens ist fast jeder Eingeborne der zwei Landessprachen mächtig; der Böhme spricht fertig deutsch, und der Deutsche fertig böhmisch; auch tauschen die Eltern zur leichtern Erlernung der andern Sprache ihre Kinder oft gegenseitig um.

Der slavische Typus in den Gesichtszügen ist auch bei den czechischen Böhmen immer noch durchscheinend genug, obwohl man Mühe hat, in Böhmen, wie der französische Marquis Custine in Rußland, jenen seelenvollen Blick des länglichen Eidechsenauges „voll Sympathie und Schalkheit" in den böhmischen Augen wieder zu finden. Aber der mehr länglich ovale Schnitt derselben, die meist dunklere Farbe des Haares, so wie die unter schärferem Winkel geschnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden die czechische Physiognomie merklich von der deutschen, die viel weniger markirt, aber auch viel offener und heller ist.

Wenn die Unterscheidung der Temperamente nicht immer etwas Einseitiges behielte, so möchten wir den Russen das phlegmatische, den Polen das sanguinische, den Czechen das cholerische, den Donau-Slaven (Serben und Kleinrussen) das melancholische*) zuweisen. Auf manchen echt böhmischen Gesichtern steht der Jähzorn deutlich geschrieben, und das cholerische Temperament ist, wie die Geschichte lehrt, der Böhmen Unglück gewesen; jedenfalls hätten sie mit russischer Geduld weit mehr erreicht als mit czechischer Ungeduld.

Merkwürdig ist, daß, ähnlich wie im schottischen Hochlande, auch bei den böhmischen Gebirgsbewohnern der Dudelsack eine große Rolle spielt. Dieses Instrument darf bei keiner Gelegenheit fehlen, wo es festlich hergehen soll, selbst wenn das beste Musikcorps vorhanden ist. Bei den Hochzeitsaufzügen, sowohl wenn es zur Kirche geht, als wenn man aus der Kirche kommt, oder wenn die geladenen Gäste aus dem Hause der Braut nach eingenommenem Mittagsmahle, paarweis geordnet, ins Wirthshaus

*) In einer Stelle aus Mickiewicz' „Vorlesungen über slavische Literatur u. s. w." heißt es sehr bezeichnend also: „Diese wunderbare und leere Waldstätte (es ist von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Ueberlieferung keinen Stein findet, auf dem sie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, auf dieser von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen besäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene ist üppig aufgeschossen das Trauergefühl. Sehnsucht und Trauer athmen hauptsächlich die Dichtungen jener Gegenden." „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geistlichkeit, die Blüthe des Volks — Alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht zu lesen verstand und nichts von seiner alten Geschichte wußte. So haben sich alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeschlossen, ihre ganze nationale Poesie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von Kossowo (Amselfeld) herum. Die Geschichte der hier längst vorgefallenen Schlacht ist für sie wunderbar frisch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an diesem Orte vorüber."

ziehen, um hier den Hochzeitsball zu eröffnen: immer geht ein Dudelsack mit einer Geige voran, und spielen ihre eigenthümlichen, seit Langem für solche Tage gebräuchlichen Weisen. Alle Nationaltänze werden am liebsten nach den Melodien des Dudelsackes getanzt, wobei der unermüdliche Dudelsackvirtuos, indem er seinen „Bock" (der böhmische Kunstausdruck) mit einem Riemen um den Leib geschnallt und mit einem zweiten Riemen den Ellenbogen an den Blasebalg gebunden hat, oft eine ganze Nacht unermüdlich bläst und pfeift, und mit den Füßen den Takt schlägt, und eben so lebhaft am Tanze Theil nimmt, wie die Tanzenden selbst.

Besonders eigenthümlich ist ein czechischer Tanz, der Wrtak (wörtlich der „Bohrer") genannt. Das tanzende Paar hält sich in Armeslänge von einander entfernt und dreht sich wie die morgenländischen Derwische in reißender Schnelligkeit auf demselben Punkte herum, während die einfache Tanzmelodie im Zweiverteltakte vom Chorus der Zuschauer begleitet wird.

Die Bewohner von Strakonitz eignen sich die Ehre, den Dudelsack erfunden zu haben, mit vielem Stolze zu, und erzählen davon folgende höchst poetische Sage. Der erste Dudelsackvirtuos (ein Strakonitzer) hatte einst auf einer Hochzeit wacker aufgespielt, und, wie sich von selber versteht, wacker dabei getrunken. Sehr begeistert, und mehr in einer überirdischen als in dieser irdischen Welt wandelnd, ging er nach Hause. Da begegnet ihm ein schwarzgekleideter Herr, hält ihn an und fragt, ob er den Dudelsack spielen könne. Nachdem der Spielmann dies freudig bejaht hat, erhält er von genanntem Herrn die Weisung, diesem zu folgen. Sein Begleiter führt ihn in einen prächtigen, hell erleuchteten Saal, unter eine vornehme Gesellschaft von lauter schwarz gekleideten Herren. Diese empfangen den Virtuosen sehr höflich, geben ihm das Beste zu essen und zu trinken, und gebieten ihm dann, seine Tänze aufzuspielen. Sie machen ihm aber zur Bedingung, so lange er in ihrer Mitte und in diesem Saale verweilte, ja nicht den Namen „Gott" auszusprechen. Das gelobt der Musikus, spielt nach Herzenslust, und die schwarzen Herren tanzen nach Herzenslust. Mit den Leistungen des Spielmannes zufrieden, rufen sie diesen nach beendigtem Tanze in ihre Mitte und wollen ihn belohnen. Jeder schüttet ihm eine Hand voll neuer, blanker Goldstücke in den Hut; der arme Spielmann ist überglücklich, und in der Freude seines Herzens ruft er: „Gesegne es Euch Gott!" Aber kaum sind diese Worte seinen Lippen entflohen, so thut es einen furchtbaren Knall; die schwarzen Herren, der Saal, die hellen Lichter und die blanken Goldstücke sind verschwunden. Der Spielmann erwacht aus seinem Schlafe, blickt auf und sieht sich — unter dem Galgen! Dahin hatte er sich in der Nacht verirrt, da hatte er den furchtbaren Traum gehabt, da hatte ihn der liebe Gott gewarnt. Nun geht er in sich, fängt an zu beten, und um seine Seele nicht wieder dem Teufel in die Hände zu spielen, vermacht er seinen Dudelsack der Kirche zu Strakonitz, allwo man ihn noch lange hinter dem Hochaltar aufgehängt bewahrte.

In den Tönen des Dudelsacks vereinigt sich wirklich in seltsamer Weise das Abenteuerliche, Lustige, Melancholische, Aufregende, Störrische — und das stimmt zu dem Gemüthe des Böhmen; denn es lagert darüber selbst in der Freude ein gewisser Nebel, durch den die Freudensonne nur halb hervorbricht; wie in jenem Wrtak bleibt Jeder eigensinnig auf seinem Punkte stehen, keine völlige Hingabe des Einen an den Andern, sondern halbe Zurückhaltung und halbe Annäherung — die Lustigkeit wird in ihrer Steigerung leicht wild, und streift dann an den Ernst.

Während man in den hoch cultivirten Ländern oft lange und vergebens sucht, um einmal etwas Individuelles, Naturwüchsiges, von der Alles zersetzenden „Aufklärung" noch nicht Aufgelöstes anzuschauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um alterthümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoesie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze sei hier nur Ein Beispiel mitgetheilt.

Im taborer Kreise liegt ein Berg Blanik, aus dem rieselt eine Quelle hervor mit grünlichem Wasser und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein sehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten sich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tausend Eingeborene gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes sonderbaren Berges, der sich plötzlich der Reiterschaar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Allda schlafen sie nun schon viele hundert Jahre sammt ihren Pferden, sterben aber nicht, sondern werden wieder hervorkommen, wenn die Zeit erfüllet ist und Böhmen wieder in der größten Bedrängniß sein wird; dann aber werden sie siegen. Zuweilen heben sie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit sei? Dann spitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch Alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem ist der Anblick der Reiter verstattet.

Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit sei? Ein Anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt steht, und der darauf erzählt, was er weiß, bis der Anführer spricht: Noch ist es nicht Zeit! und das kleine Heer sich auflöst.

Wen überrascht nicht die auffallende Aehnlichkeit dieser Sage mit der von unserm Friedrich Rothbart auf dem Kyffhäuser? Das dichtende Volksgemüth offenbart sich unter allen Nationen nach denselben Gesetzen, und solche Sagen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern bilden sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes wie des Volkes und seiner Geschichte.

Vierter Abschnitt.

1. Leben in England *).

Die Parks in England.

Ein englischer Park ist von Dem, was man sich in Deutschland unter diesem Namen denkt, merklich verschieden. Er umfaßt die, das Wohnhaus oder Schloß zunächst umgebenden, eigentlichst zu demselben gehörigen Ländereien, und ist gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Aecker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in seinem Bezirk, sowie auch einzelne Wirthschaftsgebäude, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach malerischem Effecte gestrebt, und die sanften Erhöhungen und Vertiefungen dieses Landes erleichtern dieses Streben; aber immer ist das Nützliche mit dem Schönen vereint.

Der höchste Schmuck dieser Parks ist die üppige Vegetation der wohlbestellten Aecker, die unvergleichlich schönen grünen Wiesen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt stehen. In England haben die Bäume das Eigene, daß sie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausschlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze sind, wie überall

*) Reise durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

in England, selten. Man könnte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre, als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einsiedeleien unserer Parks fehlen dort ebenfalls; alle diese zur Zierde dienenden Gebäude sind in die vom Park ganz verschiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die sogenannten Pleasure-Grounds verwiesen. Nur in sehr großen Parks, wie die von Blenheim oder Stowe, steht hier und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus eine Ansicht zu gewähren.

An Wasser darf es nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall strebt man nach dem Schönen, und flieht das Gesuchte, Steife.

Die Staffage vollendet diese lebendige Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt; mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein Teppich auf das Herrlichste ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen übereinander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet.

Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberys. Florens Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der eiserne Scepter der Mode. In der Zeit, aus welcher diese Beschreibung stammt, hatte sie gerade die Eriken oder Haidekräuter ihrer besondern Huld gewürdigt. Man gab wohl funfzig und mehr Guineen für so ein geruch- und farbenloses Kraut hin, wenn es nur aus einem recht entfernten Winkel der Erde herstammte. Große Orangerien sind in England, außer in den königlichen Gärten, selten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England bultler genannt) sogar elegant zu nennen, hübsch tapezirt, mit Mahagonymöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der eleganteften Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst giebt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer *), Wohnzimmer **), Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagonyholz sieht man meistens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbareren oder kunstreich lackirten Hölzern.

---

*) Drawingrooms.
**) Parlours.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, sodaß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sophas und Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowohl als die Pianofortes sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die künstlich in Marmor gearbeitet, oder mit brilliantirtem Stahl geschmückt, eine der größteu Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf; besonders gilt dieß von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir die Engländerinnen mit wahrem Grausen von der Sitte der Französinnen sprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Besuchszimmer vorzugsweise erwählen.

So viel von der innern Einrichtung der englischen Villas im Allgemeinen. Kehren wir nun wieder zurück zu den nächsten äußern Umgebungen derselben.

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt. Der zur Fußpromenade bestimmte Theil der Besitzung heißt pleasure-ground, und liegt ganz nahe am Hause. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutschen Parks; Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neuern Gartenkunst. Alle Gebäude sind von Stein, alle Geländer und Thüren von schönem eisernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutschland sorgfältig vor der Kälte schützen müssen, halten den durch Seeluft gemilderten englischen Winter aus, z. B. der Laurus Tinus, das Heliotropium und der Jasmin (Jasminum officin.). Die beiden letztern haben wir oft in einer Höhe von 6—8 Fuß an den Mauern sich hinziehen sehen.

Obstbäume aller Art werden aus diesen Anlagen verbannt. Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs und dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten, befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird

sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes oft getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspective ihnen darbieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verschiedenen, in Deutschland zum Theil unbekannten immergrünen Stauden und Gesträuchen, deren einige sogar bisweilen im December blühen, werden sehr schöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich sieht man davon in der Nähe des Hauses eine Art Wintergarten an einem sonnigen Platze angelegt, in welchem man sich bei winterlichem Sonnenschein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuscht, in den Frühling hinein träumen kann. Solche Anstalten sind auf jener Insel nothwendiger, als bei uns, denn derselbe wunderliche Geist, der die Einwohner dieses Landes die Nacht zum Tage umzuschaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrscht in Hinsicht auf Kleidung und Vergnügen meist bis über die Mitte des Junis hinaus. Dann fängt der Frühling erst an, und so muß der Sommer, und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erst im August oder noch später beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch Jedem neben dem Unrecht auch sein Recht geschehe. — Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald in gothischem, bald in ägyptischem Geschmacke aufgeführt; sie stellen Thürme, griechische Tempel oder auch nur artige moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geschmack des Erbauers war. Immer hat der Thorhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und Allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

* * *

2. London.

Von welcher Seite man auch diese Stadt betreten mag, immer glaubt man schon lange in ihrer Mitte zu sein, ehe man noch ihre Grenzen erreichte. Keine der größten Städte Europas, nicht Wien, nicht Berlin, selbst nicht Paris kündigt sich aus der Ferne so imposant an. Häuser reihen sich an Häuser, durch fast unbemerkbare Zwischenräume in verschiedene Flecken, Städtchen und Dörfer abgetheilt, alle scheinen zu einem Ganzen vereint, alle vergrößern ins Ungeheure die Stadt, welche ohnehin in ihrem

Bezirke, bei verhältnißmäßiger Breite, sieben englische oder fast anderthalb deutsche Meilen lang ist. Zu ihr führen von allen Seiten schöne breite Heerstraßen, welche, auch außer den Städten und Flecken, mehrere Stunden weit von London mit Laternen besetzt sind. Ein ewiges Gewühl von Wagen und Reitern verkündigt dem Fremden schon von fern, daß er dem Wohnorte von einer *) Million Menschen sich nähere.

Von Shooters-Hill, einer 26 englische Meilen von London entfernten Anhöhe, erblickten wir zum ersten Male die ungeheure Capitale, lang sich hindehnend an den Ufern der königlichen, mit Schiffen bedeckten Themse, Hoch in die Lüfte sahen wir St. Pauls wunderbaren Dom sich erheben, weiter zurück den schönen gothischen Doppelthurm der Westminster-Abtei, daneben noch die Thürme von weit über hundert andern Kirchen. Es war ein schöner, heiterer Tag, aber der aus so vielen Kaminen ewig aufsteigende Steinkohlendampf ließ uns die Gegenstände nur wie durch einen Flor erblicken.

Schnell rollten wir hin auf dem prächtigen Wege, und glaubten, wie alle Fremde, lange schon am Ziele zu sein, ehe wir es erreichten. Endlich sahen wir die Themse vor uns. Die schöne Black-Friars-Brücke führte uns hinüber, und nun erst waren wir in London. Betäubt von dem Gewühle rund um uns her, erreichten wir das nicht weit von der Brücke entfernte York-Hotel, wo wir fürs Erste abstiegen, um späterhin mit Bequemlichkeit eine stillere Wohnung in einem Privathause zu wählen. Fast alle Fremde, welche längere Zeit in London zu verweilen gedenken, thun dieß, und müssen es, wenn es ihnen dort wohl sein soll.

Der Aufenthalt in den londoner Gasthäusern ist unglaublich theuer, die Zahl derer, in welchen Fremde nicht nur essen und trinken, auch wohnen können, verhältnißmäßig klein zu nennen, und selbst von diesen sind nur wenige so bequem eingerichtet, als man es bei einem Aufenthalte von mehreren Wochen, oder gar Monaten verlangen muß, eben weil dieser Fall den Gastwirthen nur selten vorkommt.

Hingegen findet man mit leichter Mühe in allen Straßen vollkommen gute, gleich zu beziehende Wohnungen, mit Küche und Keller und allen sonstigen Erfordernissen versehen; größer und kleiner, elegant und einfach möblirt, wie man es wünscht; sogar ganze Häuser mit Stallung und allem Zubehör. Man braucht nur durch die Straßen des Quartiers zu gehen, in welchem man zu wohnen wünscht, überall erblickt man angeschlagene Zettel an den Häusern, welche Wohnungen zur Miethe ausbieten, so daß nur die Wahl unter so vielen den Fremden in Verlegenheit setzen kann.

London in aller seiner Größe, seiner Pracht und Eigenthümlichkeit vollständig zu schildern, ist ein Unternehmen, dem wir uns nicht gewachsen

---

*) Jetzt, nach Verlauf von dreißig Jahren, ist die Einwohnerzahl um das Doppelte gestiegen.

Jetzt sind 5 Millionen 189[illegible]

jetzt 8 Mill. 1911

fühlen. Aber einzelne Züge zu dem großen Gemälde wollen wir dem Leser liefern, zumal da hier jede Einzelnheit interessant ist in Beziehung auf das bedeutende Ganze.

* * *

1. Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souverains des weiland heiligen römischen Reichs: er habe, da er spät Abends in London seinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt sei ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichsten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben so leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr setze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen sah, kann sich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöheten Trottoirs. Nicht die leipziger Ostermesse, nicht Wien, selbst nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es sich nirgends besser zu Fuß als in London, sobald man sich in die Art und Weise der Eingebornen finden gelernt hat. Dieß gewährt den Fremden, besonders den reisenden Damen, einen großen Vortheil, um Alles zu sehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in seinem Wagen festgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den schönen Quadersteinen der londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, selbst wenn das Wetter auch nicht ganz günstig wäre. In den Hauptstraßen sind diese breit genug, um sechs, acht und mehr Personen bequem neben einander hinwandeln zu lassen; in den engen, winkeligen Gassen der eigentlichen City ist's freilich nicht so bequem, weil die Fußpfade dort auch schmäler sein müssen. Fremde kommen indeß auch wenig in jene, einem Ameisenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel so ganz im eigentlichsten Sinne ihr Wesen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die schönsten Ausstellungen darbieten, trifft man größtentheils in den breiten Straßen, die das Mittel halten zwischen der arbeitsamen City und dem vornehmeren, nur genießenden Westminster. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen sehr und verhindert fast alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häusern zu, sie mag zur rechten oder linken Hand sein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der sie führende Londoner, so oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieser Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo

Hunderte von Wagen sich ewig durchkreuzen, ist freilich die Ordnung nicht so leicht erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchschnitt auch sind, so entsteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannichfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht interessanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenster gelassen zusehen kann.

Elfhundert*) Miethwagen stehen den ganzen Tag auf dazu angewiesenen Plätzen bereit, und dennoch ists oft unmöglich, einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener selbst fürchten vielleicht den Regen nicht so sehr als die Londoner; naß zu werden ist ihnen eine schreckliche Idee; sobald nur ein paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt Alles, was keinen Regenschirm führt, sich in einer Kutsche zu bergen. Im Hui sind dann alle Wagen verschwunden, und jene große Anzahl reicht nicht mehr aus.

Die Fiakers sehen im Durchschnitt sehr anständig aus, und würden in Deutschland noch immer als stattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt ist, macht sie unangenehm. Die Pferde sind in einem außerordentlich guten Zustande, wenn man bedenkt, daß sie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaster bleiben. Auch werden sie sehr gut verpflegt; sobald sie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der sorgsame Kutscher einen langen, schmalen, genau um den Kopf passenden Beutel voll Hafers um, aus welchem sie sich gütlich thun. Die Polizei hält strenge Aufsicht über die Fiakers; alle sind numerirt. Wehe dem Kutscher, der sich beigehen ließe, den festgesetzten sehr billigen Preis zu überschreiten. Man kann sich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Fiaker sicher anvertrauen, wofern nur Jemand aus dem Hause, wo man einsteigt, die Nummer so bemerkt, daß es der Kutscher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine ist schon zum Ueberfluß geschrieben worden. Wahr ist's, Nichts setzt den Fremden mehr in Erstaunen, als der Reichthum und die Eleganz derselben. Die kostbaren glänzenden Ausstellungen der Silberarbeiter, die schönen Drappirungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mousselinen und andern Zeugen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenstern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glasmagazine, Alles blendet und reizt.

Aber auch viel geringere Gegenstände werden auf eine dem Auge gefällige Weise zum Verkauf ausgestellt. Die Kerzengießer z. B. wissen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenstern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymisten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wassern in allen möglichen schönen und glänzenden Farben; dazwischen prangen große künstliche Blumensträuße. Abends,

*) Jetzt circa 2000.

wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdin's Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man sehen, als einen der vielen großen Obstläden, in welchen alle Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, Morgens einzusprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühstück einzunehmen, präsentiren sich auch recht hübsch. Alles, was Kuchenbäcker und Conditoren nur erfanden, steht, lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Krystallvasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfters Erguß satyrischer Laune, oder Portraits berühmter Menschen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulust festgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sind's Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Deutschen fast unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferstiche, Vergoldungen u. dgl.; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an bis zum winzig kleinen, zierlichen Nécessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre, oft sehr schönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich sind's sehr ähnliche Portraits bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eigenes werthes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben glänzen. Welche Menge Bedürfnisse, die der genügsame Deutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen, und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen, Wanzen=

vertilger Ihrer Majestät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet Alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, Alles scheint einzig bedacht, diese auf das Angenehmste hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteste Luxus verlangt, weit theurer, als in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. seine Waaren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblirten Stube das Maaß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidenen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zwecke geführt, und schwerlich würde der „Artist" (Künstler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maaßstab geht Alles.

Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Theile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren giebt es ohnehin hier wenige, aber schöne große Häuser, Alles glänzend rein, Alles solid prächtig. Dazu die hübschen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

2. Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da der Eigenthümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt Jeder, eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen schmalen Häusern zusammengesetzt ist. Wer auch kein eigenes Haus hat, will doch gern sich als eigenen Hausherrn fühlen und für sich allein wohnen. So strebt jeder nach dem Erdboden, und die großen Häuser werden in kleine Streifen zertheilt.

In Paris schweben vier Städte übereinander, in London sind sie nebeneinander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten daß man zwei aneinanderstoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem

oft sehr engen Hofraum zu. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen und Bedientenwohnungen sind in den Souterrains angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowol die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größern Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbeln, das schöne Mahagonyholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dergl. geschmückt sind, bilden keine geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen von Wedgewood's Fabrik und krystallene Kandelabers zieren den Sims; der stählerne Rost, in welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgeräth glänzen hell polirt; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemüthlicher, als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten viel mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz. Auch ist's allgemeine Sitte, nicht allein zu schlafen; Schwestern, Verwandte und Freundinnen theilen ohne Umstände das Bett mit einander, und die Frau des Hauses schämt sich nicht, das Dienstmädchen mit sich zu Bette zu nehmen, denn die Engländerinnen fürchten sich, des Nachts allein in einem Zimmer zu sein, weil sie von Jugend auf nie daran gewöhnt wurden. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur Eine Oeffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armuth.

3. Lebensweise.

Der größte, fleißigste Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler (beide werden hier zu Einer Classe gerechnet), führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theuerung aller Bedürfnisse, die durch den einmal herrschenden Luxus in Kleidung u. s. w. ins Unendliche vermehrt sind, zwingt sie zu einer großen Frugalität, die in andern Ländern fast Aermlichkeit heißen würde *).

---

*) Verhältnißmäßig lebt in England die arbeitende Mittelclasse allerdings am frugalsten, aber keineswegs ärmlich im Verhältniß zu andern Ländern, denn die Beefsteaks und Hammelbraten fehlen auch an den Wochentagen nicht, und selbst

Ewig in den Laden und in die daran stoßende, oft ziemlich dunkele Hinterstube gebannt, müssen sie fast jedem Vergnügen entsagen. Die Theater sind ihnen zu entlegen, meistens zu kostbar, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieser letzten Classe zweimal des Jahres hinkommt.

Ins Freie kommen sie fast gar nicht; mehrere versicherten uns, sie hätten seit zehn Jahren keine andern Bäume als die von St. James-Park gesehen. Die Woche über dürfen sie von Morgens neun Uhr bis Mitternacht den Laden fast gar nicht verlassen; dieser ist sehr oft das Departement der Frau, und der Mann sitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags sind freilich alle Läden geschlossen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an diesem Tage die Freiheit verlangen, auszugehen, so muß die Frau vom Hause es hüten.

Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröstlicheres Leben. Auch er muß in gesellschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen weit hinter den reichen Kaufmannshäusern von Hamburg oder Leipzig zurückstehen. Doch liegt das zum Theil auch an der Landesart. Die englischen Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, sie sind an das rauschende Leben, an die großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen die Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem häuslichen Leben nicht gern stören und unterbrechen. Die Männer hingegen suchen nach vollbrachtem Geschäft die Freude gern auswärts, in Kaffeehäusern und Tavernen.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwol sie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft, und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comptoir zubringt und sich dann Abends in ein Paar Stunden auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen zu den Seinigen begiebt.

Von der Lebensweise der Großen und Vornehmen läßt sich Nichts sagen; diese gehören in keinem Lande zur Nation, sondern sind sich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England wie in Deutschland. Die eigentliche Nation muß man im Mittelstande suchen, und zur Zeichnung derselben mögen im Folgenden noch einige Züge beitragen.

---

der Fabrikarbeiter und Tagelöhner kann ohne sein tüchtiges (und vortreffliches) Stück Rindfleisch mit einem Glas kräftigen Porterbier nicht gut leben, während z. B. in Deutschland manche Beamtenfamilie viele Tage ohne alles Fleisch sich behelfen muß.

4. Ein Wochentag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer, als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor neun bis zehn Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Neglige ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes in der Welt giebt es als ein englisches Familienfrühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräth steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische ungesalzene in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl nach schottischer Sitte Honig und Marmelade von Pomeranzen; Hatrolls, so heißen Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichener Semmel, und Toasts, Brotschnitte, welche von beiden Seiten mit Butter bestrichen langsam am Feuer geröstet sind, — dürfen nie fehlen; letztere stehen in einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesem wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sei es gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dieß schmuzige Vergnügen wird der letzten Classe des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halb civilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee wird abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ernten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sei? Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstück hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig

damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor Allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, Alles besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltener stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, ins Comptoir oder wohin der Beruf sie treibt. So viel als möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor fünf oder sechs Uhr zu Mittag speist. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren ihrer schon dort; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingang Alles an und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Ort finden zu lassen, ist in dieser ungeheuern Stadt von dem größten Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viele sonst verlorene Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eigenen Anzugs liegt einer Engländerin Nichts so sehr am Herzen, als die Reinheit ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche; wie sehr ist für Alles dieß dadurch gesorgt, daß so Manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte!

Die Ladys gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Costum, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, Alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenem. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut, selbst nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viele zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man

schränkt sich zum näheren Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird überdieß in London fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier wie überall unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Damen in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße mousselinene, mit grüner Seide gefütterte Drapperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagony- oder anderem noch kostbareren Holze erblickt. Das Neglige' der Damen ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und bekräuselt; Alles ist fein und erlesen, Alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die, auf einem Seitentisch ausgestellte, Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts Anderes verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Läden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunk.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a Shopping, d. h. wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne Etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; Keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowol als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche, mit offenem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannichfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowol, als von Naturseltenheiten, bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Wir gedenken ihrer hier, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres

besondern Schutzes würdigt, wo man dann sicher sein kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die Promenade in St. James-Park könnte auch eine Abwechselung gewähren, doch wird sie im Ganzen wenig besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müßigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shoppingpartie allen andern Promenaden vor.

Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen gleich andern frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dieß nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen.

Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene. Die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkrötensuppe und ein paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt sein, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht Nichts. Nirgends weiß man sie so gut zuzubereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeirawein und Cayennepfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Master (Mr.) Horton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von 100,000 Pfd. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und wie überall ein für allemal festgesetzt; was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheure Einnahme.

Gegen fünf Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem eleganteren Anzuge (Frack) zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb sieben Uhr zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowol die große Theuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften unzertrennliche Etikette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern doch immer geschlossenen Zirkel thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens zwölf bis vierzehn Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsylbig, langsam wankt die Conversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebt's nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersetzen aufs Knie und handhabt es, wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am oberen Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gange gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch *), vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gargekochten

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle andern Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich gefragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt. Man sagt nämlich: much done or little done? „viel gethan oder wenig gethan?"

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein Paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddingen, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinem Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w. mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle

lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder Alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Ceremoniel beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher, und versetzte uns oft in wahre Noth. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe. Denn die französischen sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend sprechen die beiden handelnden Personen wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit — Madame, Ihre gute Gesundheit!“ trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte; sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig; doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen, ein dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken und mit Achtgeben, ob Niemand die unsere trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den Versuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen; nach Tische wollen wir Das abhandeln!“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brotkrumen sorgfältig vom Tisch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen und eine kleine Serviette. Man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so beschäftigte Tischgesellschaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.

Nach dieser Reinigungsceremonie ändert sich die ganze Decoration. Das Tischtuch mit Allem, was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor dem Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines roth gewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Dieß aber darf man nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern wie vorher die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; süße Confituren und Bonbons sind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen. Jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst Etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indeß durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toasts aus, er läßt seine Freunde leben, die sich dann wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hause revangiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben „Sentiments" zum Besten, d. h. kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, z. B. merit to win a heart and sense to keep it, „Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten." Alle diese Gesundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind Alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den

übrigen Damen das Signal, alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toasts ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter ums Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unserer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sei. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört; der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind alle des Lebens herzlich überdrüssig. Wie gern schliefen wir ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel, als in andern Orten, denn man geht viel seltener hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl! Da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sei das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redselig, aber, zur Ehre sei es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten Keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünscht, ob süß, ob mit viel Milch oder wenig, werden auch hier nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen servirt und vom Bedienten herumgereicht; doch dieß sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladys lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter dünner Kaffee geboten.

Die Conversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Flasche rein ausgesprochen, die Damen sind müde, und sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein munteres erfreuliches Gespräch daraus. Nach dem Thee fährt man zu Hause, denn für's Theater ist es zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist.

Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unserer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf diese Weise kann man höchstens

sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr oder weniger. Die Karten sind sehr groß und theuer, aber ungeschickt. Dieß ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer andern Nationen nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, ebenso wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, sehr ernst und schweigend dieß ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts und dergl.; dieß wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Classe des Mittelstandes, von dem wir hier sprechen, dem vornehmeren aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unsern Assembléen in Deutschland. Mit dem Worte assambly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Local gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine bessere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigstens eine Reihe nebeneinander fortlaufender Zimmer enthält.

Um zehn Uhr, oft auch noch viel später, fängt man an sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um zwei, drei Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt zu Hause, und hat einen deliciösen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch

mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

5. Der Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Classe auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich Viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor Allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ist's in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor Kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberconzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ist's wirklich wahr, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?" hörten wir eine Dame fragen. Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! seufzte die zweite Dame, aber, setzte sie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt, und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. Aber sie spielen doch nicht um Geld? fragte eine dritte; — freilich um Geld, um viel Geld! Alle fuhren schaudernd zurück. God bless us all, Gott segne uns Alle! sagte die vierte; ich habe nur ein Mal Sonntags, und um gar Nichts, Karten gespielt, und ich kann mir's noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abscheulichem Wetter, und hatte die

schrecklichste Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer theilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächsten eine scharfe Revue passiren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden? Du öffnest das Klavier, die Wirthin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Du ergreifst ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß Du einer weltlichen Lecture Dich überlassen hast und hält Dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich setzest Du Dich ans Fenster, ergreifst, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirthin abermals herbei und drückt sich in ihrem heiligen Eifer dieß Mal weniger glimpflich aus, als das erste Mal. Beschäftigst Du Dich fern von dem Fenster in Deinem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wolltest Du mit Deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whist in Deinem Zimmer spielen, so hat Dein eigener Bedienter das Recht, Dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und Du entgehst der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfunfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müssen. Im Winter bei schlimmem Wetter faßt man sich in Geduld — und langweilt sich.

* *
*

3. Greenwich und die westindischen Docks.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Böte ein, die auf der Themse, sowie die Fiaker in den Straßen, numerirt und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Diese Brücke, die älteste der drei, welche in London über die Themse führen, war schon seit einiger Zeit bestimmt, abgebrochen zu werden, um

einer auf einem einzigen Bogen ruhenden eisernen Platz zu machen. Wie die Brücke jetzt dastand, waren ihre Bogen viel zu enge für den mächtigen Strom, den sie beherrschen sollte. Ungestüm drängt er sich wildbrausend hindurch, und verschlingt jährlich mehrere Opfer, welche die Verwegenheit, hier trotz der augenscheinlichen Gefahr durchzuschiffen, mit dem Leben bezahlen müssen. *)

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen schallen durcheinander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer, Alles verkündigt hier den Markt der Welt.

Sowie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten lachendsten Aussichten. Endlich, fünf englische Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unsern Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönen Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessen Gleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen, Balustraden und aller Pracht der neueren Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier bestieg Georg der Erste zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren sein, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß.

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem solchen Orte geziemenden Zierde. Einige schöne große Hallen dienen bei schlechtem Wetter zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist 106 Fuß lang und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und

---

*) Sie ist 1825 neu gebaut worden und die besuchteste in ganz London.

auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin, und dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Muth. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet, und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von Allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin, und kämpfen mit allen Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen hohen luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinette dicht an einander angebracht. Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenster, und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und mehr Sauberes, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster und Bette sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergl. in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häfen und wohl auch manche lustige Carrikatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause; sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinsicht eben so gut gehalten, als die Veteranen selbst. Auch für die Waisen der gebliebenen Seemänner ist hier gesorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgesonderten Theile des Hauses zum Gewerbe ihrer verstorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hause nicht Platz finden, erhalten außer demselben Pension.

Dem stattlichen Greenwich gerade gegenüber erblickt man die Docks, dieses Riesenwerk unserer Zeit, durch den westindischen Handel hervorgerufen und diesem gewidmet. Eine Gesellschaft londoner Kaufleute erbaute sie vor nicht gar langer Zeit. Sie kosteten die ungeheure Summe von 600,000 Pfd. Sterl.*) Eine Abgabe von den Waaren, die hier abgeladen werden, entschädigt die Unternehmer für ihre Auslage vollkommen, denn alle Westindienfahrer müssen in diesem durch Kunst hervorgebrachten

*) Etwa vier Millionen Thaler.

Hafen ihre Waaren ein- und ausladen. Er besteht aus zwei ungeheuern Bassins, von welchen das kleinere bloß zum Laden dient, das größere 200 bis 300 große Schiffe beherbergen kann, die darin sicher und bequem unter Schloß und Riegel liegen. *)

Man kann sich den imposanten Anblick des Ganzen kaum vorstellen, Schöne breite Quais, belebt von allem Gewühl des Seehandels, umgeben die mit Schiffen bedeckten Bassins. Einer Reihe Paläste gleich stehen die großen prächtigen Magazine den Quais entlang; kein Fleck ist unbenutzt, und, trotz der Größe des Ganzen, scheint es oft noch an Raum zu fehlen. Diese Einrichtung gewährt dem Handel nicht zu berechnende Vortheile; denn die mit den kostbarsten Waaren beladenen Schiffe liegen hier gesichert gegen allen Diebstahl, in einem ganz abgesonderten Raume, geschieden von den übrigen Fahrzeugen, welche den Hafen überfüllen. Da die Westindienfahrer gewöhnlich in großen Flotten zugleich anlangen, so entstand bei ihrer Ankunft sonst immer eine gewaltige Verwirrung, ein fürchterliches, unendlichen Schaden und Verlust mit sich bringendes Gedränge auf dem Strome. Dem ist nun vorgebeugt und Alles geht mit Ruhe und Ordnung von Statten.

* *
*

4. Birmingham und Soho.

Wir reisten auf Birmingham zu. Die Gegend verschönte sich mit jeder Meile, Berge wechselten mit lachenden Thälern. Wir mußten zuweilen die Räder einhemmen, weil der Weg zu steil bergab führte. Die Aussichten von der Höhe sind sehr reizend. In Birmingham selbst erklimmten wir noch einen steilen Berg, der uns lebhaft an den Hradschin in Prag erinnerte, ehe wir zu dem großen, eleganten Gasthofe gelangten. Dieser heißt noch immer „Zur Henne mit den Küchlein", obgleich der Wirth in unseren immer vornehmer werden Zeiten sich alle Mühe giebt, ihn zu „Lloyd's Hotel" umzustempeln.

Birmingham ist durch seine Fabriken weit und breit berühmt, ja man könnte fast behaupten, es gäbe kein Dorf im civilisirten Europa, vielleicht kein Haus, in welchem nicht irgend ein Produkt der Industrie dieser Stadt zu finden wäre, sei es auch nur ein Knopf, eine Nadel oder ein Bleistift. Die Stadt selbst ist schon durch ihre bergige Lage nicht schön **); der Rauch

---

*) Die Ostindienfahrer haben wieder ihre besonderen Docks, gleichfalls zwei, unfern der westindischen. Alle Schiffe, je nachdem sie aus diesem oder jenem Lande kommen, haben ihre besonderen Landungsplätze, so daß man gleich wissen kann, welche Schiffe aus Südamerika oder China u. s. w. angelangt sind.

**) Gerade die bergige Lage macht oft eine Stadt sehr schön, wie z. B. Prag, Florenz, Neapel.

der vielen Fabriken und Werkstätten, die hier ihr Wesen treiben, giebt ihr ein düsteres schmuziges Ansehen. Ueberall hört man hämmern und pochen, Alles läuft am Tage geschäftig hin und wieder, Niemand hat Zeit, so lange die Sonne leuchtet. Dafür hallen des Abends die Straßen vom Geschrei und von den Gesängen Derer wieder, die sich den Tag über unter der schweren Last des Lebens abarbeiteten. In den wenigen Stunden, die sie dem alle Sinne lähmenden Schlaf abstehlen können, suchen sie in Tavernen und Spielhäusern die Freude zu haschen, deren sie die Mühe des Tages beraubte.

Den Tag nach unserer Ankunft eilten wir, den merkwürdigsten Punkt dieser Gegend, Soho, das zwei Meilen von Birmingham gelegene Etablissement des Herrn Boulton, zu besuchen.

Wir finden in ganz England, vielleicht in ganz Europa keinen glänzenderen Beweis von Dem, was Industrie, Fleiß und anhaltendes Streben nach Einem Ziele vermögen, als diesen kleinen freundlichen Fleck. Herzlich freuten wir uns, seinen Schöpfer, den achtzigjährigen Boulton, noch in völliger Geistesfrische kennen zu lernen, obgleich sein Körper der Krankheit, dem Alter und der unermüdlichen Arbeit längst unterlag. Wir fanden ihn durch Steinschmerzen völlig gelähmt; im Hause ließ er sich durch zwei rüstige Bedienten herumtragen; im Freien fuhr er sich selbst in einem der kleinen bequemen Fuhrwerke, die in England zum Troste der dort so häufigen Lahmen und Gebrechlichen erfunden wurden. Alles dieß hinderte ihn nicht, uns, die wir ihm durch einen seiner Freunde empfohlen waren, überall selbst zu begleiten. Sein dunkles Auge blitzte von Jugendfeuer, als er uns erzählte, wie er alle die vielen sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten muthig bekämpfte und glücklich überwand. Freundlich erklärte und zeigte er uns Alles. Und als wir in die Anlagen eintraten, die er mit Hülfe einer Dampfmaschine dem unfruchtbaren Sumpfe abgewann, sprangen uns seine blühenden Enkel entgegen, spannten sich vor sein Wägelchen und fuhren den glücklichen Greis wie im Triumph davon.

Achthundert Menschen finden in Soho täglich Arbeit und Brod. Hier werden englische Kupfermünzen und ausländische für die ostindische Compagnie, für Amerika und für manche fremde Höfe geprägt. In Deutschland sagt das Gerücht: Boulton ließe auch die vielen falschen Münzen fabriciren, die von England aus Deutschland überschwemmen. Dem ist aber nicht so; er hat auf dem gesetzlichen Wege mehr Arbeit, als er bestreiten kann, und er ist zu rechtlich und zu reich, um sich einem so gefährlichen Handwerke zu unterziehen. Früher war das Nachprägen fremder Münzen, wenn nicht erlaubt, doch tolerirt; sie wurden wie Rechenpfennige angesehen und in großer Menge, meistens auf Bestellung speculativer Köpfe in Deutschland und andern Ländern, in England ziemlich öffentlich fabricirt. Seitdem aber der Galgen so gut auf diesen Zweig der Industrie gesetzt ist, wie auf das Nachmachen englischer Banknoten oder Münzen, wird dieses Geschäft

nur ganz heimlich in Winkeln und Kellern betrieben. Es soll indessen in Birmingham an dergleichen Fabriken, welchen gewöhnlich eine Knopffabrik zum Aushängeschilde dient, nicht fehlen.

Außer der Münze enthält Soho noch eine große Fabrik von plattirten Waaren aller Art, eine Glasfabrik und eine Dampfmaschinenfabrik.

Die erstaunenswürdige Erfindung der letzteren, so mächtigen Hebel für die Industrie, bei dem Reichthum von Steinkohlen für England von unermeßlichem Werth, hat Boulton erst auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht, auf dem man sie jetzt erblicken konnte. Er verfertigt Dampfmaschinen für ganz Europa und Amerika, läßt aber diese Fabrik Niemandem sehen, weil sich oft Leute bei ihm einschlichen, die seine Gastfreundschaft mißbrauchten und mühsam errungene Vortheile ihm abzusehen strebten, während er sie freundlich bei sich aufnahm. Er sagte zu uns, wir würden es wohl unartig gefunden haben, daß er in allen Gasthöfen, viele Meilen um Birmingham her, ein Avertissement anschlagen ließ, in welchem er bekannt machte, daß ohne besondere Empfehlung an ihn keinem Fremden sein Etablissement gezeigt werde. Durch den ewigen Zulauf von Fremden, der ihm oder doch seinen Associés alle Zeit raubte, und unter seinen Arbeitern ewige Störungen veranlaßte, wäre er zu diesem Schritte gezwungen worden, den er höchst ungern gethan. „Nichts ist unerträglicher," sagte er, „als ein Haus zu besitzen, das eine Sehenswürdigkeit ist (a rary show), oder gar selbst eine zu sein; beides war mein Fall, denn Jeder, der Soho gesehen hatte, glaubte schon aus Höflichkeit dessen Stifter in Augenschein nehmen zu müssen, und so wußte ich mir nicht anders zu helfen, als auf diese unfreundliche Weise."

Das Wohnhaus in Soho ist ein hübsches bequemes und großes Gebäude, überall Sauberkeit und Eleganz, nirgends Pracht, nirgends ein Streben, mit den prächtigen Villen der Großen des Landes zu wetteifern. Es liegt sehr angenehm; aus den vordern Zimmern übersieht man eine sehr schöne reiche Gegend, im Vorgrunde die Stadt; fruchtbare angebaute Hügel steigen über ihr empor. Dicht vor dem Hause liegt ein hübscher Garten voll Blumen und fremden Pflanzen, und hinter dem Hause eine reizende Promenade, längs den Ufern eines kleinen Sees, welchen Boulton schuf, indem er vermittelst der Dampfmaschine die alten Sümpfe austrocknete und das Wasser hier sammelte. In einer Ecke desselben ergießt sich ein Wasserfall von einem mit schönen Bäumen und Blumen gezierten Hügel. Alles dieß war vor ungefähr zwanzig Jahren eine öde, sumpfige Haide.

Die Fabrik von plattirten Sachen erschien uns besonders interessant. Es ist unmöglich, schönere Formen und bessere Politur zu sehen, als dem Silber hier gegeben wird. Man kann das Plattirte von dem ganz silbernen durchs Auge allein nicht unterscheiden, und es giebt auch, auf die Weise, wie hier gearbeitet wird, dem Silber an Dauer wenig nach.

Auf ein Stück Kupfer, etwa eine halbe Elle lang und eine Achtelelle im Durchmesser, werden zwei Platten von reinem Silber, das etwa den zehnten Theil so dick ist als das Kupfer, oben und unten aufgeschmolzen. Dieses so verbundene Metall wird dann durch Walzen, von einer Dampfmaschine getrieben, zu Blech ausgedehnt, so dünn man es bedarf. Das Silber bleibt dabei auf dem Kupfer in stets gleichem Verhältnisse. Dieses Blech braucht man zu Verfertigung der Leuchter, Kannen und allen Silbergeräthes, welches eine Fläche bietet; zu den Henkeln, Füßen und dergleichen nimmt man eine runde, mit Silber belegte Stange Kupfer, die auf die nämliche so eben beschriebene Weise behandelt wird. Die äußersten Ecken werden den Gefäßen mit massivem Silber angesetzt; auch die meisten Verzierungen sind ganz von Silber.

Die Glasschleiferei ist ebenfalls merkwürdig. In einem sehr langen Zimmer sieht man eine Menge Schleifsteine unaufhörlich schnell sich drehen. Eine lange hölzerne, am Boden horizontal liegende Walze, welche durch eine unter dem Zimmer befindliche Dampfmaschine getrieben wird, setzt sie alle in Bewegung. Mit der größten Leichtigkeit schleifen die Arbeiter die schönsten Muster auf die Gläser, mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit, ohne olle Vorzeichnung, indem sie dieselben an die wie von Zauberei getriebenen Scheiben halten. Von hier kommen großentheils die schönen Girandolen, Lüstres, Trinkgläser und Prachtvasen, die glänzendste Zierde großer Tafeln, welche wir oft in den bei nächtlicher Beleuchtung einem Feenschlosse ähnlichen flimmernden Glasläden Londons nicht genug bewundern konnten. Die letzte Politur wird dem Glase vermittelst einer hölzernen Scheibe gegeben, nicht durch einen Stein.

Die Münze arbeitete gerade diesen Tag nicht. Herr Boulton ließ aber einige kleine Geldstücke prägen, um uns den Mechanismus zu zeigen. Acht Prägstöcke werden hier durch die Dampfmaschine getrieben; jeder derselben prägt in einer Minute 30 bis 120 Stücke aus, je nachdem sie größer oder kleiner sind, und zwar auf beiden Seiten zugleich. Bei jedem Stempel ist eine höchst sinnreich erfundene Maschine angebracht, die mit Blitzesschnelle das eben geprägte Stück fort und ein noch ungeprägtes an dessen Stelle einschiebt. Alles dieses scheint wie von unsichtbaren Geistern getrieben. Das Gepräge der Münzen ist durchgängig schön. Sie sind alle vollkommen rund, von gleicher Größe und gleichem Werthe.

In einem andern Zimmer werden die Münzen geschnitten, ehe sie geprägt werden; noch in einem andern nach dem Prägen gereinigt, indem sie in langen leinenen Säcken hin und her geschwungen werden. Auch diese Operation wird durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt.

5. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 englische Meilen weit, fuhren wir fast immer im Angesicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küste wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wiesen, mit Heerden bedeckt, Obst- und Gemüsegärten, Alles in der Pracht der üppigsten Vegetation. Dazwischen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um so malerischer erschienen, da sie nun ein wirklich ländliches Ansehen trugen und nicht wie die englischen kleinen Städten glichen.

Das Land ist nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es sich zu kleinen Anhöhen und sinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuser liegen überall zerstreut, ehrwürdige epheubewachsene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieses ewig wechselnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödesten, Leben und Pracht giebt!

Je mehr wir uns der schottischen Grenze näherten, desto mehr fiel uns der Unterschied zwischen dem englischen und schottischen Volke auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber stets fröhlicher Armuth — das erinnerte uns an die Bewohner deutscher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, sind hier schon großer Luxus. Die arbeitende Classe und die Mehrzahl der Kinder, selbst wohlhabender Aeltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher; vielleicht geschieht dieß fast eben so oft aus Gewohnheit, als aus Armuth, aber es fällt sehr auf, wenn man aus England kommt, wo dieß unerhört ist.

Edinburgh hat viele schöne Gasthöfe, aber wir konnten in keinem unterkommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuser von Fremden vollgepfropft sind. Wir fanden indessen bald ein artiges Logis bei einem Kupferstichhändler, und freuten uns, das Volk einmal in seiner Nationalfreude zu sehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich, und verdient in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen zu werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmutziger, den Einsturz drohender Häuser, die ohne Ordnung in engen winkligen Straßen an- und übereinander geworfen zu sein scheinen; die Neustadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europas. Edinburghs ganze Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher romantischer Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der alten Stadt

wie Schwalbennester angeklebt, unter- und übereinander; einige dieser Häuser haben, von der Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen entgegengesetzten geraden Fußes ins Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Theil dieser Straßen ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Einige derselben führen die steilsten Anhöhen hinauf und hinab, auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Castel, hoch über den Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieser Brücken sieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menschen, welche dort wandeln, erscheinen wie Gnomen. Nur ein Theil dieser Kluft ist bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er steinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt sind alle Straßen regelmäßig, breit, wohl gepflastert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen versehen; in Hinsicht auf Schönheit, Solidität und Geschmack der aus Quadersteinen erbauten Häuser übertrifft dieser Stadttheil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London giebt es auch hier große Plätze, umgeben von schönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eisernem Geländer eingefaßten hübschen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten die Aussicht aufs Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegender Inseln einen neuen Reiz. Ferne blaue Berge begrenzen von der einen Seite die große Perspective, die von der andern Seite ins Unendliche sich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unserer Bekannten zubrachten. Diese, eine englische Meile lange, Straße besteht nur aus einer Reihe sehr schöner Häuser, gegenüber begrenzt eine eiserne Balustrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen scheidet und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht steigen daraus die ganz nackten Felsen empor, wild, zackig, in schönen, wechselnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alterthümliche Gebäude; über ihnen droht, von blauen Nebeln umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, fast wie ein Thron gestaltet. Von ihm erzählt sich das Volk manche schauerliche Sage der Vorzeit. In seiner Nähe erblickt man auf einem andern Felsen die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe

sie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Aussicht am Ende der Straße. Hier sahen wir die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röthen, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern, und schieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere, große, volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauspiel darbieten werde.

Die dritte Abtheilung von Edinburgh ist Leith. Eigentlich eine Stadt für sich, aber fast mit Edinburgh zusammenhängend, kann sie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, sumpfig und unangenehm. Hier sind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Wohnungen Derer, die es mit dem Handel und der Industrie zu thun haben. Hier ist viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das schönste Gebäude in Edinburgh ist das Register-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen städtischen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde sahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrst. Damer, eine vornehme Dame in London, hat sie der Stadt geschenkt, und was das Merkwürdigste dabei ist, sie hat sie selbst verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue selbst ist ein unförmliches Machwerk.

Das Castell selbst ist ehrwürdig durch seine ehemalige Bestimmung, sein Alter und seine imposante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felsens. Holyreadhouse, die Residenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen sollte, ist ein großes, ganz gewöhnliches, altmodisches Schloß, welches sich auf keine Weise auszeichnet, aber immer noch hübscher ist als St. James in London. Verschiedene Privatpersonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Residenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schlosse und dem es zunächst umgebenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darin arretirt werden kann. Sie werden deshalb sehr gesucht, besonders — wie man uns versicherte — vom schottischen Adel.

Der Graf Artois *) machte nothgedrungen von diesem Vorrechte Gebrauch und ging, wie die übrigen Bewohner dieses kleinen Freistaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Uebrigens lebte er hier so viel als möglich wie weiland in Versailles. Zweimal die Woche speiste er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etiquette vorschreibt. Dreimal die Woche hielt er vor einem Hofe von Emigranten, die er um sich versammelte, Lever u. s. f. Wir sahen seine Zimmer; sie sind so ganz bürgerlich einfach, daß sie ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge erinnert haben müssen.

Bei aller romantischen Pracht und Schönheit eignet sich die Lage

---

*) Der jüngere Bruder Ludwig's XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

Edinburghs doch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch diese, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie eine oder zwei Stunden weit aufzusuchen.

In den ersten Tagen unsers Hierseins erfüllte während des Pferderennens, dem Karneval der Britten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieser Woche. Sonst lebt man hier stiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutsche Weise, als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich ist, in Pensionen erzogen, sie wachsen im Hause unter den Aeltern heran.

Die äußere Frömmigkeit und besonders die Feier des Sonntags wird aber hier noch strenger beobachtet als dort. Einer unserer Bekannten, welcher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, schloß sorgfältig die Jalousien an seinem Wagen, so lange wir in der Stadt fuhren, weil er sich scheute, den Leuten, die in die Kirche gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde spazieren fahre, welche eine andere Bestimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle musikalischen Instrumente, alle Bücher, die nicht religiösen Inhalts sind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendsten, sorgfältig weggeschlossen, damit selbst ihr Anblick nicht störend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hause, wobei alle Hausgenossen bis auf den geringsten Bedienten erscheinen müssen. Jede Ergötzung ist hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flasche, bei welcher sie diesen Tag möglichst lange verweilen, und den Damen der Theetisch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewisses treuherzig-fröhliches Wesen unterscheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, ist bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn die Armuth zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu suchen, und er sucht es lieber recht fern, als in England, wo man sein geliebtes Vaterland mit gewisser Verachtung betrachtet. Der größte Theil der in Deutschland und andern Ländern angesiedelten Britten sind eigentlich Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit ist der Charakter des Volks im Allgemeinen; dazu eine ungemessene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländischen Literatur. Mit ihr, wie mit den Alten, ist Jeder bekannt, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für Alles, was auf ihre ehemaligen bessern Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig geblieben, wird wie ein Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunst will unter britischem Himmel nicht recht gedeihen; doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brode geht, davon fanden

wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, mit Namen Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eigenen, elegant gebauten und möblirten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einen sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dieß erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde als in Großbritannien: er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nicht englisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Portraits gelingen ihm gut, aber die Conterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch seinen Ruhm gegründet.

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viele Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wiese gehalten, hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Fluth bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte dem alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im rothen Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einem Mal verödet, denn Niemand bleibt bei diesem wichtigen Feste zu Hause, wenn er nicht muß.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte, invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamanth mit seinen Collegen; die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen hübschen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beob-

achter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, mit vier stolzen Rossen bespannt, und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskys, Carricles, alle mögliche Fuhrwerke, welche der Luxus und die Lust zu fahren nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im buntesten Gewühl. Alles patscht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und nassen Sande lustig darauf los.

Während der Zeit wird Alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag vorbereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der andere, deshalb wird dem leichteren das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

Die wettlustigsten Zuschauer schließen indeß ihre Wetten. Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft und Alles eilt, sich an den Seiten zu rangiren; Jeder strebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer steigen aus den Kutschen heraus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer setzen sich auf den hohen Kutschersitz neben den Kutscher; Alles ist in der gespanntesten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelschlage laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde, sie zu sehen; man sieht sie fast nur einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberrauschen und hernach auf der entgegengesetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie stürmen zum zweiten Mal vorbei, sie nähern sich zum zweiten Mal dem Ziele, und nun reiten alle alte und junge John Bulls, auf die halsbrechendste Weise, ohne auf irgend Etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entscheidung gegenwärtig zu sein. Die Pferde durchlaufen zwei Mal, ohne anzuhalten, die Bahn, und das, welches zum zweiten Mal am ersten das Ziel erreicht, hat gesiegt.

Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt genau gemessen vier englische Meilen, von denen man fünf auf eine deutsche rechnet; die Zeit aber, in welcher sie diesen Raum durchmessen, ist unglaublich kurz. Sowie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durcheinander, wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit sind, und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei solche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles sehr befriedigt nach Hause.

Es ist nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu sehen; ermattet, mit Schweiß bedeckt, athmen sie kaum noch, und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung; das pfeilschnelle Rennen benimmt ihnen den Athem, sie müssen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen, um nicht zu ersticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei lassen, wird in dieser Woche auf mannigfache Weise hingebracht. Zerstreuung ist genug vorhanden. Wachsfiguren, Seiltänzer, Panoramas u. s. w. unterhalten die Menge. Abends wechseln Bälle, Concerte und Assembléen in den eigens zu diesem Zweck bestimmten schönen Sälen. Auch ein Vauxhall giebt es hier. Obgleich recht hübsch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vauxhall in London aus, das wohl immer das einzige seiner Art bleiben wird. *)

Das Theater wird stark besucht, und das Publikum darin ist laut, ungestüm und souverain herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber hübsch decorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeichnen sich auf keine Weise aus, und die Schauspielerinnen sind nicht einmal mittelmäßig.

In dem freundlichen Concertsaale wohnte ich einem echt schottischen Concerte bei. Es war als ein Vocalconcert angekündigt und bestand nur aus drei Singstimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreistimmige Kanons, hier Glees genannt. Diese Art Musik ist in England, noch mehr in

---

*) Reizender, blendender, feenhafter läßt sich kaum Etwas denken, als der in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themse gelegene Vauxhallgarten, besonders an sogenannten Gallanächten, wenn er zur Feier des Geburtstags irgend eines Mitglieds der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen 15,000 wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf diesem magischen Fleckchen Erde zwischen schönen Bäumen und blühenden Sträuchen umher. Musik tönt durch die laue Sommernacht, Alles athmet Lust und Vergnügen, es ist, als beträte man das Paradies der Muhamedaner. — In der Mitte eines großen ringsum von Bäumen überschatteten Platzes erhebt sich das Orchester hoch in die Luft. Aus tausendfarbigen Lampen zusammengesetzt strahlt es blitzend gegen den dunkeln nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelsteinen erbauter Feenpalast. Hinter den reich erleuchteten Bäumen ziehen sich bedeckte Arkaden hin, unter denen mehrere Hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht sind. Auch hier reiht sich Lampe an Lampe. Am Ende der erleuchteten Baumgänge sind transparente Gemälde angebracht. Viele Säle, mit Statuen, Transparents, Blumen und krystallenen Girandolen geziert bieten Schutz gegen Kälte, Wind oder plötzlich einfallenden Regen.

Mehr als hundert wohlgekleidete gewandte Aufwärter stehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks gewärtig besetzen sie im Nu die darin fertig gedeckten Tische mit allen möglichen Speisen und Getränken.

Trotz der großen Menschenmenge hört man doch nirgends wilden Lärm. Schweigend und flüsternd wandelt Alles umher und lauscht den Tönen des Orchesters oder der beliebtesten Sänger, die sich mit Arien, Volksliedern, Kanons u. s. w. hören lassen. Eine Glocke ruft, und nun eilt die Gesellschaft in einen entfernten Theil des Gartens, wo ein Wasserfall oder sonst eine ländliche Scene auf das Täuschendste nachgebildet ist. Dann wird in einem andern Theile des Gartens wieder ein Feuerwerk abgebrannt u. s. f. Oft macht erst der Tag den Freuden ein Ende.

Schottland sehr beliebt. Musik und Text waren ganz schottisch, letzterer oft aus Ossian entlehnt, erstere durchaus sanft und klagend, durch Molltöne sich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier, und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde recht angenehm gewesen, aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indessen aufmerksam bis ans Ende, nur einige ältliche Herren, die sich wahrscheinlich bei Tische das Wohl der Nation zu sehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in süßen Schlummer und schnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Accompagnement des Pianoforte. Die Singstimmen waren gut und sangen diese einfachen Melodien, wie sie gesungen werden müssen, schmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Assembléesäle geschlossen, die Fremden reisten fort, die Einheimischen zogen zum Theil auf ihre Landhäuser, und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

* *
*

6. Manchester und seine Baumwollenspinnerei *).

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tiefern Eindruck macht, als Manchester. Nie, so lange die Weltgeschichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Waarenfülle, in ihrer Masse wundersamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen. Da der Leser, der Manchester nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieser Stadt nicht verstehen kann, wenn er nicht die einzelnen Züge und Theile, aus denen dieses Bild zusammengesetzt ist, etwas näher betrachtet hat, so lade ich ihn ein, zuerst mit mir diejenigen einzelnen Gegenstände zu besehen, welche mir dort zu sehen Gelegenheit gegeben wurde (ich muß bedauern, daß es im Vergleich zu der Menge vorhandener Dinge so wenige sind), und dann auf das Ganze dieser Stadt einen überschaulichen und umfassenden Rückblick zu thun. Wenn man in einer so außerordentlichen Stadt wie Manchester ankommt, und von dem ganzen Meere neuer Dinge überschwenglich angeregt wird, so wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen sichern Blick zu thun. Man scheut sich gewissermaßen, diesem Riesen gerade ins Angesicht zu blicken, bis man erst einige Stücke verstehen

---

*) Vergl. Augsburger Allgemeine Zeitung von 1843, Nr. 237.

und dann allmälig ganze Theile und endlich das Ganze überschauen lernt. Da es im Grunde einerlei ist, in welcher Reihenfolge ich diese Beiträge gebe, so will ich die Dinge so geben, wie sie sich mir bei meinen, wie gesagt, schüchternen Spaziergängen in dieser gewaltigen Stadt darboten.

Unter den verschiedenen bewundernswerthen Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben. Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht er schon wie ein unvergleichlicher Gigant da. Man berechnet das Capital, welches jetzt jährlich durch Baumwolle in England in Umsatz gesetzt wird, auf 34 Mill. Pf. St. (über 400 Mill. Gulden).

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch nun wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules" (Spinnräder) haben 1100 Spindeln. Selbst nicht der kühnste Projectenmacher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ es sich träumen, daß so etwas in kurzer Zeit möglich werden könnte. Es wird jetzt 260 Mal mehr Baumwolle in England eingeführt, als vor hundert Jahren. (Im Jahr 1741: 1,600,000 Pfund und im Jahr 1841 etwas mehr als 400 Millionen.) Keiner der bedeutendern Handelszweige hat eine solche monströse Vermehrung erfahren. Durch die Baumwolle ist in der kurzen Zeit von funfzig Jahren zwischen zwei der mächtigsten Staaten der Erde, zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien, das Handelsband angesponnen, dessen Anschwellung ohne Gleichen ist. Im Jahr 1835 betrug der Werth der von Nordamerika nach England verschifften Waaren und Producte 65 Mill. Dollars.

Unter den verschiedenen Maschinen, welche für die Behandlung der Baumwolle erfunden wurden, giebt es solche, wie z. B. die Baumwollenreinigungsmaschine des Hrn. Whitney, durch deren Erfindung und Einführung ein einziges Volk, das der Vereinigten Staaten, in 45 Jahren nicht weniger als 200 Mill. Pf. St. gewann *). Welcher andere Zweig der menschlichen Erfindungsthätigkeit zeigt auf ähnliche Weise folgenreiche Erfindungen? Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen ge-

---

*) Vor Hrn. Whitney's Maschinen im Jahre 1793 konnte man gewisse Arten von Baumwolle gar nicht gebrauchen, die aber nun in Gebrauch kamen, und wodurch der Mehrverbrauch seit dem Jahre 1793 von einem nordamerikanischen Statistiker auf die besagte Summe angeschlagen ist.

wissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Waare gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und waarenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waaren sandten, haben wir, die uralte Waarenströmung aus ihrer Richtung werfend und sie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen. Im Jahr 1836 wurden von England nach Ostindien für 2,582,000 Pf. St. baumwollene Waaren gesandt. Und China empfing in demselben Jahre 10 Mill. Ellen weißes Baumwollenzeug, 2,500,000 Ellen gefärbtes Baumwollenzeug und 3 Mill. Pfund Baumwollengarn.

So haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die englischen Erfindungen in zwanzig Jahren auf den vierten Theil herunterbrachten*), uns gelehrt, was uns keines unserer Kunstproducte lehren konnte, jene Völker des fernen Ostens an europäische Waaren zu gewöhnen und sie so von uns abhängig zu machen.

Herr M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Personen bloß mit der Fabrikation der Baumwollenwaaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit der Verhandlung, der Transportirung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche, mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation schwindelnd emporgestiegene Städte, wie Liverpool, man denke an die Meere, die von mit Baumwolle beladenen Schiffen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Aegypten als Sklaven des Pascha, in Brasilien als Sklaven der Plantagenbesitzer an der Producirung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen; man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die sammt und sonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenstoffe tragen als früher, und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Theil wesentlich verändert werden und sind, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat.

Man sagte mir, daß ich nicht in Manchester selbst, sondern in der benachbarten Stadt Stockport die besten und vollkommensten dieser merkwürdigen Fabriken, die auf eine so dominirende Weise an dem Schicksale so vieler Millionen Menschen arbeiten, sehen könnte, ich fuhr daher eines Morgens mit der Eisenbahn zu dieser Stadt hinaus.

Ich erinnere mich, daß ich einmal in meinem Leben, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, nachdem ich meine Schulzeit längst vollendet hatte, nicht wußte, wo die bekannte Stadt Burg (im Süden von Berlin) liege, und daß ich mir dadurch einen großen Tadel von Seiten eines

---

*) Im Jahr 1814 war der Durchschnittspreis eines Stückes Calico in Manchester 24 Schilling 2 Pence; im Jahr 1833 aber 6 Schilling und 2 Pence.

Freundes zuzog, der mich sogar über meine Unwissenheit erröthen machte. „Ei, ei! Schämen Sie sich, mein Bester! Sie kennen Burg nicht, und es ist doch eine Stadt von 12,000 Einwohnern? Das nimmt mich Wunder!" Nun! reist man ein wenig in der Welt herum, so wird man allmälig gegen solche Vorwürfe abgehärtet, besonders hier in Lancashire, wo des Erröthens kein Ende wäre, wenn man sich über jede unbekannte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat, schämen sollte.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von zwölf englischen Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von einer Million Menschen bewohnt sind. Dehnen wir diesen Durchmesser noch einige Meilen weiter aus, so haben wir unter andern folgende Städte von nahe an oder mehr als 20,000 Einwohnern. Ashton under Lyne (33,500 Einw.), Great-Bolton (28,000), Little-Bolton (12,800), Dean (22,900), Bury (15,000), Dunkinfield (14,600), Eecles (28,000), Leigh (20,000), Macclesfield (23,000), Middleton (14,000), Oldham (32,000), Oldham mit Prestwich (67,000), Preston (36,000), Rilkington (11,000), Rochdale (58,000), Saddleworth (16,000), Stockport (26,000), Warrington (19,000), Wigan (44,000), und außerdem noch einige andere, vielleicht nicht von uns gefundene. Dabei ist zu bemerken, daß die gegebene Anzahl der Einwohner nur vom Jahre 1831 datirt, und daß dieselbe sich jetzt schon wieder bedeutend vermehrt hat. Die meisten dieser Städte sind Manchesters im Kleinen, und viele von ihnen könnte man fast sogar als Theile von Manchester ansehen, da die in Manchester sich concentrirenden Eisenbahnen sie mit diesem ihrem Mittelpunkte in innige Verbindung setzen.

Für die meisten ist Manchester der große Marktplatz, und seine Börse ihre Gebieterin. Man nennt in Manchester diejenigen Fabrikanten, welche aus den umliegenden Distrikten zur Stadt kommen, country manufacturers, attending the Manchester markets (welche den Markt von Manchester besuchen). Solcher Manufacturers sind in dem Manchester Directory (Adreßbuch) für dieses Jahr (1842) 1000 verzeichnet.

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill." (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühlen nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herrn Orell's „Mühle", sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargrave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hinein-

fügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehend der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule", nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämmtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere nicht genannte Manipulationen werden sammt und sonders von der Maschine übernommen. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft auch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabricirten Baumwollenwaaren so mit der Fabrik in Verbindung setzte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst, ohne Zuthun der Menschen, empfinge, und auf der andern die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könnte, daß das Reißen eines der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie üben, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, das immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht jetzt vermittelst Maschinen, die man „self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solche self-feeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Man kennt sie, wie man mir sagte, in England erst seit acht Jahren. Den vollkommensten sah ich hier in der Orell'schen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nöthigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen. Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; von jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich in einem

gleichmäßig vertheilten Regen heranfliegend darin vertheilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Oeffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten andern großen Mills sind erst allmälig zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfactorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getreibe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webestuhl — unsere Fabrikanten sollten dies kurze Wort übersetzen und annehmen: der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Handwebestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die menschliche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege. Die ganze Fabrik giebt also an einem Tage 1300 Stück Calico, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Calico. In dem obern Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es giebt Processe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist *). Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Processe an, so würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menschen, die sich mit Maschinen bewaffnet in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in frühern Zeiten 100 Millionen Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit funfzig Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

*) Dieß behauptete fürs Spinnen einer der besten Kenner in dieser Sache, Herr Kennedy, im Jahr 1813. Jetzt, 1843, gilt dieß ohne Zweifel in einem weit höhern Grade.

Im Ganzen genommen sind in England jetzt (1838) 130,000 power-looms für Baumwolle in Arbeit. Nach dem vorigen liefern dieselben 39 Mill. Stück Calico im Jahre, wenn sie mit Ausnahme der Festtage immer beschäftigt sind. Verdient der Besitzer einer solchen immensen Fabrik auch nur einen Schilling auf jedes Stück Calico, so giebt ihm dies jährlich eine Ausbeute von 390,000 Schillingen, oder etwas mehr als 400,000 Franken. Und man begreift daher, wie solche Vermögen, wie die des Vaters von Sir Robert Peel, das jährlich eine Revenue von 50,000 Pf. St. giebt, aus diesem Maschinengewirre herausgefischt werden konnten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft getriebene Wasserspritze, die das ganze, sechs Stock hohe Gebäude beherrscht, und es von oben bis unten in wenigen Augenblicken sogleich mit einer enormen Quantität Wasser überschütten kann. Die Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, spielen lassen; kaum war aber das Wasser in die Pumpe eingetreten, so sahen wir eine Menge Menschen zu den Fenstern hinauswinken und schreien. Wir hörten auf zu pumpen, und als wir hinaufkamen, fand sich, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überschwemmt war. Die Oeffnung der obern durch das ganze Gebäude laufenden Röhren war nicht verschlossen gewesen und hatte zu unserm Schrecken zwischen der Baumwolle eine arge Sündfluth veranlaßt.

Wie gesagt, diese Fabrik war eine der besteingerichteten. Nichtsdestoweniger fand ich die Luft in den Räumen abscheulich und zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die ungemeine Enge der kleinen schmalen Gänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war überdieß geölt und so glatt wie eine Eisfläche, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. — Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten Factories-Regulation-act (Factorei-Regulirungs-act) enthalten. Und Auszüge aus diesem Act waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß Good Friday, „der gute Freitag" (Charfreitag), und Christmass-day Feiertag seien, und daß es außerdem noch acht half holyday's (Halbfeiertage) gäbe, — daß Kinder unter neun Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürften, und Kinder zwischen neun und dreizehn Jahren nur neun Stunden am Tage, die über dreizehn Jahre aber bis zwölf Stunden.

Die Vertheilung dieser zwölf Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selber überlassen. In dieser von mir besuchten Fabrik war die Abtheilung und Ordnung folgende: Winter: die Maschine beginnt (Engine

starts) um 6 Uhr Morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8 Uhr 30 Minuten — stops 12 Uhr, Mittagessen — starts um 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts um 4 Uhr 30 Minuten — stops 8 Uhr Abends. Sommer: Engine starts um 5 Uhr 30 Minuten. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr complicirtes und weitläufiges Capitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über „time recovered" (über nachzuholende Arbeit und Zeit), wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufacturgegenden in gewisse Distrikte abgetheilt, und jeder Distrikt hat seinen eigenen Factoreiinspector. Das Fabrikwesen ist so eigenthümlicher Art, und es giebt so viele Gewalt über so viele Menschen in die Hände eines Einzigen, daß die Engländer, die sonst so viele Abneigung gegen die Regierungseinmischung haben, sich genöthigt gesehen haben, hier eine Ausnahme zu machen und eine Inspection in Privatangelegenheiten zu dulden. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in demselben Vorzimmer mit großen Buchstaben Folgendes geschrieben: Any person desirous writing to the Inspector of the District, must address his letter in the following way: Her Majesty's secretary of state. Home Departement. Factory Inspector. London. Leonard Hooner, Esq. (Jede Person, die da wünscht an den Distriktsinspector zu schreiben, muß ihren Brief so addressiren: u. s. w.)

Es wäre sehr wünschenswerth, daß dieses Beispiel der englischen Factoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das unwissende Publicum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über Diesen oder Jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Statthalter gelangen zu lassen.

Gäbe es nicht so viele ähnliche Dinge in England, so würde ich sagen, der Anblick von Stockport ist einzig in seiner Art. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses. Das Thal dieses Flusses ist tief, und die Häuser ziehen sich auf beiden Seiten ins Thal hinab. Ueber das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern bückt sich ein riesengroßer Viaduct, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eisenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen sind 100 Fuß hoch, groß und weit, und sie wölben sich über die Häuser und über Alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieser Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich sind, so zeichnet sich doch,

glaube ich, der stockportsche Viaduct selbst in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Manchester fabricirten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaaren in drei Hauptabtheilungen bringen. Erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Es ist bemerkenswerth, daß fast von jeder dieser drei Classen eine ziemlich gleiche Quantität von England ins Ausland geht, oder wenigstens so ziemlich für dieselbe Summe; von jeder Classe nämlich im Durchschnitt zwischen 6 und 7 Mill. Pf. St. Nach keinem Lande geht jetzt so viel Twist wie nach Deutschland, nämlich 30 Mill. Pfund, welches mehr als ein Drittel alles in England producirten Twists ausmacht, und welches das beste Zeichen für die außerordentliche Vermehrung unserer Webereien ist. Für gefärbte Kattune sind Brasilien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika bessere Kunden für England als Deutschland, und für weiße gewebte Kattune steht Deutschland vielen andern Staaten zurück. Im Ganzen aber war Deutschland bisher Englands vornehmster Abnehmer. Es bezahlte in den letzten Jahren den siebenten Theil des Werthes aller von Großbritannien ausgeführten Baumwollenwaaren, nämlich 3 Mill. Pf. St. oder ungefähr 21 Mill. Thlr. Sein bester Kunde ist England freilich immer selbst; denn wie von allen Dingen, die es durch seinen Handel unter die Menschen bringt, so verbraucht es auch von seinen Baumwollenproducten selbst am allermeisten.

Das Spinnen des Twists und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken hier jetzt fast durchweg mit messingenen Cylindern, auf welche die Muster eingravirt sind. Nichtsdestoweniger fand ich in einer Abtheilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Block-printers (Blockdrucker) saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Ihr altes Geschäft, auf das sie allein eingeübt sind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle arme Blockdrucker dem Hunger und der Vergessenheit übergeben werden.

Dieses printing work arbeitet, wie viele manchestersche Fabriken, schon seit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beschäftigt seine Arbeiter jeden Tag statt zwölf Stunden nur sechs. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr,“ sagte der Aufseher des Werks, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen

erlauben, sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher und sitzen da unthätig an dieser Stelle, wo sie sonst fleißig waren, und blicken neidisch die andere Hälfte ihrer Mitgenossen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben sie hier doch ein besseres Dach als in ihrer eigenen Hütte.

Wenn man in London die Carricaturen auf die Armen und Elenden in England sieht, oder wenn man im Auslande die Berichte von dem aufsätzigen, zügellosen Charakter der wilden, unwissenden und unerzogenen englischen Arbeiter liest, so fühlt sich das Mitleiden oft nicht in geringem Grade dadurch abgestumpft; ja ich habe Leute in Frankreich und in Deutschland gesehen, in deren Herzen, wenn sie von dem Elend in den englischen Fabrikdistrikten sprachen, sogar eine gewisse Schadenfreude über die Demüthigung des stolzen Englands zu lauern schien; aber wenn man so diese armen Leute selber sieht, in ihrem Elende, gebeugt, so bemerkt man wohl, daß die Sache kein Spaß, sondern bitterer Ernst ist. Von mehreren mitleidigen Seelen, die in Stafford und in andern englischen Grafschaftsstädten im vorigen Herbst den gerichtlichen Untersuchungen über die Chartistenunruhen beiwohnten, hörte ich, daß die sich selbst vertheidigenden Reden der Leute und die von dem Richter herbeigeführten Scenen herzzerreißend und seelenbetrübend gewesen seien, und die Richter oft selbst nicht ohne Rührung solche arme verzweifelnde und hungerleidende Arbeiter dem Buchstaben des Gesetzes gemäß verurtheilt hätten.

„Wer seid Ihr denn?" redete ich einen der Alten, die am Feuer saßen, an. „O Herr, Männer ohne Beschäftigung!" „Was ist Euer Handwerk?" „Ich bin ein Blockdrucker! Aber bei diesem Stillstand aller Dinge bin ich schon seit mehreren Monaten ohne Arbeit!" „Könnt Ihr Euch denn nicht mit etwas Anderm beschäftigen? Wißt Ihr sonst nichts?" „Nichts, Herr! Ich bin aufgezogen für's Blockdrucken, und bin alle meine Lebenszeit ein Blockdrucker gewesen. Und ich verstehe sonst nichts. Zudem aber steht jetzt ja auch das ganze Land still. Das ganze Land steht still, Herr! Zu meiner Zeit hatte ich eine Kuh und einen kleinen Garten, den meine Frau pflegte und bepflanzte. Meine Frau ist vorigen Sommer gestorben, und alle die andern Dinge sind durch die Schlechtigkeit der Zeiten verloren gegangen." „Verzweifelt nur nicht! die Zeiten können sich vielleicht bald wieder ändern!" „O keine Hoffnung, Herr! Vor Hunger sterben ist unser Loos!" „Keine Hoffnung, Herr! keine Hoffnung!" setzte der Alte noch einmal seufzend und mit zitternder Stimme hinzu bohrte seinen Blick wieder in das Kohlenfeuer des Kamins.

Wenn viele reiche Leute sich Zeit und Muße nähmen, sich mit solchen unglücklichen Greisen zu unterhalten, so müßte diese furchtbare und erstickende Windstille der Geschäfte, däucht mich, die Begründung vieler trefflichen Anstalten zur Folge haben, solche, wie sie Pest- und Nothzeiten wohl hervorzubringen pflegen. Zu meiner Betrübniß hörte ich nicht von der

Begründung solcher neuen Anstalten; vielmehr klagten, wie ich schon gesagt habe, die alten Anstalten allgemein über das spärliche Zuströmen von Beiträgen.

Während wir noch unter den Leuten standen, kam ein Factoreiinspector herein und rief einen derselben hervor: „Tom, ich habe ein Geschäftchen für Euch.“ Alle blickten neidisch, aber stumm dem mit Arbeit Beglückten nach.

Wäre es nicht um dieser armen Leute willen gewesen, so hätten uns die vielen interessanten Processe und Verrichtungen dieses Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geschäftigen Cylindern mit Blumen bestreut rasch sich hervorwickeln, wie die Farben erst matt und dunkel sind, und dann, durch verschiedene Processe gehend, allmälig hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 100 Ellen lange Tuch in fünf bis sechs verschiedenen Farben und in den geschmackvollsten und prächtigsten Blumengewinden strahlt. Man sagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eisenbahnen und bei der energischen Thätigkeit der Dampfmaschinen Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, sondern in geschäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen seien. Eine Partie roher Baumwolle wurde von Manchester aus in Liverpool bestellt. Der liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die Partie Baumwolle, so wie sie in Ballen aus Amerika gekommen, sofort noch an demselben Abend aus seinem Magazin hervorbringen. Am andern Morgen um 3 Uhr wurde sie von den unermüdlichen Locomotiven mit Sturmeseile auf den glatten Bahnen der Eisenschienen nach Manchester geschafft, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Factorei der Herren so und so empfing. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in concentrirte schmale Bänder, und diese losen Bänder zu dünnen feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 800 Ellen), mit 1000 kleinen vom Dampfe schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren so und so in Hull noch eine Probe von dem Zeuge schicken konnte, das diejenigen Qualitäten besaß, die sie bei ihrer gestrigen Bestellung gewünscht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indeß fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und verpackt, und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertige Calicos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich wiederum in diesem Werke sah, interessirte mich nicht wenig die sogenannte hydraulic extractors (hydraulische Extractoren) zum Ausziehen des Wassers aus den Cattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in diese Büchsen hineingepackt, 20 bis 30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Bewegung ist so rasch und so stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Centrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in andern Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Man sagte mir, man habe diese Maschine erst seit zwei Monaten, und es sei die das Zeug am wenigsten angreifende und die am wenigsten schädliche Manier der Pressung der feuchten Tücher. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher wunderbar getrocknet aus der Büchse hervorgenommen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr pattern room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke blos in diesen Cylindern ein Capital von 50,000 Pf. St., was ziemlich mit den andern Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15 und 20 Pf. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als zwölf Monate, und nur wenn das Muster dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Patterns ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es sollen eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Desseins schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen, und dieselben an die

manchesterschen Calico-printers (Kattundrucker) oft zu theuern Preisen verhandeln.

Die Druckerei, welche ich besah, hatte, wie die meisten manchesterschen Factoreien ihre größte Blüthezeit in den Jahren 1834 bis 1836. Damals druckte sie im Jahre nicht weniger als 1,034,000 Stück Calico, und doch war es noch nicht die größte in Manchester. Jetzt machte sie, wie sie mir sagten, nicht mehr als 10,000 Stück die Woche.

Fünfter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Weibliche Erziehung in Frankreich. — 3. Bilder aus Paris. — 4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt. — 5. Bevölkerung von Paris. — 6. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt). — 7. Das Thal der Rhone.

1. Frankreich*).

Frankreich bildet durch seine eigenthümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meer umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, die höchsten Höhen nur 4—5000 Fuß hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dieß ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 10,000 Quadratmeilen groß mit 35 Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima machen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es gehört schon

*) Nach E. M. Arndt's Versuch in vergleichender Völkergeschichte.

sehr dem Klima von einem Theile Deutschlands und Englands; das Land südlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem Norden und Süden Europas, es macht gleichsam einen Uebergang. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die sich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht bekämpfen, und das unruhige, wankelmüthige, wechselvolle, wunderliche Wesen bildet, welches wir das französische Leben und Wesen nennen, und welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten ist, und hin und wieder abgebrochen, immer überschäumen und uns mit seinen siedendem Brodem übersprühen und versengen will.

Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem atlantischen und dem mittelländischen, und dem unruhigen, sturmvollen und kriegvollen Kanal, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten, hat freilich nicht die hochgestaltige und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Deutschlands, Italiens und Spaniens, aber es ist reich an Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht, und zieht im Süden schon den Oelbaum und einzelne Südfrüchte, und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurme, ist auch durch Handel, Schifffahrt, Gewerbfleiß und Colonien ein gesegnetes und mächtiges Reich.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ozean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber sicher würde dieser Einfluß nicht so groß gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht recht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Es läßt sich ziemlich klar und genau nachweisen, wie die nachbarliche normännische Windigkeit und Abenteuerlichkeit, und die gallische Leichtfertigkeit und Lustigkeit zusammen dem Ganzen die Gestalt gegeben haben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Heerd war, an welchem schon damals Kunst und Wissenschaft sich wärmte, ist alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den

Firniß feiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft: so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen, und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden großentheils von dem frühern Wahne erlöst sind. Paris ist darum auch ein Mittelpunkt französischer Eitelkeit, welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edlern Eigenschaften desselben legt. Denn auch die Herrschaft der französischen Sprache ist nicht bloß etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts über die andern europäischen Völker bekamen: sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußern Dinge, und das Talent, alles Geschaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieseln durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortlispelt, der im Ganzen leichte, streng gesetzmäßig geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geschickt.

Merkwürdig, die Franzosen sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk — aber so mächtig ist bei ihnen die Eitelkeit, daß diese so alle Augenblicke von dem geraden hellen Wege des Verstandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit schaut, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor, und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denselben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den französischen und englischen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf sein Wort ruht; er spricht frisch und gerade aus der Sache und Person heraus, worum es sich eben handelt. Der Franzose muß bei den meisten Sachen Quer- und Scheinhiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geselligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halb verblümter Rede sprechen da, wo gerade die vollste Wahrheit gefordert wird. Welch ein Jammer, wenn ein wahrer tapferer Biedermann, der den Schaden Israels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei seinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden seiner „großen Nation" nicht öffentlich schelten und bekennen darf. Wie will man aber, wo diese Geduld der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag so lautschreiend begehrt?

So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstätigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmuth und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie

sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man sie auch die „praktische Nation", was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltaglebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde feste Knoten zu binden, und ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemüthes.

Es ist merkwürdig, daß der Franzose in dem Maaße schlechter wird, als er sich von Hause entfernt. Das Ding, was er bei sich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz Anderes versteht, als was wir in unserm Deutschen „Ehre" und „Ehrbarkeit" bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es ist gleichsam, als bedürfe er immer der Augen von Vielen und auch der Reizung durch Viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angespornt zu werden. Er ist der geselligste der Menschen, der Mensch, der durch das Gefühl der Masse und Menge gehalten und getragen wird; in kleinern Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er sich in der Welt und verweht wie Sand. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die gesittete Welt hinaus, so weit sie ist, was siehst du? Du siehst die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40,000 oder 50,000 Deutsche, in Stockholm und London leben mehrere Tausend derselben; an denselben Orten gehen auch Franzosen zu Tausenden herum. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte, welcher mitherrscht und mitentscheidet; der Franzose aber springt fast durchaus nur in den kleinen Diensten und Geschäften des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum: Sprachmeister, Tanzmeister, Haarkräusler, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und Feilscher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Mensch der einzelnen Kraft, der persönlichen Selbstständigkeit. Dieß offenbart er sogar in dem Artikel, worin er es am weitesten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des K r i e g s m u t h e s. Wer wollte diesen Muth dem ritterlichen, ungestümen Volke streitig machen? Aber wieder bleibt es wahr, dieser Mensch der Massen und der Menge, dessen Zeichen mit Recht der Bienenkorb ist, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenspitzen der französischen Oriflamme ausgelegt hatte, dieser Mensch kann sich nur in Massen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß selbst sein à la gloire! und à l'honneur! von tausend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er ist kein Waghals im Einzelkampfe, er will gesehen werden, um sich sehen zu lassen.

Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen unbewußten „Ich bin"; der Franzose schaut um sich, und scheint Jedem zuzurufen: Me voilà! Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung. Man sehe nur die verschiedene Leidenschaft und das verschiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gasse, einem Markte in Paris oder sonst einer welschen Stadt — wie springt, braust, lärmt, tobt da die Jugend gegeneinander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Gebehrden, heftige Worte! Der Deutsche schaut zu und wartet auf den Kampf; aber sie können wie die Hähne so eine Viertelstunde lang auf einander loskrähen und springen, und dabei bleibt es. Und der deutsche Junge? O wie bald geht es da in die Fäuste und in die Haare. Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser.

Was ihre gesellige Lebensbildung, die Kunst des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigsten Künsten gehört, so gestehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewisse Zierlichkeit, den Ton und Geschmack des äußern Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es ist unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Mensch, der da redlich und tapfer ist, aus welcherlei Volk er auch sei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menschliche, jeder in der Art und Weise seines Volkes, anmuthig und liebenswürdig darstellen; und der gebildete Franzos hat da allerdings eine ihm besonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geselligkeit in Frankreich etwas so ganz Gewöhnliches sei. Weil der Franzose eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur ist: so wird er viel früher als der Deutsche trocken und mager; er versteift sich viel früher als dieser. Es fehlt ihm der Reichthum des Gemüthes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesenthum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner stereotyp ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und todt macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

Weibliche Erziehung in Frankreich *).

Von Frankreich gingen seit 60 bis 70 Jahren die unglücklichsten verkehrtesten Ideen und Grundsätze über weibliche Erziehung aus; in dem Lande

*) Nach Aimé Martin: Sur l'éducation des mères de famille.

selbst stand und steht es damit noch immer kläglich genug. Doch sind allmälig den Leuten die Augen aufgegangen, und sie erkennen den falschen Weg, auf dem sie wandeln.

Napoleon sagte 1806 zu Madame Campan: „Die alten Erziehungssysteme taugen nichts; unsere jungen Mädchen werden nicht gut erzogen, woran fehlt's ihnen in Frankreich?" — „An Müttern!" — erwiderte Frau von Campan. Dieses sehr richtige Wort fiel dem Kaiser auf; in Einem Augenblicke erkannte er seine ganze Wahrheit, und sein Blick wurde lebhaft. „So recht, Madame", sagte er rasch, „da haben wir gleich ein ganzes Erziehungssystem. Sie müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder erziehen können." Unter Napoleon und Madame Campan gelang dies aber eben so wenig als unter der Restauration und der jetzigen Zeit.

Noch immer haben die Mütter der höhern Stände nichts Eiligeres zu thun, als die neugeborenen Kinder aus dem Hause zu einer Amme zu thun; das Vergnügen und die Gesellschaft läßt ihnen nicht Zeit, sich selbst mit der Ernährung und Pflege des Säuglings zu befassen. Wächst das Mädchen heran, so kommt es in eine Pension; eben so der Sohn in ein Collège, und die Erziehung wird fast ganz fremden Leuten überlassen. Selbst in dem Stande der Handwerker und der Arbeiter sucht sich die Frau ihres Säuglings zu entledigen, um in ihrem Geschäft und in ihrer Arbeit nicht gestört zu werden. Das innige, herzliche, gemüthliche Verhältniß zwischen den Eltern und den Kindern, wie es in Deutschland vorhanden, kennt man in Frankreich nicht, und darin stehen die Französinnen tief, tief unter den deutschen Frauen, daß ihnen die zärtliche aufopfernde Liebe der letztern zu den Kindern abgeht.

Die Lage der Frauen auf den Dörfern ist so traurig, daß man solche für ein gesittetes Land wie Frankreich unmöglich glaubt. Das große Unglück liegt in der H e r a b w ü r d i g u n g der Frauen, welche Arbeiten verrichten müssen, die nur den Männern zukommen. In ihrer ersten Jugend führen sie die Heerden und schneiden das Getreide. Wachsen sie heran, so werden sie schnell kokett, weshalb sie keinen Theil mehr nehmen an den rauheren Arbeiten des Landbaues; die Mütter, mit Rücksicht auf die Verheirathung der Töchter, begünstigen diese Zurückgezogenheit, damit die Schönheit erhalten bleibe. Sowie aber die Mädchen verheirathet sind, ändert sich Alles in ihrem Leben, sie müssen das Haus verlassen, und mit dem Manne an die Feldarbeit gehen. Da sieht man sie Tage lang mit weniger Unterbrechung zur Erde gebückt schwere Arbeit verrichten und schwere Lasten tragen. In manchen Gegenden werden sie sogar wie Ochsen und Pferde an den Pflug gespannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und springt auf, die Gesichter schwärzen sich und nehmen grobe, männliche Züge an, sie selbst werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen so die Männerarbeit theilen, vernachlässigen sie alle Verrichtungen im Innern des Hauses, ja sie kennen sie nicht einmal. Es giebt nichts Schmutzigeres

und Ungesunderes als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zusammen; der Koth fließt über die Thüre in die Stube, und wenn ja Fenster da sind, so gehen sie auf den Mist. In dieses morastige Loch treten Mann und Frau des Abends ein, wenn sie ermüdet von der Arbeit kommen. Aber ehe die arme Frau noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Viehe Futter zu geben, auszumisten und neue Streu aufzuschütten. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Uebelstand wird in ganzen Provinzen angetroffen, in den reichsten wie in den ärmsten.

Vor Allem müssen Schulen errichtet werden, woran es in Frankreich sehr fehlt, damit aus ihnen ein besseres Frauengeschlecht hervorgehe. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß sich das Ansehen eines Dorfes schnell ändert, daß Lumpen, Schmutz und Elend bald verschwinden, sobald die Mädchen und Frauen eine bessere Erziehung bekommen, und ihnen Zeit gelassen wird, für das Innere des Hauses Sorge zu tragen.

Es wird so lange schlecht um die weibliche Erziehung in Frankreich stehen, als die Religion nicht den ihr gebührenden Platz in allen häuslichen und Lebensverhältnissen einnimmt.

---

3. Bilder aus Paris *).

Straßen.

Ich weiß nicht, wie viele Straßen es in Paris giebt; nur so viel weiß ich, daß sie alle, aneinander gereiht, in gerader Linie bis nach Augsburg führen würden. Unter diesen Straßen herrscht nun auch, trotz dem republikanischen Frankreich, eine ständische Rangordnung; es giebt stolze, reiche, vornehme, aristokratische, es giebt handelnde, gewerbtreibende, es giebt stille, bescheidene, gelehrte, berühmte und unberühmte Straßen, Straßen jeder Größe und Gestalt. Die schönste und breiteste Straße ist jenes Band, welches sich von der Juliussäule bis zur Madelaine um die innere Stadt zieht und sie von den Vorstädten trennt. Dieser stets belebte Boulevard bietet bei Tag und bei Nacht einen wahrhaft großartigen Anblick dar: die unaufhörlich wogende Menge, die Pracht der schimmernden Buden, das fortwährende Kreuzen der Wagen, die vielen palastähnlichen Gebäude, die reichen Bazars, ein Dutzend Theater und Schauspiele aller Art, die Kaffeehäuser, Klubs, Gärten, die mit Bäumen gezierten schönen Trottoirs, Alles

*) Nach dem Werk: „Pariser Bilder", Stuttgart, 1845.

vereinigt sich, dieser ersten Straße von Paris einen ganz eigenthümlichen Anstrich zu geben, der sich mit keinem andern in der Welt vergleichen läßt. Doch ändert sich bald die Scene, wenn man diese breite Straße, welche die Sonne wie der Reichthum ihrer Bewohner glänzend zu machen wetteifern, verläßt. Mit wenigen Ausnahmen gelangt man vom Boulevard aus in enge, endlose, meist schmutzige Straßen, in denen dem Fremden Lebensgefahr droht, so sehr häuft sich da das bunte, geschäftige Gewühl. Die Straßen Montmartre, St. Denis und St. Martin sind mit Fuhrwerken, mit hin- und wiederlaufenden Menschen wie besäet, der Handel ist da in vollem Gange, und Alles rennt, schreit, stößt sich und drückt sich, daß dem Ungewohnten Hören und Sehen vergeht. Einige Straßen weiter, und es ändert sich wieder die Scene; die Rue Vivienne, die Rue Richelieu, zwar auch lebhaft und immer besucht, bilden den Uebergang von der handeltreibenden zur eleganten Welt, welche ihren Sitz in den Straßen Rivoli, Castiglione, de la Paix aufgeschlagen hat; hier finden sich die größern Hotels und in ihnen die reichern Fremden. Gegenüber liegt die schöne Straße Chaussée d'Antin, welche dem ganzen Quartier den Namen gab, das für sich allein eine große Stadt mit den niedlichsten Häusern bildet. In weiten Ausdehnungen erheben sich da Häuser an Häuser mit der geschmackvollsten Architektur im Styl der Renaissance, da, wo vor wenigen Jahren noch Gärten, Chantiers und Magazine waren; ganz Paris scheint sich von der Seine gegen den Montmartre hinwälzen zu wollen, und dieser, erzürnt darüber, wankt und sträubt sich in Bergstürzen gegen die andringende Häusermasse. Die hohe französische Aristokratie ist ihrem alten stillen Faubourg St. Germain treu geblieben, wo die großen Paläste entre cour et jardin die Unzufriedenen in den Wintermonaten einnehmen. Doch hat diese Vorstadt eine mächtige Nebenbuhlerin an dem Faubourg St. Honoré, vorzüglich aber an den Champs Elysées, die sich jedes Jahr mehr mit Häusern bedecken, und den gesundesten wie freundlichsten Aufenthalt bilden.

Wie ein großer Kanal zieht sich die lange Rue St. Honoré mit ihren 500 Häusern mitten durch die Stadt, die Tuilerien von dem Palais Royal trennend. Viele alte Straßen sind verschwunden und haben neuen weichen müssen; so hat die Rue Rambuteau, welche einen der ärmsten, aber volkreichsten Stadttheile durchzieht, wohl zwanzig enge Straßen verschlungen; täglich werden in allen Quartieren neue angelegt, oder alte erweitert und verschönert. Ueberhaupt kann, wer Paris früher kannte, nicht genug erstaunen über die Veränderungen, die es seit Kurzem in seinen Straßen erlitten hat. Die Anlegung von Trottoirs, vorzüglich aber von Brunnen und Abzugsgräben, trägt eben so sehr zu ihrer Reinlichkeit als Bequemlichkeit und Sicherheit bei; die alten düstern Straßen und finstern Gäßchen sind zwar noch nicht alle verschwunden, aber es lichten sich diese dunkeln Höhlen menschlichen Elends, diese Schlupfwinkel der gemeinsten Verbrechen immer mehr, und breitere Straßen vertreiben jene labyrinthischen Gänge, in

die nie ein Sonnenstrahl dringt, jene feuchten unheimlichen Passagen, welche durch die Mystères de Paris eine so traurige Berühmtheit erlangt; doch fehlt es immer nicht an zahlreichen Ueberbleibseln einer frühern Zeit, und ich könnte eine ganze Reihe solcher sogenannten Straßen nennen, bei denen wahrhaftig ein Preis ausgesetzt werden könnte, zu bestimmen, welche die ekelhafteste, schlechtgebauteste, engste, stinkendste und schmutzigste ist.

Wie in allen Städten, wo Eisenbahnen angelegt sind, erheben sich auch hier an den vier verschiedenen Bahnhöfen schnell neue Quartiere.

An vielen Punkten der Stadt sind sogenannte Passages angebracht zur großen Bequemlichkeit der Fußgänger und zur Abkürzung der oft sehr langen Wege. Einige sind dunkel, unsicher, schlecht bewohnt; andere hell, glänzend, voll der reichsten Gewölbe. Die Zahl der letztern ist sehr groß, und nimmt noch immer zu.

Wenn die Straßen überhaupt an Reinlichkeit und Pracht gewinnen, so verlieren sie desto mehr an pittoreskem Anstriche, sowohl in Beziehung auf den Anblick als auf historische Erinnerungen. Das Grün, das sonst die Augen so freundlich ansprach, schwindet immer mehr. Früher gab es selten ein Haus eines Reichen, das nicht ein freundlicher Garten oder wenigstens frische Blumenbeete und Rosen umgaben. Auf den Boulevards erhoben sich die schönsten Bäume, sich zu Laubgängen zusammenschließend; überall traf man grüne Oasen in dieser kalten Häuserwüste — nun ist es anders. Niemand, auch nicht der größte Millionair, findet sich reich genug, sich den Luxus eines Gartens mitten in der Stadt zu geben; täglich werden die Terrains, die mit Bäumen und Blumen, Terrassen und Springbrunnen bedeckt waren, verkauft, um auf denselben kasernenartige Miethwohnungen oder palastähnliche Magazine erbaut zu sehen. Die Speculationswuth hat sich des Bodens bemächtigt, und jede Spanne Erde wird mit Gold bezahlt. Die Julirevolution hat die meisten Bäume der Boulevards rasirt, und die nachgepflanzten gedeihen nur kümmerlich unter dem Asphalt, der ihre Wurzeln hemmt, und dem Gasdunste, der ihre Wipfel drückt. Die Champs Elysées sind von Häusern ringsum völlig blockirt, den sonst so beliebten Bois de Boulogne durchschneiden nach allen Richtungen die traurigen prosaischen Festungswerke, nur im Garten der Tuilerien, des Louxembourg und im Jardin des Plantes bleibt dem Grün noch ein Ruheplatz. Aber mit welcher Freude eilt man auch, besonders im Frühling, diesen erfrischenden Stellen zu; wie gern wendet sich das Auge ab von diesen düstern Steinmassen, dieser Legion von emporsteigenden Schornsteinen, und mit welcher Wonne hin zu den blühenden Kastanienhainen und den Rosen- und Lilienbeeten, welche mit so viel Geschmack und Sinn in jenen Anlagen mit Statuen und Fontainen abwechseln.

Ein Abend im Palais Royal*).

Die Hallen sind glänzend erleuchtet; in Läden funkeln echte und falsche Edelsteine und schimmern die bunten Farben der kunstreichen Blumengewinde; in den Gängen bewegt sich eine glänzende Gesellschaft auf und nieder; die kleine lebhafte Französin mit den schwarzen funkelnden Augen, in elegantem Putze und anmuthiger Bewegung, schwebt an der blassen Engländerin mit dem stolzen Wuchse und den sanft-blauen Augen vorüber und würdigt den reichen, aber höchst einfachen Anzug der Letztern eines beifälligen Blickes; eine bedächtige Perücke, mit dem Regenschirme unter dem Arme, weicht schon von weitem einem schwarzen Tituskopfe aus, der den Hut etwas schief auf das volle Haar gedrückt, lebendigen Schrittes daher eilt und ein Lied von Béranger vor sich hin summt; ein schmunzelndes Pfäffchen mit zwei Cousinen strömt an einem stolzen Militair vorüber, dessen blitzendes Auge, gebräunte Wange und abgetragener Rock ihn als einen Braven von der afrikanischen Armee bezeichnen. Wir treten in den Garten. Der Mondschein tändelt mit den vollen Wasserstrahlen, die aus dem Bassin emporsteigen, und wirft ein ungewisses Licht in die Baumgänge, wo einsame Träumer und lustige Gesellen umherschwärmen. Plötzlich hört man drüben von dem Café de Foy einen Schrei; Alles stürzt dahin. Ein Kerl in einem eleganten Frack und mit vielen Brillanten an den Fingern hatte sich bei einem Uhrmacher eingefunden; er stahl eine goldene Uhr, und der Eigenthümer ertappte ihn über der That; aber er entfloh; das Schreien des Uhrmachers und die Bemühung der Polizei blieb ohne Erfolg. Es ist schwer, unter den vielen großen und kleinen Dieben, die hier in eleganten Fracks und mit Brillanten an den Fingern umhergehen, den rechten zu erkennen.

Es ist sieben Uhr. Wir treten bei dem Phönix aller Restaurateure, bei Véry, ein, um zu Mittag zu essen. Die Räume sind glänzend beleuchtet, die meisten Tische besetzt. Herren und Damen, fröhliches Geplauder, Knallen geöffneter Champagnerflaschen, Klingen der Gläser und Toaste. Dort spricht man von Cousin und Columbie und Shakespeare — das sind Deutsche; dort gießt man viel Wasser in den schäumenden Bordeaux, schäumt aber desto mehr im Gespräch, das von Republik und Monarchie, Ministerwechsel und Presse überströmt, und in der Lebhaftigkeit von Minute zu Minute sich steigert — das sind Franzosen; jene Gruppen essen still, aber mit beneidenswerthem Appetit, und Einzelne liegen in sehr ungenirter Lage, theils auf den Stühlen, theils auf den Tischen, oder sie gähnen und lesen Zeitungen — das sind Engländer. Wir suchen einen leeren Tisch, durchlaufen den ellenlangen Speisezettel und lassen den französischen Ragouts und Saucen und Geflügel alle Gerechtigkeit widerfahren. Zum großen Verdrusse meines englischen Freundes hat ein holländischer Millionair an unserm Tische Platz genommen, welcher das Vergnügen, auf der Börse

*) Nach Adrian: „Bilder aus Frankreich“.

Amsterdam sagen zu können, er habe bei Véry gespeist — mit 2 Franken und 15 Centimes bezahlte. Er benutzte die Zeit, die er diesem Tempel der Gourmandise weihete, seinem Sohne, der auf einem pariser Comptoir arbeitete, und keine Ader von seinem genügsamen Vater zu besitzen schien, eine lange Strafpredigt in breitestem Holländisch zu halten über die unerhörten Verschwendungen, wovon die eingesandten Rechnungen Zeugniß ablegten. Im Glauben, Niemand sei seiner süßen Landessprache kundig, sprach er so laut als möglich.

Wir verließen gegen zehn Uhr den Speisesaal und gingen einige Mal auf und ab. Die müßigen Spaziergänger und Spaziergängerinnen waren großentheils verschwunden, viele Läden geschlossen, oder im Begriff, geschlossen zu werden. Die Kaffeehäuser zu ebener Erde waren aber noch gefüllt, und das Gesumme der schwatzenden Menge hallte in dem Gange wieder, während aus den unterirdischen Kaffeehäusern und Weinstuben roher Lärm und wildes Gelächter, aus dem Café des Aveugles aber eine liebliche Musik heraufschallte.

Wir gingen jetzt in den ersten Stock des Palais hinauf, um die Spielzimmer zu sehen. Man nahm uns im Vorzimmer die Hüte und Stöcke gegen Nummern ab, und wir traten in die Säle. Diese sind sehr geräumig, stehen aber, was die Pracht der Verzierung, die Eleganz der Möbeln und den Glanz der Beleuchtung betrifft, weit hinter den londoner Spielhäusern ersten Ranges. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und gemischt; besonders war der Saal, wo rouge et noir gespielt wurde, voller Menschen; die Pontes ernsthaft über ihr Blatt gebeugt, der Tailleur mit sonorer Stimme sein „rouge gagne, couleur perd" ableiernd, die Croupiers mit kunstfertiger Hand die Gelder einziehend und vertheilend, die Inspectoren mit wachsamem Auge dem Gange des Spieles folgend, die Messieurs de la Chambre in ehrerbietiger Entfernung der Befehle der Pontes harrend, und die Zuschauer neugierig das Glück oder Unglück ihrer Bekannten beachtend. In dem Saale, wo passe dix gespielt wurde, waren verhältnißmäßig wenig Spieler, aber es wurde sehr hoch gespielt. Nachdem wir die Chambre des Blessés besucht hatten, wo wir wieder eine zahlreiche Gesellschaft fanden, kehrten wir in den ersten Saal zurück, denn Sir Charles, mein Begleiter, wollte hier durchaus einige Franken verlieren.

Es herrschte eine tödtliche Stille, denn es waren so eben bedeutende Summen verloren worden, und man hörte nur des Croupiers Stimme und den Klang des Goldes und Silbers. Weder Glück noch Unglück brachten eine Veränderung in den Gesichtern der Spieler hervor, die blaß und kränklich aussahen, und nur durch das Blitzen des Auges die innere Angst der ...rtung und den Schmerz getäuschter Hoffnung verriethen.

...n Freund begann zu spielen; er besetzte die Farben seines Nach... ehemaligen Offiziers, wie es schien, und nach einer Viertel... 30 Louisdor verloren. Jetzt fing der Offizier wieder an ...esem wurde das Glück plötzlich günstig, denn er hatte in

kurzem 300 Louisdor gewonnen. Damit begnügte er sich, nahm bei dem Banquier Papier für das Gold, steckte es in seine Westentasche und zog ab. Nun versuchte mein Freund das Glück zum zweiten Mal, aber mit noch schlechterem Erfolg, denn er gewann auch nicht Ein Mal, und seine Börse ward fast gänzlich geleert.

Sir Charles bezeichnete mir in einer Gruppe von Spielern einen jungen Engländer von anziehendem Aeußern, der jede Nacht in diesem Saale zu finden sei, aber stets sehr unglücklich spiele. Seit wenigen Monaten mit einem liebenswürdigen Wesen verheirathet, gab er dieses dem Mangel bloß, um seine Leidenschaft zum Spiele zu befriedigen. „Ihr hättet ihn — sagte mein Freund, als wir das Haus verließen — vor einem halben Jahre sehen sollen — den Adel seiner Züge, das blitzende Auge, die heitere Stirn, die stolze Haltung. Ihr würdet ihn jetzt nicht wieder erkennen. Aber in dieser Weise finden hier Tausende ihr Grab; unter fünf Selbstmördern ist immer wenigstens ein Spieler.“

Der Sonntag in Paris im Sommer.

(Eine Parallele zu der Schilderung des londoner Sonntags. S. 122.)

Der Sonntag sieht zu Paris, wenigstens von Morgen an bis tief in den Nachmittag hinein, den Werktagen sehr ähnlich; er ist eben so schmutzig, eben so thätig, eben so lärmend. Die Magazine werden geöffnet, einige Buchhandlungen und Kunstläden ausgenommen. Inmitten der Omnibuswagen, der Kutschen und Fiaker rollen die Güterwagen über das bebende Pflaster. Der Handel, der hier nie ganz feiert, ist ein Theil des Sonntags hindurch für gewisse Artikel am bedeutendsten: so setzen die Parfumeriehändler, die marchands de nouveautés u. dergl. gerade an Festtagen das Meiste ab. Die Wasserträger rufen ihr eintöniges, trauriges à l'eau, das aus dem Munde dieser ausgehungerten und abgearbeiteten Auvergnats mit der gallichten Gesichtsfarbe und den groben Hemden zuweilen wie ein Angstgeschrei klingt. Die Gemüsehändler ziehen mit ihren Karren voll duftender Salatstöcke und Rüben, an die oft ein zierliches Eselein gespannt ist, langsam vorüber; am zahlreichsten sind des Sonntags die Obsthändler, namentlich wenn sie Erdbeeren und Kirschen feil haben. Man hört nichts auf den Straßen als des fraises, des fraises! und à la douce cerise, à la douce! Es mag hier bemerkt werden, daß die Franzosen von den meisten Früchten nur im Singular sprechen: „la cerise est excellente cette année“ u. s. w.

Nachmittags legt sich allmälig der Tumult, die Buden schließen sich. An den Thüren der noch offen stehenden sieht man die geputzten demoiselles de comptoir ungeduldig die Straßen hinauf- und hinabschauen. Die Omnibus füllen sich mehr und mehr; die Cabriolets und Fiaker rollen im

wilden Galopp durcheinander; bald tritt eine plötzliche Stille ein. Alles ist auf dem Lande. Geht man um sechs Uhr durch die Straßen, so ist's still und öde wie in einer Provinzstadt; die Bonnes und Garçons sitzen auf den Trottoirs und schwatzen vertraulich und ungestört miteinander; hier und da sieht man einige junge Mädchen, welche ihre elastische Taille und die Gewandtheit des zartgeformten Arms im Volantschlagen zur Schau bieten. Die jungen Pariserinnen besitzen in diesem Spiel eine große Geschicklichkeit; wenn sie merken, daß man sie beobachtet, so kommen sie erst recht ins Feuer, und ich habe welche gesehen, die sich den Federball wohl 500 Mal zuwarfen, ohne ein einziges Mal zu fehlen.

Das gemeine Volk geht Sonntags vor die Barrièren. Hier findet es in den engen, finstern Kneipen (cabarets) wohlfeilere und bessere Weine als in der Stadt, und speist civets; diese Hasenpfeffer stehen indeß in einem übeln Geruch und bestehen wohl zur Hälfte aus Katzenfleisch. Darauf bezieht sich eine Carricatur, welche einen Restaurateur vorstellt, der auf der Thür seines Etablissements einen Engländer mit Gewalt hereinziehen will; über der Thür liest man: à la renommée des bons civets; auf dem Dache hat der Garçon eben eine prächtige Katze gefangen, die er durch ein Loch am Schwanze hereinzieht. Hier wird auch getanzt. Es geht da ziemlich anständig her, in der Nähe des Tanzplatzes darf nicht geraucht werden. Indessen später in der Nacht wird der Lärm unerträglich. Prügeleien folgen auf Prügeleien, und man findet hier wohl die einzigen Betrunkenen in Paris. Die Polizeisergeanten und Municipaux sind zwar sogleich bei der Hand, um die Kämpfenden auseinander zu reißen und in den violon (Wachtstube) zu transportiren, aber gewöhnlich, wenn in einer Ecke Ruhe gestiftet wird, nimmt sich die andere Partei die Gelegenheit wahr, um ihren Handel auszumachen. Unterdessen geht die chaîne anglaise, die balancé u. s. w. ruhig ihren Gang fort, während die Gläserflaschen klirrend an die blutigen Köpfe prallen. Was diese Vergnügungsplätze gefährlich macht, ist, daß sich hier zuweilen Diebe und entlaufene forçats (Galeerensklaven) einfinden; überhaupt ist es nicht rathsam, sich hier in zu feiner Kleidung zu zeigen. Das gemeine Volk hat im Innersten einen grimmigen Neid gegen les personnes bien mises, und es ist für Viele eine unsägliche Lust, einen schwarzen Frack auszuklopfen. Gegen die Damen wird aber auch hier die feinste Höflichkeit beobachtet: Madame, puis-je avoir l'honneur de danser la première u. s. w., ganz wie in einem Salon; auch hört man nie „non" so ganz trocken hinsagen, sondern „non, monsieur; pardon, monsieur." Hat aber einmal der Wein oder der Zorn den Franzosen über die Schranken der Höflichkeit hinausgetrieben, so giebt es auch keinen impertinenteren Flegel. Vor den Barrièren sind Tanzplätze, die auch mitunter von gens de bon ton besucht werden, z. B. das Elysée, Montmartre, L'Hermitage, beide vor der Barrière des martyrs. Da wird weniger Wein als Bier getrunken, man steht schon eine Stufe höher; den

großen Theil der weiblichen Gesellschaft bilden jedoch noch immer die Grisetten, wozu die vornehmeren Nähterinnen, die Modistinnen aus der Rue Vivienne nicht gerechnet werden dürfen; diese besuchen bloß Tivoli oder die Bälle auf dem Lande.

Die Woche hindurch lebt der Franzose sehr nüchtern; im Sommer meist von Obst und Salat, an Sonntagen aber versagen sie sich Nichts; indessen treiben sie es selten bis zu einer Tasse Kaffee; die demi-tasse nebst einem petit verre ist der höchste gastronomische Genuß, den sich die gemeinen Franzosen träumen, daher er auch in den Kaffeehäusern schlechtweg nur un régal genannt wird.

St. Cloud ist der besuchteste Vergnügungsort in der Umgegend von Paris. Man fährt dahin in den sogenannten petites voitures. Diese führen verschiedene Namen: célérifères, accélérées; die Bureaux befinden sich in der Straße Rivoli, welche nach den Champs Elysées und den Bois de Boulogne führt. In der Woche kann man für 10 Sous bis St. Cloud fahren, Sonntags aber werden die Preise der Plätze bedeutend erhöht. Man thut wohl, sich des Abends vorher einen Platz zu bestellen. Am meisten haben die sogenannten coucous zu thun, Einspänner von besonderer Bauart, mit zweifachen Sitzen, so daß sechs Personen Platz finden; manchmal werden noch zwei auf den Bock des Kutschers gepackt, das heißt man aller en lapin. Die ganze Ladung wird von einem jämmerlichen Klepper fortgezogen, der, in St. Cloud kaum angelangt, nicht Zeit hat auszuschnaufen und sogleich wieder zurückkehrt.

Die bekanntesten Restaurants *) zu St. Cloud sind la tête noire, eigentlich ein Hotel, d. h. man findet daselbst auch Wohnungen, und der Restaurant am Park, gleich rechts beim Eingange. In beiden Anstalten ist es eben so theuer als bei den bessern Restaurateurs in Paris. Sonntags lohnt es sich der Mühe, nach St. Cloud zu fahren, wenn auch nur, um sich an der Menge Wagen von allen Formen zu ergötzen, die unaufhörlich hin- und herjagen. Die fast zwei Stunden lange Straße ist mit einigen Tausenden von Equipagen, Cabriolets, Kaleschen, Postwagen, Coucous, Diligencen, Landaus, Tilburys u. s. w. bedeckt, die durch den wirbelnden Staub dahin rollen; man winkt sich zu, man lacht, im Vorbeifahren schießt ein Postkutscher dem andern einen Witz zu, den dieser trotz der Blitzesschnelle seines Fuhrwerks noch Zeit hat zu beantworten. Zu St. Cloud besteht das Hauptvergnügen im Herumschlendern im Park. Die Bäume, obwol gleichfalls unter der Zucht der Kunstscheere stehend, sind bei weitem weniger stutzermäßig zugeschnitten, als die Maronniers in den Tuilerien; ihre Laubgewölbe sind hoch, düster und frisch, und säuseln eine liebliche Kühle auf die Spazierenden herab; hier und da schlägt eine Amsel und ihre Stimme klingt dem Ohr lieblich, das durch das Gebrause der

*) Restaurant ist das französische Wort für unser „Restauration“.

Landstraße ganz betäubt wurde. Das Schloß sieht nach der Stadt zu noch ziemlich imposant aus; die Façade nach dem Park scheint eher dem Landhause eines wohlhabenden Gutsbesitzers anzugehören. Das Palais ruht an einem Hügel; am Fuße ist ein Becken mit Springbrunnen, dem Schlosse gegenüber erhebt sich im Park eine ziemlich schroff ansteigende Anhöhe, von wo aus sich Paris unermeßlich vor dem staunenden Auge entfaltet. Einen anmuthigen Contrast zu diesem ungeheuern Panorama bildet der Park, der sich mit seinen dunkelgrünen Kronen von St. Cloud nach Sèvres zieht, und die sanft am Fuße des Hügels sich windende Seine mit den zwei Brücken, die sich im blauen Wasserspiegel reflectiren.

Viele Bürgerfamilien nehmen sich von Hause kalte Küche mit, kaufen sich bei einem marchand de vin einige Flaschen rothen Wein und eine Melone — ohne diese ißt nicht leicht ein Franzose im Sommer zu Mittag — und lagern sich im Schatten, um ihr Diner zu halten. Zwischen fünf und sechs Uhr spielen die Wasser; sie sind nicht so großartig als die zu Versailles, aber auch nicht so steif und altfränkisch. Hat diese Herrlichkeit ein Ende, so stimmen die Musikanten ihre Instrumente, und allmälig füllt sich der Tanzplatz. Er besteht aus zwei Abtheilungen: in der unteren springen die Dienstboten, Soldaten und Handwerker herum, in der oberen macht sich die beau monde lustig. Es ist auffallend, daß die so gleichheitssüchtigen Franzosen sich diese Absonderung gefallen lassen, und daß deshalb nie die geringste Einwendung gemacht wird. Für beide Abtheilungen spielt ein und dasselbe Orchester.

Zwischen Boulogne und St. Cloud liegen Passy mit dem Ranelagh und Auteuil. Die Lage des letzteren Dorfes ist reizend; es ist dicht von einem drei- und vierfachen Kranze von Gärten, Pappelalleen und Villas eingeschlossen. Dieß Restaurant stößt an das Gehölz von Boulogne. Der Ball von Auteuil gehört zu den glänzendsten in der Umgegend von Paris. Die eigentliche bonne société, die höhere Welt, besucht ihn zwar nicht: dieselbe erscheint überhaupt an keinem öffentlichen Platze, aber man findet doch in Auteuil eine sehr gebildete angenehme Gesellschaft. Bei Auteuil, etwas seitwärts von der Barrière von Passy, findet sich der Ranelagh, ein einzeln stehendes Gebäude von ziemlichem Umfange. Es werden oft Abonnementsbälle hier gegeben; auch hat man neuerdings soirées musicales veranstaltet. Am Sonntage aber ist die Gesellschaft nicht immer die ausgewählteste. Schöne und zahlreiche Pappelalleen führen zum Ranelagh; längs der Façade sitzen die Gesellschaften, welche nicht tanzen, im Freien auf den geflochtenen Strohstühlen, die man auch in den Tuilerien und im Palais Royal findet und wofür man zwei Sous bezahlen muß. Selbst in den Kirchen trifft man sie; Bänke, wie bei uns, hat man nicht.

St. Cloud und die übrigen angeführten Orte liegen im Westen von Paris; in der entgegengesetzten Richtung finden wir vor der Barrière du

Trône den Park von Vincennes, wo sich des Sonntags die schöne Welt vom Faubourg St. Antoine ergötzt; dieser Park wird weniger von der Kunst gequält und hat etwas Ländliches, was unendlich wohl thut. Nur stört Einen das feste Schloß, das mit seinem Donjon überall den Spaziergänger angrinzt. In diesem Park sind ebenfalls mehrere Tanzplätze im Freien; es befinden sich deren in allen Dörfern; mitunter sind sie recht geschmackvoll decorirt. Rings herum erstreckt sich ein niederes grünes Geländer; die Bäume werden so gezogen, daß ihre Aeste sich über den Tanzenden wölben; in den Aesten sind Schnüre befestigt, welche die Laternen tragen, und um alle Streitigkeiten zu vermeiden, welche die Plätze veranlassen könnten, hat man den Raum in sechs bis acht Quadrillen getheilt. Die Nummer hängt an den Schnuren; jeder Tänzer bekommt gegen Erlegung von fünf Sous ein Billet, welches eine der sechs oder acht Nummern führt, daher Jeder weiß, welcher Platz ihm zukommt. Der Contretanz wird hier bei weitem leichter und lustiger getanzt als in Deutschland, z. B. am Rhein, wo man sich mit Pas abquält. Der Franzose tanzt ohne alle Prätension, nicht für Andere, sondern für sich. Man unterscheidet drei verschiedene Arten oder Nuancen im Tanze. Der Salontänzer geht nur; der bürgerliche, der die Bälle in den Schauspielhäusern oder die bals champêtres besucht, rührt sich schon mehr, und die angelernte Manier macht sich Luft auch in den Salons. Der Tänzer an der Barrière endlich schlägt wunderliche Capriolen und würzt seine Sprünge mit noch groteskeren Späßen.

---

4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt *).

Die einfachste Organisation des Lebens findet unter uns bei den Landbauern statt. Bei ihnen genügt noch jeder Haushalt weit mehr sich selbst, es hat noch nicht der Eine den Andern so unabweislich nöthig, da Jeder auf seiner Wiese, seinem Felde, in seinem Stalle und Hause fast Alles besitzt, dessen er bedarf. Obgleich freilich auch bei ihnen ein Zusammenbauen der Wohnungen nicht ohne Vortheile, und sogar im Ganzen gewöhnlich ist, so ist doch eine innige, rasche und leichte Communication im Inneren nicht so sehr Bedürfniß wie bei den Bürgern der Städte. Die Bewohner des freien Landes bauen daher ihre Häuser nicht so nahe auf und an einander, sondern legen sie vielmehr der Länge nach an die Bäche oder Land-

*) Nach J. G. Kohl: Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.

straßen, damit Jeder vom Wasser oder von der Landstraße Vortheil ziehen und doch zu gleicher Zeit seinen Gärten und Aeckern nahe sein kann.

Die Dörfer haben daher eine sehr einfache Organisation und ein geringes Streben zur Concentration. Sie sind oft Meilen lang und dabei wenig breit, so daß sie bei viel geringerer Bevölkerung einen vielfach größern Raum einnehmen, als die Städte.

Die Städte werden meistens auch als Städte geboren, und in der Regel findet kein Uebergang vom Dorfe zum Flecken, vom Flecken zur Stadt u. s. w. statt, weil die Städte ganz andere Bedürfnisse haben, ganz andere Lagen suchen und daher mit jenen Ansiedelungen in vieler Hinsicht gar nicht unter Eine Regel gehören. Ja es giebt sogar geographische Verhältnisse, unter welchen eine Stadt vortrefflich gedeiht, da an derselben Stelle ein Dorf unmöglich wäre. Man denke an Gibraltar, an Malta, an dürre Meeresküsten, auf denen große Städte blühen. Jedoch mag häufig genug jener Uebergang von einem Dorfe zu einem Flecken und einer Stadt wirklich stattgefunden haben. In solchen Fällen kann man die Dörfer als Keime zu Städten betrachten, die erst eine einfache Längenausdehnung zeigen und allmälig Seitenäste und Glieder hervortreiben. Bei den weiter entwickelten Dörfern, den Flecken, die schon mit städtischen Elementen gemischt sind, tritt sogleich in Ausbildung zweier oder dreier Nebenstraßen ein Streben nach Concentrirung hervor. Je mehr der Flecken sich einer Stadt nähert, desto ausgerundeter erscheint er, und die Stadt selbst stellt, wo es die Umstände erlauben, ein völlig kreisförmig entwickeltes Gebilde dar.

Die kreisrunde Fläche ist die einzige, in der jeder Punkt einer Ansiedelung allen andern möglichst nahe ist, und in welcher allein die innigste Gemeinschaft und rascheste Mittheilung stattfinden kann. Eben so ist die Kreislinie die einzige, welche sich mit den geringsten Mitteln, der kleinsten Mannschaft und Mauer vertheidigen läßt, denn sie ist die Linie, welche, den größten Flächenraum umschließend, doch die kleinste ist. Diese beiden Rücksichten auf innigsten Verkehr und leichteste Vertheidigung treiben die Städte zur Form der Kreisfläche hin.

Die künstliche Ausbildung des Stadtlebens, die Vervielfältigung der Bedürfnisse, die außerordentliche Theilung der Arbeit, die Unbehülflichkeit jedes Einzelnen für sich allein, dann die den städtischen Geschäften eigenthümliche und nothwendige Schnelligkeit der Betreibung: dieß Alles hält die Stadthäuser auf engem Raume zusammen. Jeder Bürger wünscht mit allen seinen Mitbürgern in möglichst nahe Berührung zu treten, denn er hat sie alle mehr oder minder nöthig. Dieser Wunsch kann aber nie vollkommen erfüllt werden; am vollständigsten geschieht es in der Kreisfläche.

Jedoch sind die Umstände der Lage selten so günstig, daß die Städte den Kreis, nach dessen Erfüllung sie streben, wirklich erfüllen und vollkommen darstellen. Oft ist es ein Sumpf, der, weil die Stadt noch

nicht Kraft und Mittel hat ihn auszutrocknen, ihr nicht erlaubt, auf der einen Seite sich weiter auszudehnen; oft sind es Berge, zwischen denen sie eingekeilt liegt, und von denen sie in eine längliche Form gepreßt wird. Zuweilen drängen sich die Städte keilförmig zwischen zwei sich einigende Flüsse oder Meere, wie z. B. das prachtvollste Stadtdreieck Konstantinopel. Andere haben vielleicht in ihrer Nähe ein günstigeres Terrain entdeckt, und ergießen sich nach einer Seite hin, hier unförmlich anschwellend, indem aller neue Anbau an dieser günstigeren Stelle geschieht.

Die größte Abweichung von der Kreisfläche, welche sich die Städte freiwillig, ohne von ihrer Umgebung gezwungen zu sein, erlaubt haben, ist die quadratische Form. Babylon erfüllte nach Herodot ein Quadrat, und Peking nach Timkowsky's Plan ein dem Quadrate nahe kommendes Parallelogramm. Eine von den Städten, die ganz besonders schön die kreisförmige Gestalt erfüllt haben, ist Moskau, welche Stadt, fast ganz sich selbst überlassen, im Lauf der Jahrhunderte naturgemäß sich ausbilden konnte.

Das Centrum der Stadt ist gewöhnlich ihr Anfangspunkt (z. B. ein Tempel, ein Schloß, ein Markt). Dieser Mittelpunkt wird daher vorzugsweise begehrt, erstlich weil er allen Theilen der Stadt so nahe als möglich ist, und dann auch, weil er für den Handel, wenn die Stadt eine Handelsstadt ist, für den Schutz, wenn dieselbe sich um ein Schloß anlegt u. s. w., die meisten Vortheile bietet.

Es folgt daraus die entscheidende Regel: Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, dem eigentlichen Sitze der Seele ihres Lebens, desto stärker die Anziehung, desto größer das Gedränge der Häuser und Menschen, desto kostbarer der Boden. Aus dieser Regel ergiebt sich alles Andere von selbst.

Also, weil je näher dem Centrum, desto kostbarer der Boden ist, so sind auch hier die Straßen desto schmäler und kürzer, desto mehr die Häuser auf allen Seiten beschränkt und darum desto mehr in die Höhe gedrängt. Ferner: je näher dem Centrum, desto mehr schaulustige und bewundernde Augen, daher auch desto mehr Prachtgebäude, die in den Enden der entfernten Vorstädte nicht vergebens glänzen wollen. Auf der andern Seite: je entfernter vom Mittelpunkte, desto billiger der Boden, desto unbeschränkter die Räume, desto breiter und größer die Straßen, desto weitläufiger die Häuser, zugleich aber auch desto einfacher und desto mehr ärmliche Hütten.

Ferner: je näher dem Centrum, desto näher ihrem Anfangspunkte, desto älter die Gebäude, daher im innersten Ringe die mittelalterlichen Häuser, und im äußersten Ringe die meisten neuen Wohnungen.

Was nun die öffentlichen Gebäude anbetrifft, so gehören zuvörderst die Kathedralen und Hauptkirchen in den innersten Ring, wo das meiste Leben und das größte Bedürfniß nach einer gottesdienstlichen Erquickung und Herzensergießung ist. Die Städte sind aber in viele Quar-

tiere und Gemeinden abgetheilt, jede Gemeinde will ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, und so finden sich denn auch in den andern Ringen noch Kirchen. Die Nebenkirchen liegen jedoch mehr im zweiten und dritten Ringe, und die Kapellen und Bethäuser in den Vorstädten.

Wenn irgend Etwas sich in der Mitte finden muß, so sind es die für den Staats- und Gemeindedienst bestimmten, die fürstlichen Residenzschlösser, die Gouvernements und Gerichtshäuser, von denen Alle abhängen, und denen ein Jeder nahe sein will. Man sieht sie daher auch meistens entweder an den Märkten — wie bei den deutschen Städten — oder auf den Stadtburgen, — wie bei vielen griechischen und römischen Städten.

Minder stark ist der Zudrang nach der Mitte bei den Schulgebäuden, Museen, Bibliotheken u. s. w., deren Geschäfte nicht so dringlich sind.

Noch geringer ist das Bedürfniß der Mitte bei den Wohlthätigkeitsanstalten, bei den Armen-, Kranken-, Findel- und Arbeitshäusern. Ja, man könnte sie zum Theil als centrumfliehend bezeichnen. Sie stehen mit dem Leben der Stadt nicht in raschem und innigem Verkehr, da sie vielmehr manches aus dem Stadtleben Ausscheidende enthalten, wie Krankheit, Armuth, Verbrechen. Sie sind eine Art von Klöstern, die ein eigenes Leben für sich haben wollen und dazu viel Raum, Ruhe und Unabhängigkeit in Anspruch nehmen, welches Alles in den inneren Ringen der Stadt nicht wohl zu haben ist, und sich da verschaffen zu wollen eine sinnlose Verschwendung wäre.

Was die Wohnungen der vornehmsten Bürger der Stadt betrifft, der obersten Beamten, des Adels, der Capitalisten, der Bankiers und ersten Kaufleute, so legen sie sich gern in den inneren Ring der Stadt, wo die Häuser kostbarer sind, die Miethen höher werden, wo man den Sitzen der Könige und Behörden, oder dem Sitze des Verkehrs und Handels näher wohnt, wo die Häuser und das Blut der Bürger älter und die Classen privilegirter werden. Man kann indessen unter den ersten Bürgern füglich einen Unterschied machen: man kann sie in die thätigen und müßigen Reichen eintheilen. Zu letzteren gehören die in die Stadt der Vergnügungen willen gezogenen Vornehmen, die großen Rentiers und Capitalisten, zu jenen die Geschäftsmänner, die obersten Beamten, die großen Kaufleute, Bankiers u. s. w. Sie werden in der Regel sehr verschiedene Quartiere in der Stadt inne haben.

Die thätigen Reichen findet man durchaus immer im Centrum der Stadt, wo sie ihre Bureaus und Comptoirs besitzen. Die müßigen Reichen hingegen haben nicht gern Etwas mit dem Lärm der Geschäfte zu thun und ziehen sich aus der Mitte derselben zurück. Sie legen daher gewöhnlich neben dem eigentlichen alten Centrum der Geschäfte ein Centrum des Vergnügens und der vornehmen Welt an. Man kann

dieß bei vielen Städten beobachten, z. B. bei London, wo einige Theile der City das eigentliche uralte Centrum der Stadt bilden und der Sitz der Geschäfte sind, dagegen die Theile von Westminster, als Sitz der vornehmen Welt, sich jenen zur Seite legen.

Das Quartier der Vornehmen ging aus dem der Geschäftsleute hervor, denn erst mußte die Stadt arbeiten, bevor sie reich wurde, und zuvor mußte sie reich und mächtig werden, ehe sie eine Classe müßig gewordener Reichen haben konnte. Sie bauten sich in den Vorstädten der alten Stadt auf den Bauplätzen der gekauften und eingerissenen Häuser der armen Leute an, indem sie so die Vorstädte zu inneren Ringen der Stadt machten, und die Gärtner, Handwerker und andern kleinen Bürger hinausschoben.

Das Quartier der Thätigen arbeitet stets für die Bevölkerung des Quartiers der Müßigen, und es finden fortwährend Uebertritte der Reichgewordenen und Genießenwollenden aus jenem in dieses statt.

In neuester Zeit ist eine ganz eigenthümliche Veränderung mit dem Quartier der Vornehmen in vielen Städten Deutschlands vorgegangen. In Bremen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Leipzig u. s. w. sind nämlich in Folge der großen Veränderungen in den politischen und geselligen Zuständen und Bedürfnissen die mittelalterlichen Gewänder der Mauern und Wälle geschwunden und an ihre Stelle die schönsten und anmuthigsten Gartenanlagen getreten. Diese haben nun wieder ihrerseits den an ihnen liegenden Bauplätzen einen hohen Werth verliehen, und viele reiche Leute, welche jetzt mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den inneren Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen ärmlichen Maueranwohner verschwinden und umgaben die Städte mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowol die thätigen als die müßigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Capitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren, und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelclasse, die Krämer, Schenkwirthe, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hülfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein, und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den inneren Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur secundaire Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im Ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Wittwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständliche Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten

aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder weil sie zu große Räume erfordern oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorrathshäuser, Packhäuser, Magazine und Waarenhäuser anbetrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besondern Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das Erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waaren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser übereinander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Communication auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den obern Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Uebereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lothrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Untereinanderbauen der Häuser vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, so doch größere Unannehmlichkeiten für den Menschen als ein Luft- und Lichtwesen hat, so bleiben die Städte in diesen Richtungen immer sehr unentwickelt und stellen immer nur höchst zusammengedrückte Ellipsoiden vor.

Wir finden besonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuser. Es sind oft fünf Stockwerke übereinander gesetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indessen drei übereinander gesetzte Häuser als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes, aufgethürmtes Gebäude betrachten, und auf diese Weise wenigstens drei über die unterste Häuserschicht sich legende andere Häuserschichten annehmen.

1. Rez-de-chaussée (unterste Schicht).
2. Die Schicht der bel étage.
3. „ „ des zweiten Stockwerks.
4. „ „ des dritten „

In dem Rez-de-chaussée ist man der handeltreibenden Wasserfläche,

den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu suchen ist, näher. Es ist daher Nr. 1 offenbar die Region der Geschäftsleute und der Geschäfte, also der Comptoirs, Bureaux, der Kaufläden, Boutiquen, Börsen, Audienzzimmer, Krämer und Entréezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geschäftswelt, wenn sie vornehm und vergnügt sein will) liebt nicht, an Geschäfte erinnert oder durch ungebetene Besuche gestört zu werden. Die Kaufleute und selbst die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen versammelten Gesellschaften meiden daher das an Störungen reiche und geschäftige Rez-de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht so genannt, schon weil sie sich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeschosses erhebt. Diese ist die Gegend der Tanz-, Prunk- und Gesellschaftssäle, die Region des Reichthums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreisen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben so mehr und mehr an Bedeutsamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innersten Ringe der Stadt wird daher ungefähr so viel kosten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künstler und Schreiber, die im ersten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am schlechtesten besoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu steigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt sich Einiges anzieht, Anderes abstößt, so machen sich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüsse geltend, welche theils anziehend, theils abstoßend wirken.

Die Anziehung, welche eine Stadt ausübt, erklärt sich aus den ungeheuern Vortheilen vereinter Kräfte und getheilter Arbeit.

So lange jede Familie noch in ihrer Hütte einzeln wohnt, muß sie sich selbst genügen. Jeder muß dann Alles sein und Alles können. Die Gewerbe, Handwerke, Künste und alle Geschäfte des Lebens werden daher bei zerstreuter Bevölkerung nur in ihrer Kindheit, und viele ganz unentwickelt bleiben.

Mehre Familien, die auf den Einfall kommen, ihre Häuser neben einander zu bauen, haben dadurch sogleich Vieles vor den vereinzelten voraus. Sie können mit Rath und That sich einander beistehen. Sie sind stärker gegen ihre Feinde. Sie machen nur gleichsam ein einziges verdoppeltes Haus, und da sie mehrere Acteurs haben, so können sie in ihrem Haushalte auch mehrere Rollen vertheilen. Diese Vortheile locken Andere zum Anschluß an sie, und es wird sich allmälig eine Gemeinde ausbil-

den, in welcher dieß Geschäft dem Einen, ein anderes dem Andern übertragen werden kann.

Was man bei vereinzelten Wohnungen auf weiten Strecken suchen muß, findet man in der Stadt auf kleinem Raume vereinigt. Die größere Wohlfeilheit der Arbeit, die durch Concurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und die schnellere und bequemere Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr zu thun. Das Zusammenströmen der Waaren macht sie billiger. Die Häufigkeit der Nachfrage macht eine großartige, fabrikmäßige Betreibung der Handwerke und dadurch selbst billigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß- und Kleinhändlers sondern sich und werden auf diese Weise besser betrieben. Die vermehrten Verkäufer und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Consumenten herbei; die neu eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und Krämer zur Ansiedelung.

Auf diese Weise zieht jede Ansiedelung Vieles von Außen in sich herein; Vieles aber lockt sie nur aus der Ferne in die Nähe heran.

Eine Stadt ist in dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch. Dieser hat eine Menge von Hülfsmenschen nöthig, um seinen Leib zu kleiden, zu nähren, unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine Stadt viele Hülfsorte nöthig, um alle ihre ungeheuern Bedürfnisse zu befriedigen. Hierher gehören vor Allem die Ackerbau- und Viehzucht treibenden Dörfer in der Nähe der Städte, dann die Hafen- und Lootsenorte, die Ueberfahrtsplätze an Flüssen, der Hauptstadt gegenüber, gewisse Speditionshandelsorte u. s. w.

Aus verschiedenen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht immer unmittelbar ans Meer, sondern oft mehr oder weniger tief ins Land, so namentlich die Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Fluth, so ebenfalls oft die Städte an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie in der inneren Bucht oder Spitze desselben liegen. Aus dieser Entfernung vom Meere entstehen nun mancherlei Uebelstände. Die großen Schiffe können wegen zu seichten Wassers oder wegen eintretender widriger Winde nicht sogleich bis zu ihrem eigentlichen Bestimmungsorte hinaufgelangen, oder sie können nur so weit in das Innere des Landes sich hineinwagen, wenn sie von des Fahrwassers Kundigen geleitet werden.

Unmittelbar also an der Mündung des Flusses, des Haffs oder des geöffneten Binnenmeers werden mancherlei Bedürfnisse fühlbar, die hart am Meere einen Ort wünschenswerth machen und einen Hafen entstehen lassen zum vorläufigen Einlaufen und auch zum theilweisen Löschen der Schiffe, einen Lootsenort, der den Schiffen des Fahrwassers kundige Männer entgegenschickt. Dieser Ort entwickelt sich daher aus den nöthigen Hafen-, Pack- und Wirthshäusern, und sammelt innerhalb seines Weichbildes Lootsen, Aufseher über das Fahrwasser und seine Regulirung, Leute, welche die Baken, Wachtschiffe, Leuchtthürme u. s. w.

besorgen und inspiciren, Mauthbeamte und noch manche andere Handelsgehülfen *).

Wie ausgezeichnete Handelscommis wohl mit dem Geschäfte, das sie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geschäft für eigenes Conto verbinden, so treiben dann solche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung, und entwickeln sich so zu selbstständigen Handelsplätzen. Ja, sehr oft geschieht es sogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächst. Dieß haben die größeren Handelsstädte von den für sie arbeitenden kleinen Hülfsorten zu befürchten, und auch oft erlitten **).

Den Schiffern sind in der Regel diese secundairen Hafenorte weit besser bekannt als die eigentlichen Hauptorte, denen sie angehören. Namentlich sind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsstädte unmittelbar am Meere liegen, so versehen sie natürlich neben ihrem Hauptgeschäft auch selbst jene vorläufigen Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stromes liegt, hat einen Ueberfahrtsort sich als Gehülfen gegenüber auf der andern Seite des Stromes placirt, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt ***).

---

*) Hülfs- und Nebenstädte von diesem Charakter sind z. B. folgende: Kurhafen und Blankenese für Hamburg, Ostia für Rom, Kronstadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Ostende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichselmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnosh für Limmerick. London hat sehr viele solcher Handelsgehülfen, Häfen, Lootsenorte u. s. w. an der Themse zerstreut, so Greenwich, Woolwich, Gravesand, Sheerneß u. s. w. Für Stettin sind, wenigstens zum großen Theil, thätig: Peenemünde, Wolgast, Swinemünde an der Swine, Camin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeste (einem Nebenflusse der Weser) angelegten Karlsstadt so viel, daß es diese Stadt aus Neid über die selbstständige Blüthe, die es zu entwickeln im Begriff stand, zerstörte. Jetzt ist auf derselben Stelle von Bremen selbst ein neuer Hafenort, Bremerhafen, angelegt. Havre de Grace ist von einem Hülfsorte Rouens zu ähnlicher Blüthe gelangt. Ein ähnlicher Fall ist mit Ostende und Brügge.

***) Als Hülfsorte dieser Classe kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Haarburg bei Hamburg u. s. w.

Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Konstantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Eben so wie das Bedürfniß des Verkehrs und der Zufuhr begründet auch das Bedürfniß der Vertheidigung und Befestigung Hülfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der vertheidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, geniert doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besondern kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Vertheidigung nöthigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Citadellen, Brückenköpfe und Hülfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängniß flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Uebergängen über Flüsse u. s. w. So vertheidigen die Dardanellen, hülfreich dienend der Stadt Konstantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nöthigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden theils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, theils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprichwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brod und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die brodgebenden und vergnügengewährenden eintheilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viele kleinere und größere Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich zu überzeugen, welche ungeheuern Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich an 400,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirthschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfniß zu so vielen Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben will.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selber am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nöthig hat, läßt

sie sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei Jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt Manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigenthümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstehendes Talent oder besondere Consequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewerbe, worin es excellirt, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selber am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Processionen u. s. w. können sich wegen des Ueberflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Cavalcaden, Schifffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben, und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selber unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher Vergnügungsorte von verschiedenem Charakter, die ihnen Das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. geschmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffiniren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie wie in Babylon auf die raffinirte Idee gekommen, aus Raumsparsamkeit den Garten selber auf das Dach des Gartenhauses und der Gärtnerwohnung zu versetzen.

5. Die Bevölkerung von Paris.

Die Kenntniß des Bevölkerungszustandes der großen Hauptstädte wird immer wichtiger, namentlich in Frankreich, wo die Centralisation, das Einströmen von Fremden, die Fortschritte der Industrie und die Erweiterung des Eisenbahnsystems den Stand der Bevölkerung von Jahr zu Jahr verändern.

Paris zählte im Jahre 1846 eine fixe Bevölkerung von 945,731 Seelen, eine schwebende Civilbevölkerung von 88,475 Seelen und eine Besatzung von 19,700 Mann. Die Gesammtbevölkerung der 12 größten Städte Frankreichs ergiebt erst eine Zahl von 929,234 Seelen. Die Zunahme von Paris ist auch viel stärker als die der andern Städte; Paris hat seit dem Jahre 1831 um mehr als ein Drittheil, ganz Frankreich noch nicht um ein Zehntheil zugenommen. Paris zieht fortwährend aus den Provinzen Alles an, was diese von ausgezeichneten, gewandten, abenteuernden Menschen besitzen.

In keiner Zeit vor 1830 ist Paris so rasch gestiegen, als seit diesem Zeitpunkt, in den fünf Jahren von 18$^{41}/_{46}$ allein um 118,536, fast so viel, als Bordeaux Einwohner zählt. Von den 48 Quartieren, in welche die 12 Arrondissements zerfallen, sind 43 im Fortschreiten und nur fünf sind zurückgegangen, und diese fünf liegen gerade im mittleren und ältesten Theil von Paris. Das Heben und Sinken beruht auf mannigfachen Localursachen: allenthalben, wo die Stadtverwaltung Luft und Reinlichkeit schafft, wo die Straßen sich erweitern, wo die Circulation leichter wird, gehorchen die Capitalien wie die Menschen dem gegebenen Zuge; das Gegentheil tritt ein, wo blinde Interessen sich diesen Verbesserungen widersetzen. So hat der Seidenhandel die Straße St. Denis verlassen, um Licht in dem Quartier Feydeau aufzusuchen, und die Erschaffung neuer Quartiere bringt den Werth des Eigenthums im alten Paris zum Sinken. Eine Verminderung der Bevölkerung ist indeß nicht immer ein Zeichen von Verfall, sondern auch manchmal der Verbesserung, wenn sie von Erweiterung der Straßen herrührt, in denen die verworfensten Theile der Bevölkerung das Licht zu fliehen scheinen, und die innere Stadt verliert gewiß nichts bei den großen Straßendurchbrüchen, wodurch sie seit einigen Jahren gesunder gemacht und von den schlechtesten Bewohnern gesäubert wird.

Am auffallendsten scheint das Streben der Bevölkerung sich nach Norden auszudehnen: neun Gemeinden, die auf der Nordseite auf dem rechten Ufer der Seine, nahe an der Octroimauer liegen, haben in den Jahren 1831—46 von 41,216 Einwohnern auf 128,118 zugenommen, während vier Dörfer auf der Südseite sich bloß von 20,805 auf 38,750 hoben, also nicht einmal verdoppelten. Unter den Thatsachen, weshalb das linke Ufer nicht gleichmäßig emporkommt, zählt man auch die auf, daß die öffentlichen

Anstalten zu großen Raum einnehmen. Zum Beispiel würde die Stadt ungemein gewinnen, wenn sie die 33 Hektaren, welche die berühmte Salpetrière einnimmt, verkaufte, denn diese 33 Hektaren würden, als Bauplätze verkauft, 50 Millionen Franken eintragen, und ein neues in einiger Entfernung angelegtes Gebäude würde nicht über drei Millionen kosten.

Die großen Anhäufungen von Menschen führen natürlich viel Elend mit sich, indeß ist die Zahl der Nothleidenden nicht mit der Bevölkerung gestiegen. Aber die traurigste Bemerkung, zu der die Benutzung der Spitäler Anlaß giebt, ist die Zahl der Geburten und Sterbefälle, die darin vorkommen. In den fünf letzten Jahren kamen von 150,067 Geburten 25,268 in den Spitälern und Maternitätsanstalten vor, und von 137,270 Todesfällen 49,103. Ein Sechstel der Bevölkerung von Paris wird also im Spital geboren, und mehr als ein Drittel stirbt darin.

6. Marseille. *)

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station, denn beide Städte sind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre öde Felsen bis gegen Marseille, wo Alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite, mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten „Bastiden" der Einwohner von Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix aus ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römischen Thor durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmälig hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe schattige

*) Johanna Schopenhauer, Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. Zwei Theile. (Zweite Aufl.)

Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waarenmagazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch schöner beinahe ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palaständlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs, und hatten alle Ursache, sowol mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu sein. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden breiten mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das Gehen in der Stadt sehr bequem und angenehm. Klares frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über diese Kanäle hinübersteigen, und dieß macht sie ein wenig unbequem; dafür tragen sie aber auch sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit, so daß Damen mit weißen Schuhen zu Fuß gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Fenster zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir auf unserer Reise die Freude entbehrt hatten, Alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neueren Theile der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Contrast zwischen beiden erinnerte uns auf das lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menschen zu sein. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen engen winkeligen Straßen, die alten hohen düsteren Häuser wieder, und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich; und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen alten an den Hafen grenzenden Theil der

Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaste, welche sich sowol in der Sprache als in der Sitte, Kleidung und übrigen Gebräuchen von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, von denen sie nothdürftig bedeckt sind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der sie ihr Leben fristen, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marseilles wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dieß wunderliche Volk bloß für sich, und verlangt nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen des Fischfangs willen den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier *), die hier in grauer Vorzeit eine Art von Colonie anlegten, und das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da sie bloß Töchter ihres eigenen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm gesichert, liegen; hohe schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais, und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrteischiffen des fremden Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf Einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maske-

---

*) Marseille gehört zu den ältesten Städten Europas; sie ward von einer vor Cyrus aus Kleinasien um 550 vor Chr. fliehenden griechischen Colonie gegründet, und war dann bis Cäsar eine Handelsrepublik, von den Römern unter dem Namen Massilia gekannt und geachtet.

rade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes — unter den schönen geputzten Marseillerinnen umher wandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler als der ihm gegenüberliegende an der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowol die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf ausgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, echt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit Jedermann von Weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von Weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Cacadus und andere Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen dem Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben. Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Cocosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breiteren Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gesundheit wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette gehalten. Die Passagiere

sowol als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder sich in die, in einiger Entfernung vor der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaineanstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langeweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich sein, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat jener Aufenthalt vor dem in den Quarantainehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine, an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theile dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viel Wohnhäuser, Magazine für die Waaren, und Ställe für die mitankommenden Thiere sind dort nebeneinander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils heruntergeschlagen, und Jakobinermützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den unteren Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den oberen ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Bureaux für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut schöppenstädtisch beim ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution abgerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hoch verdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres giebt es nicht viel im Gebiete der plastischen Kunst; zum Ueberfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathhaussaale zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre 1720 Marseille zur Todtengruft machte.

Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst, und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wie es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Copien dessen sind, was es sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man das hereindringende entsetzliche Elend in tausend verschiedenen Gestaltungen, überall den furchtbarsten Tod in all' seiner Gräßlichkeit; dazwischen Aerzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind alle Portraits von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran setzten; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hülfreich erwies, ist Portrait.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe, wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger, als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in die mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener seine Vaterstadt zerstörenden furchtbaren Pest malte. Es ist eine seiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Composition einfach und natürlicher als an allen seinen spätern Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vordergrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden; der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr setzten wir unsern Spaziergang auf dem Wasser fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf die Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichste

zu sehen, was Marseille dem Reisenden zu bieten vermag. Die Aussicht von der oft spiegelglatten, smaragdenen Wasserfläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von dem weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Ueberfluß der Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt von diesem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen sie alle die frisch aus dem Meere kommenden eßbaren Muscheln, Austern und sonstige Schaalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugängliche fürchterliche Staatsgefängniß. Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Ueberbleibsel eines alten, verödeten Schlosses und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baracken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf insoweit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den wichtigsten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung commandirte, und den erhabenen Plan faßte, von dieser als König von Ratonneau sich huldigen zu lassen. Aber die Unterthanen bezeigten sich widerspenstig. Da beschloß der König, sie sammt und sonders zu verbannen; und da sie einmal alle vier nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geschütz auf sie und schoß, wenn sie den Versuch machten, die Insel zu besteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumschränkter Herrscher in seinem Gebiete. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Besitz seiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte sterben müssen. Er bat endlich die herankommenden Fischer um Lebensmittel; da aber seine Bitten oder vielmehr Befehle sich öfters wiederholten, ersannen sie eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom festen Lande zu ihm und verlangten, daß sie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden

nach Marseille, wo er als entthronte Majestät in ein Irrenhaus gesperrt wurde.

Die Insel Pomègue ist die größte und von Marseille am weitesten entfernt. Sie besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unfruchtbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie ist indessen mit verschiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantaineanstalten beginnen schon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerst seine Pässe zeigen, und erhält die Stelle angewiesen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inseln liegen noch um die größere her, aber unbewohnt. Alle diese im Meere zerstreuten Felsenmassen gewähren trotz ihrer Oede doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marseille sind zwar auch sehr angenehm, aber die eben erwähnte Wasserfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt manche erfreuliche Aussicht auf die nächste Umgebung. Die jungen Platanen und Sykomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spaziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan.

Interessant, aber auch beschwerlich ist der Weg nach Notre dame de la garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 500 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine kleine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Aussicht lohnte uns reichlich für den steilen unbequemen Weg, der hinauf führt. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen all' die tausend auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantainegebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerboote kreuzten darauf

umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen, majestätischen Schwänen ähnlich schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff; am vorigen Abend hatte er dreizehn an der Rhede kreuzende Schiffe der englischen Flotte bemerkt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz kleine oben angebrachte vergitterte Oeffnung erhellt.

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, das sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, welches aber die Carmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz von Notre dame de la garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll Dankopfer Derer, die in Sturm, Schiffbruch und Sklaverei von ihr gerettet zu sein glaubten.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf 10,000 an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher schaut und rings, so weit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrthen, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres: so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu

finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches die reiche Phantasie eines deutschen Reisenden (Herrn v. Thümmel's) hier erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Aehnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild! da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen, und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern aneinander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums. Die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser, von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin schattenden Linden unsers Vaterlandes

können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staube brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, Alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marseille fast so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine aus Neapel gebürtige Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinaus lief, getroffen vom Sonnenstich sogleich niedersank und wenige Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft und Alles entnervt und ermattet niedersinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr; darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der uns unsere kältesten Winternächte eine Vorstellung geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Jahreszeit. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so eng an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, Alles austrocknende M i s t r e l gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten wehete.

Die hohe pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs Neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize frischer Wiesen und schattender großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung für ihre große Natur uns fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in ihrer höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unserer marseiller Freunde; auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades und fanden zu unserem Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Aehren aber schon jetzt, im Anfange des Monats Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläufiger, und in größerem, vornehmerem Styl erbaut, nach Art aller französischer Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Flusse Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser ins Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können, aber die frische Kühlung der hohen schattigen Bäume, die von silberhellem Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches sein.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größeren auf einem Punkt hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf diesem felsigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbeigeschafft werden, was indessen durch die Schifffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Ueberfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land in Ueberfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hières und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistaziennüsse und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Ueberflusse vorhanden, so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis dahin unbekannt gebliebener Thiere, die uns einst sammt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchyliencabinette gleich; aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus. Desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Schaflämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt. Eine Schweizerin, die Gattin eines marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und frischer Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer

Mühe hielt; sonst hätten wir beide Genüsse ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Schafen und Ziegen, woraus auch Butter bereitet wird, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon; die Speisen werden fast alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns bald daran. Zum Braten, Backen, zur Bereitung der Gemüse fanden wir das Oel sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Dame sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte, seidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht theuer sind. Viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klimas beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leicht gedruckte Mousseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leicht überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor Allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen geräumigen Zimmer mit zierlich glasirten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben außer den innern Jalousien noch von Außen angebrachte, leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel als möglich abzuhalten. Die breiten mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig; auch schleichen sich zuweilen Scorpione ein, doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wache, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerlei buntes Gewürme hervor; es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechsen fahren oft plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Zikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eigene Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfecten, der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger russischer Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir währen der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst

die wenigen Fiaker, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müßig da; denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß Niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinaus wagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derselben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze den Muth; doch kann man recht gute Pferde und Wagen zu Miethe haben, wenn man in einzelnen seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig; denn es giebt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, sowie auch alle andere bedeutende Familien leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltenen Anlässen statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirées, wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, existiren gar nicht; nur der damalige Präfect*) machte hiervon eine Ausnahme und lud seine Erwählten zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von Allen freundlich empfangen, und mehrere Mal bald in der Stadt, bald auf der Bastide von ihnen eingeladen, aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus Allem, daß dieß die allgemeine Lebensweise sei. Unsere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnet musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll von ihr entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Gesellschaften herbei zu wünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Gesellschaft in Marseille, sondern der größte Hang der Männer zu rauschenden Vergnügungen und zum ausschweifenden Leben. Die wenigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, sind größtentheils Ausländer, und diese leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome schwimmen wollen.

---

*) Die Würde eines Regierungspräsidenten in Preußen, oder eines Kreishauptmanns in Oestreich.

So wenig Reiz aber auch das gesellige Leben in Marseille dem an gute häusliche Sitte gewöhnten Deutschen bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viele Freude. Ueberall ist munteres frohes Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Leben und Wogen in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern; die Läden sind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben, als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht, damit etwas Unschickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gascogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Classen bemerkten wir im Durchschnitt große, herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höheren Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und schwarzen Augen, überhaupt viele auffallend schöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes giebt. Diese Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung ist nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als zankten sie miteinander und wollten sich todtschlagen, sondern als ob sie miteinander tanzen wollten. Ueberhaupt spielt der Tanz in Marseille eine große Rolle; das Schauspiel fanden wir sehr mittelmäßig, aber das Ballet vorzüglich, und daran ist den Bewohnern das Meiste gelegen. Der volle schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht sehr trauen; im Zorn ist es jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution haben wenig Keime des Guten in der jetzigen Generation aufkommen lassen, manche Stütze der Sittlichkeit wankend gemacht.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Marseiller doch keineswegs ihr Interesse, und sie suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Credit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil Keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und fast Jeder sich einbildet, daß man anders gar nicht leben könne.

---

7. Das Thal der Rhone*).

Auf der Südseite von Frankreich ist nur Ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thales ist sicher weit älter als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Structur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben, und der südliche Theil des Juragebirges zugleich mit emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirgs nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen, und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden, und floß mit der Saone dem mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieses Thal einfallenden Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs; die von Osten her einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isère, Drôme, Durance sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmälig weiter ins Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Alterthume und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indeß hat dieß Vorrücken etwas Eigenthümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straße von Ugernum nach Beziers über Nemansus, ein unnatürlicher Umweg, zu welchem sie aber gezwungen wurden. Uebrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten, schon nach Strabo's Angabe, wie auch noch jetzt, Thürme zu beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen; solche Thürme findet man jetzt weit ins Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat sich die Anzahl der Flußarme seit Plinius, der sie genau aufzählt, vergrößert, denn damals spaltete sich der östliche Hauptarm noch gar nicht, während seit jener Zeit vor dieser Mündung eine Sandinsel entstanden ist, wodurch sich jetzt der östliche eben so wie der westliche Arm in zwei Unterarme spaltet.

Schließt man von diesen noch in stetem Fortschreiten begriffenen Er-

---

*) Die Ströme der Erde. S. Ausland 1835, S. 205.

scheinungen rückwärts, so wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbusen von Lyon" gar nicht unzweckmäßig scheinen.

Von den Hyères bis zum Cap Creus ist es drei Längengrade, innerhalb dieser beschreibt die Südküste Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieser Winkel war früher viel spitziger; aber wie die Rhone in größerem Maßstabe, so streben jetzt sämmtliche von den Sevennen herabkommende Flüsse hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Es entstehen Nehrungen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer seichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehreren Beobachtungen, namentlich am Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung des Hérault jährlich fast um zwei Meter vor.

Sechster Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge *).

a. Physiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges ist im ganzen Zuge von der Südseite rascher und steiler als auf der Nordseite. Die lombardische Ebene hebt sich nur 3—400 Fuß über das Mittelmeer, und selbst die Seen am Südsaume der Alpen, wie der Comersee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlage von 640—650 Fuß.

Von diesen Seebecken aber erhebt sich nach Norden hin das Alpengebirge der östlichen Schweiz mit der ganzen Masse seines Landes aufwärts sich abstufend über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggräten und Hochgipfeln, und senkt sich dann allmälig gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodensees immer noch eine Höhenlage von 1200 Fuß behauptet.

In dieser Abstufung und Senkung stellt sich ein höchst mannigfaltiger Gürtel eines wechselnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Wasserbewegung, im Pflanzen- und Thierleben. Ganz anders ist in jeder dieser Zonen die Temperatur der Luft und des Wassers; in anderer Gestalt schlagen sich die Dünste nieder, und auf andere Weise wirken Winde und Sonne; nach eigenthümlichen Gesetzen bewegt sich auf jeder Höhenstufe

*) Vergl. Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz, 15. Heft: Der Kanton Graubündten, bearbeitet von Röder und von Tscharner.

das Alpengewässer, und die Jahreszeiten sind völlig verschieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieser Zonen stellt, wie in der physikalischen Gestaltung, so auch in der organischen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, so daß man in einer Wanderung vom südlichen Alpensaume über die ewig beschneieten Gipfel der höchsten Gebirge fast alle die klimatischen Erscheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südspitze Europas bis zur Polarnatur Finnmarkens sich dem Beobachter darstellen. Und in jeder dieser stufenweis emporsteigenden Alpenzonen ist der Mensch ein anderer, weil andere Natureinflüsse auf ihn einwirken.

Als in den Tagen der Schöpfung die Naturgewalten durch den Felsenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, sei es nun, daß die mächtigen Feuerskräfte (vulkanistisches Erhebungssystem) aus den innersten Tiefen des Erdballs die Höhen aufthürmten; sei es, daß Sturmfluthen des Alles überwogenden Oceans in den geschlossenen Felsenbuckel (Plateau) durch zerstörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß schon im uranfänglichen Grundplane des Erdgerippes jener Wechsel von Höhen und Tiefen gelegt war, den die streitenden Elemente nur ausarbeiteten und so vollendeten, wie wir ihn jetzt erblicken: so viel steht fest, daß schon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geschichte desselben vorgezeichnet wurde, eine Geschichte, die sich ganz anders gestaltet haben würde, wäre dasselbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geschlossener Gebirgsbuckel, wie es deren in Asien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders ist nun die Physiognomie des Alpengebirges! Von den Wasserbecken einerseits des Bodensees, andererseits des Comer- und Langensees ziehen die Thalländer in allmäliger Abstufung und vielfach sich verzweigend gegen die Hochgebirgsstöcke und zwischen den Gebirgsketten aufwärts. Aus diesen Thalgründen erheben sich die Gebirgshänge und bieten in jeder größern Erhebungsstufe andere Naturbilder dar. Manche Thäler, wie die in Graubündten, liegen schon so hoch, daß ihre Sohlen die Höhe des Erzgebirges und der Schneekoppe im Riesengebirge überragen, und doch bewegt sich in ihnen eine mannigfaltige Menschenwelt. Auf der Nord- und Südseite des gesammten Alpenzuges liegen in der Höhe von 2000—5500 Fuß die sogenannten Voralpen, die man im rhätischen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In diesen Niederungen wohnt der Mensch; hier liegen theils im Thale, theils auf sonnigen Berghängen und Terrassen seine verstreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier ist die Stätte des gewerblichen und staatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts steigen, heben sich auch Haus, Garten, Ackerland, Wiese, die noch dem Menschen eine Nahrungsquelle ist, wenn Garten und Acker längst vor der kalten Luft zurückgewichen sind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schnees, hat der Alpenbewohner seine Bergtriften, Sennereien, sein Jagdrevier, da ist der Schauplatz des sommerlichen Hirtenlebens.

Innerhalb des Höhenstreifs der Niederalpen von 3—5000 Fuß und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geschützten Lagen auf der Sonnenseite *) wachsen über den Dorfschaften und Städten die stolzen Bergwälder mit den schlanken, kernfesten Tannen, Lerchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird diese Region zuerst vom Winterschnee befreit, und bietet den Viehheerden die erste Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen seine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da steigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigenthümlichen Naturscenen bis 8000 und 8200 Fuß sich hinaufziehen. Diese Region enthält schon viele Felswände und nacktes Gestein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewässer stürzen hier als Wildbäche und tosende Alpenströme in tiefen eingefressenen Schluchten, oder fallen in gedrungener Masse senkrecht mit tosender Wuth, oft auch schleierartig in Wasserstaub aufgelöst; sie bringen Bewegung und Schall in die sonst lautlose Einsamkeit. Neben den schauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet sich aber auch der schöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, selbst über die verwitterten Trümmer eingestürzter Kuppen schwellende Rasendecken zieht. Hin und wieder steigen auch noch Waldstreifen in diese Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das schöne Gesträuch der Alpenrosen und Heidelbeeren bedecken ganze Abhänge, und ziehen eine Menge von Thieren an, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen. Da streifen die Marder und Wiesel und Iltisse umher, um auf die Eier und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Steinschmätzers und Flurvogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das Murmelthier macht Ausflüge aus seiner Höhle, und der Steinbock unternimmt seine gefährlichen Spaziergänge. Heerden von Gemsen, wenn auch nicht mehr so zahlreich als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der sein Leben muthig dem strengen Berggeiste zum Opfer bringt. Aber in demselben Maße, als das Belebte gleichsam erobernd aufwärts streift, ziehen sich durch düstere Schluchten die Leben vernichtenden Gletscherarme in tiefere Thalgegenden abwärts, und offenbaren den ewig sich erneuenden Kampf der Natur zwischen Tod und Leben. In diesem Höhengürtel ist die eigentliche Bildungsstätte des Gletschereises, hier lagern die unerschöpflichen Magazine der Bewässerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Nebel, in den Tropenländern durch den periodischen Regen erzielt — Befeuchtung des Landes — eben dasselbe hat sie durch diese Gletschermagazine und Schneelager in unserm Erdstriche zu erreichen gesucht, damit die Quellen nicht versiegen, die Flüsse gespeist werden, und das trockene Land Nahrung empfange.

*) Im Bündtnerlande bis zu 7000 Fuß Höhe.

Viele von den Alpengewächsen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zusammen, Hier wie dort ist fast keine Uebergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all seiner Macht, und so wie derselbe weicht, breitet auch alsbald der Winter seinen Schneemantel über die Landschaft aus. Wie in dem hohen Norden, ist auch in dieser Alpenregion das Lebensgebiet der Berghasen, Schneehühner, Wurzelmäuse und anderer Thiere, die durch dichten Pelz oder Winterschlaf vor der langen Kälte geschützt sind.

Jene Felsenmassen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, also die Höhe von 8000 Fuß übersteigen, machen das Gebiet der **Hochalpen** aus, deren stolze Kuppen und zackige Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schnees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen bis zu den Mittelalpen sich senken und selbst noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabstreifen. Der größte Theil dieser Hochgebirgsregion besteht aus nackten, zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten Schutthalden, welche der stürzende Schnee, selbst der Tritt des Jägers oder Gewildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchsten Hörner nicht; denn ihre günstige Werkstätte findet sie im Allgemeinen in dem Höhenstreif von 8—9000 Fuß über dem Meere, der indeß auf der Südseite unter günstigen Bedingungen noch 1000 Fuß höher steigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf diesen emporragenden Wolkenstühlen, und alle Dünste schlagen sich als Schneenebel nieder, den selbst der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln im Stande ist. Wie schön auch die Sonne diese Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umsäumen weiß, sie zu erwärmen oder zu schmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenschen, sowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängstigt, gefährdet durch Windstürme, Wildbäche, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergsturze; — aber eben dadurch wird auch ihre gesammte Kraft, des Körpers und des Geistes, mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüstet stets frisch erhalten und in der Uebung gebildet. Dieses Verhältniß des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule die-

ser Alpenvölker, in der sie den Geist des Muthes und der Freiheit empfangen, das Bewußtsein ihrer Würde und Selbstständigkeit, die Kunst, sich selbst zu helfen, und die Energie, wodurch sich ihre Industrie kenntlich macht, und mit der sie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wissen.

b. Das rhätische Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht.)

Das rhätische Hochgebirge ist ein Glied des großen Alpenzugs, der als die mächtigste Gebirgsgestaltung in unserm Erdtheile zwischen dem 44. und 48. Breitegrade gelagert, in seiner Längenausdehnung im Ganzen die Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67 Grad durchschneidet, und in seinem langen Zuge von der Meeresküste bei Nizza bis zur ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwischen Italien, Frankreich und Deutschland aufthürmt.

In diesem Gebirgsgürtel bildet das schweizerische Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Orteles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. In diesem lehnt sich östlich vom Gotthard das rhätische Alpengebirge an, und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsstöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorstellung dieser Alpennatur muß man sich von einigen beliebten, aber nichts destoweniger irrigen Vorstellungen lossagen. So wenig als überhaupt die Alpen ist das rhätische Gebirge eine geschlossene Kette, die wie ein Gebirgsstrahl von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falschen Vorstellung alle schweizerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, geradlinige Centralkette, in deren gemeinsamem undurchbrochenen Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Thierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden, und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und verticalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigenthümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppirt, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Centralalpen; von ihnen laufen theils in der Länge, theils in der Quere und in vielfältiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer Centralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke, oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen

zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildkraft der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durchs Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden theils größere Längenthäler, theils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen ebensowohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Culturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dieß Alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigenthümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde, oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dieß tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutende absolute Erhebung behaupten. Dieß Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Culturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tametsch u. s. w., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 1000 Fuß überbieten.

Wie tief sind dagegen die Einschnitte und Thaltiefen in den westlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in seiner relativen Erhebung über die Allée blanche sogar die des Chimborasso über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätischen Gebiet ist verhältnißmäßig nirgends ein Unterschied von solcher Beträchtlichkeit, und die Zusammenstellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranschaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 1480 Fuß über dem Meere liegt, so entspricht ihm Chur am Rhein mit 1837 Fuß. Wo die Rhone den Lemansee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 1150 Fuß, dagegen hat der östliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 3840 Fuß. Die Thaltiefen der Aare gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 1904 Fuß, den Thunersee nur 1760 Fuß, selbst Lauterbrunnen nur 2450 Fuß und Grindelwald bloß 3150 Fuß über dem Meere, während die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit seinem Getreidebau und den großen Dörfern

schon 5300 Fuß absoluter Höhe ansteigt, worin es noch vom Fettthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Massenerhebung im rhätischen Alpenaufbau vorwaltete, so schuf sie einerseits doch kein geschlossenes Plateau, d. h. hohe kahle Felsenbuckel, sondern in seiner ganzen Ausdehnung ein aufgeschlossenes Gebirgsland mit einem reichen Wechsel von Höhen und Niederungen; andererseits haben nichts destoweniger die rhätischen Alpenstöcke sehr ansehnliche Gipfel, die zum guten Theil noch von keinem Naturforscher erstiegen und gemessen sind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine ansehnliche Zahl erreicht sicher die Höhe von 10,000 Fuß, und die Höhen der Berninagruppe können selbst mit der Jungfrau und dem Finsteraarhorn sich messen.

c. Das Thal Engadin in Graubündten.

Das Engadin ist nicht bloß eins der merkwürdigsten Thäler des schweizerischen Alpenlandes, sondern von ganz Europa; doch hat das Ober-Engadin viel Eigenthümliches und Seltenes vor der untern Thalhälfte voraus.

Die Thalfläche des Ober-Engadin sinkt vom Maloja sanft wie der Inn, der sie durchschlängelt, gegen Nordosten. Die Höhenzüge, welche gleich erhaben und nirgends mit steilem Abfall es begleiten, schieben nur hier und da einen Schuttkegel vor, wodurch die Thalebene unterbrochen wird. Vier Seen, durch den Stromfaden des anwachsenden Inn mit einander verbunden, ruhen in dem obern Thalbecken und geben der Alpenlandschaft das feierliche Aussehen, wenn die Umrisse der bewaldeten Ufer oder die schneebedeckten Gipfel der Hochgebirge sich darin abspiegeln. Auf diesen Hochgebirgen hat die Natur eine ihrer ergiebigsten Werkstätten zur Bildung des Gletschereises aufgeschlagen; sie übertreffen Alles, was die östlichen Alpen in dieser Hinsicht aufzuweisen haben. Wie hoch das Thal liege, lehrt die einfache Anschauung; denn man gelangt fast ebenen Fußes zu den Eisfeldern, die vom Bernina herab in die Thäler starren; man erreicht fast unbemerkt die Bergpässe des Maloja und Bernina, welche doch für Alle, so aus Italien heraufsteigen, als beträchtliche Berghöhen sich fühlbar machen.

Diese Höhenlage giebt dem Ober-Engadin das Klima der Berge, mit welchen es den langen Winter, den Mangel an Laubholz, die Flora und Fauna der Alpenregion gemein hat. Eisbedeckte Hochgebirge, auf denen selbst der glühende Sirocco sich abkühlt, die das Land vom belebenden Hauche der Südwinde abschließen, das sich dagegen den rauhen Nordostwinden öffnet, dazu eine Meereshöhe, auf der anderswo bei gleicher Breite die Vegetation in Gestripp und Moos übergeht: — kein Wunder, wenn der Bewohner eines solchen Thals mit übertreibendem Spott das Klima seiner Heimath in den Worten schildert: „Neun Monate Winter und drei Monate kalt". Freilich, wer in schönen Sommertagen das Engadin kennen lernt, wird jener ungünstigen Zeichnung alle Wahrheit absprechen, denn

die Sonnenstrahlen sind dann oft so brennend, daß sie auf den Thalwiesen und Gehängen alles Gras versengen und der Rasenfläche das röthliche Aussehen geben, welches so unangenehm gegen das helle Grün der geschützten Bergweiden absticht. Aber wunderbar rasch wechselt hier die Temperatur. Oft weht bei den brennenden Strahlen der Mittagssonne plötzlich ein schneidender Luftzug, und auf den wärmsten Julitag folgt eine Nacht mit Reif. Wie heiter und lieblich mitten in den Julitagen das Alpengelände dich anlachte, es erfolgt auf den schönen Abend ein kalter Morgen, und über Berg und Thal, über Wiesen und Dörfer streut der tückisch hereinbrechende Winter seine Schneedecke. Nicht mit Unrecht murmelt dann der Nachbar aus Italien seinen Spruch: Engiadina terra fina, se non fosse pruina! (Engadin wäre ein feines Land, wäre daraus der Reif verbannt.) Im Allgemeinen weht im Frühjahr eine trockene rauhe Luft, aber an heitern Sommertagen ist sie sehr angenehm. Die leichte Atmosphäre, der reine tiefblaue Himmel, die bunte Flora auf den Thalwiesen, das helle Berggrün der Alpenweiden erheitern das Gemüth. Doch reißend schnell ist der Uebergang vom Sommer zum Winter. In kaltem Reif erglänzt das Thalgefilde, die Natur erstarrt, die Seen gefrieren, im Wintergewande schlummert die Erde, und abermals blickt der reinste Himmel auf sie nieder. Nun werden die Eisflächen der Seen zu glatten Straßen und das Schlittengeläute rasselt über sie hin *).

Meisterlich, und mit der ganzen Frische lebendiger Anschauung zeichnet L. v. Buch das Bild des Ober-Engadins also:

„Wenn man dieß Thal erreicht, glaubt man kaum vom Bernina heruntergestiegen zu sein, und würde sich nicht verwundern, sich hier zwischen Sennhütten und Alpenwohnungen zu finden. Allein ein solches Thal, welches in jeder andern Lage ein hohes Gebirge sein würde, und zu dem emporzusteigen man Tage lang Zeit gebraucht hat, so bewohnt, mit so großen und schönen Dörfern in seiner ganzen Ausdehnung besetzt zu finden, wird allemal sonderbar überraschen. Die Grenze der Bäume läuft nicht hoch über dem Grunde an den Abhängen des Thales fort; die Alpennatur ist auf den Wiesen entwickelt, und Schneegipfel steigen von beiden Seiten ganz nahe über den grünen Alpen hervor. Doch sind es hier nicht Alpenhütten, welche die Menschen bewohnen, sondern Paläste — so groß, geräumig und zierlich sind hier die Häuser gebaut. Balkons mit künstlichen eisernen Geländern, große Freitreppen, symmetrisch vertheilte Fenster und blendend weiße Wände lassen keinen Alpenhirten hinter solchen Mauern erwarten. Noch weniger die Menge der schnell auf den wohlerhaltenen Chausseen fortrollenden Wagen, die sich auf einer Höhe bewegen, zu der man die

---

*) Am 4. Mai 1799 fuhr französische Artillerie über diese Eisspiegel. — Eine zehnjährige Beobachtung zeigte als höchsten Wärmegrad + 20,3; als höchsten Kältegrad — 28,1.

Saumpferde und Bergwägelchen nur eben mit großer Mühe auf schmalen Fußwegen sich hat hinaufarbeiten sehen. Ein solches Schauspiel bietet Europa schwerlich zwei Mal dar, und bei dieser Lebendigkeit und Cultur würde man die so noch sichtliche Grenze des aufhörenden Lebens an den Bergen gern für Täuschung halten. Sie ist es aber nicht.

Noch hat man in den Alpen nicht bloß kein ähnliches, sondern überhaupt kaum ein höher bewohntes Thal gefunden; denn das Thal von Ursern am Gotthard, welches man oft für das Aeußerste der Bewohnung hält, weicht ihm an Höhe bedeutend — es ist nur 4500 Fuß über der Oberfläche des Meeres; dagegen wohnt man z. B. in St. Moritz 5571 Fuß, und in Cresta bei Celerina, das ungefähr die Höhe der größern Hälfte des Ober-Engadins hat, immer noch 5231 Fuß. Dem Klima verdankt das Thal wenig, aber Alles der Anhänglichkeit an den väterlichen Boden, der Betriebsamkeit und Freiheit seiner Bewohner."

Eine ganz andere Physiognomie hat das Unter-Engadin. Das Thal verengt sich, die Füße der beiderseitigen Gebirgsketten treten näher zusammen und wechseln dann bis nach Martinsbruck in einer Folgenreihe von Thalengen und Thalweiten. Die Gehänge der südlichen Gebirge sind fast durchgehends mit den dichtesten Waldungen besetzt, und dienen seit Jahrhunderten als Holzmagazine für die Salzpfannen zu Hall in Tyrol. Im Allgemeinen ist diese Schattenseite weniger angebaut und weniger fruchtbar als die (nördliche) Sonnenseite, und es ist ein charakteristischer Zug im Gemälde dieses Landes, daß in der ganzen Ausdehnung von 18—19 Stunden nur vier Pfarrdörfer auf dem rechten (südlichen) Ufer des Inn erbaut sind, und sonst nur einzelne Höfe und Weiler oder kleine Bergdörflein an sonnigen Stellen sich finden. Die der Sonne geöffneten Halden der Nordseite dagegen sind besäet mit menschlichen Wohnungen. In den Niederungen giebt es viele fruchtbare Ackerfelder, die bis an den Saum der Wälder sich emporziehen, und schöne Gerste, vortrefflichen Roggen liefern. Früher trieb das Unter-Engadin auch mit seinen Feldfrüchten einen regelmäßigen Tauschhandel in die benachbarten Landschaften bis nach Tyrol hinein. Selbst der Obstbau, wie einzelne Versuche gelehrt, würde, mit Umsicht getrieben, gedeihlichen Fortgang haben. Die Gartengewächse gedeihen noch hoch aufwärts bis zum Dorfe Fex, bis Sils im Ober-Engadin findet man noch den Flachs.

Die Einwohner des Thales, die im Lande bleiben, treiben Feldbau und Viehzucht; wo aber der Getreidebau ein Ende nimmt, da wird die Heuernte zur frohen Zeit. Indeß fließen die Hauptquellen des Wohlstandes, der sich überall ankündigt, nicht im heimathlichen Thale, sondern im Auslande. Den Bienen und Zugvögeln ähnlich, wandert ein ansehnlicher Theil der männlichen Bevölkerung in alle Länder unsers Erdtheils, auch über den Ozean in die neue Welt, wo sie sich mit eben so unermüdlicher Betriebsamkeit als natürlicher Gewandtheit in Handelsgeschäften, mehr noch in

Zuckerbäckerei und Kaffeewirthschaft, ihren Unterhalt, häufig auch Wohlstand und Reichthum erwerben. Wem dann die Glücksgöttin ihre Gunst erwiesen, den treibt eine tiefgewurzelte Anhänglichkeit auf sein Hochland zu den heimischen Gebirgen, aus dem Gewühl der schönsten Städte in das menschenarme Vaterdorf, aus den reizenden Gefilden Hesperiens in den langen Winter des Engadins zurück, um mit dem erworbenen Vermögen die übrigen Lebenstage in Ruhe zu genießen. Neben den andern Gebäuden auf der vaterländischen Erde sich ein neues stattliches Haus zu bauen, ist ein fast instinktartiger hervortretender Naturtrieb der Begüterten. Im Kreise der aus dem Auslande zurückgekehrten Thalbewohner hört man alle Sprachen; die Volkssprache aber ist derjenige Dialekt des Romanischen, den man das Ladin nennt. Seine romanische Abkunft giebt der Engadiner deutlich genug zu erkennen durch die (sonst nur in den südlichen Himmelsstrichen bemerkbare) scharfgezeichneten Gesichtszüge und größtentheils dunkelfarbigen, oft sogar krausen Haare. Leicht in einander verfließende Formen der Gesichtsbildung, so wie glattes hellfarbiges Haar, wie man es in vielen der übrigen Kantone so häufig antrifft, gehört hier, namentlich bei den Männern, zu den seltenen Ausnahmen.

---

2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde *).

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis, isolirt dastehend, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er (7700 Fuß hoch) über den Bodensee und das schwäbische Oberland hin, bis an die Rauhe Alp, auf deren Vorsprüngen er überall gesehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er seine Nachbarn, die Kette der sieben Kurfürsten, von denen ihn eine Gebirgssendung trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, 3340 Fuß über dem Meere, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge des Toggenburg an, alle einige tausend Fuß niedriger als die Kuppe des Säntis; nördlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirgs im Altenmann, der Bruderkuppe des Hohensäntis, um höchstens 20 Fuß, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn die höchste Spitze desselben, der „hohe Kasten", erhebt sich nur noch 5550 Fuß über das Mittelmeer. Darauf verschwindet der Kalkstein

*) Nach Bumüller: Buch der Welt, 1844.

und macht der Nagelfluhe und dem Sandstein *) Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgestreckte Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur in einem scharfen Rande, und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 6500, die Höhe des Säntis zu 7700 Fuß, die des Bodensees zu 1200 Fuß in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordwest durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (5500 — 2334 Fuß) mißt fünf Stunden, und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (3160 Fuß).

Dieses Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche ist der Kanton Appenzell; ihn umgiebt St. Gallen rundum, so daß es bis zum Rande des Plateaus aufsteigt. Demnach bildet das sechs Quadratmeilen große Ländchen der Appenzeller, so klein es auch ist, ein geographisches Ganze, das amphitheatralisch emporsteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan hinaufsteigen muß. Jetzt führen schöne Kunststraßen auf die Höhe, die vor kurzer Zeit beschwerliche Hohlwege waren; vor Jahrhunderten wurden sie durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felssteinen und Baumstämmen dammartig aufgeführt, geschlossen, und von dieser Festung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeschlagen.

Ein solches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgaus Alles treiben und sprossen sieht, wenn er den Bodensee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt seine Heimath noch der Schnee, welcher erst der wärmern Frühlingssonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht getrieben; der Anbau beschränkt sich auf die Kartoffel und einiges Gemüse. Dafür giebt es herrliche Wiesen und Weiden, deren saftiges Gras eine Menge der schönsten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felsenwänden noch Gras und Kraut wurzelt, klettern Schafe und muthwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigenthum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht ist demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner,

---

*) Dem Gestein nach werden die Alpen eingetheilt in: Granit- und Urkalkalpen, deutsche Kalkalpen und italische Kalkalpen, obwohl die größte Mannigfaltigkeit von Steinart zwischen ihnen zu finden ist, und manche Vorberge, z. B. der Rigi, ganz aus Nagelfluhe bestehen. Dieß ist eine Steinart, die aus lauter zusammengeketteten Geschieben älterer Gebirgsarten sich erzeugt hat.

besonders im hintern oder höhern Landestheile, am Säntis und Kamor, weniger im vordern Lande, das ungewöhnlich stark bevölkert ist.

Der ohnehin so kleine Kanton ist doch noch in zwei Staaten getheilt, Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden ist mundartisch für „Rotten", ursprünglich die militairische Eintheilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die Innern Rhoden und die Aeußern Rhoden geschrieben wird. Inner-Rhoden ist etwas kleiner als Außer-Rhoden, und beschränkt sich auf das eigentliche Gebirgsland; es ist ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 10,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptsächlich das Plateau ein und zählt über 40,000 Einwohner, die hauptsächlich von dem Ertrage ihres Kunstfleißes leben; Inner-Rhoden ist arm, Außer-Rhoden aber reich, jenes katholisch, dieses protestantisch. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur Eine Volksgemeinde aus, aber als zur Zeit der Reformation der eine Theil die neue Lehre annahm und der andere der alten treu blieb, hielten sie es nicht mehr für möglich, gemeinsam hauszuhalten. Sie gingen auseinander, aber im Frieden, und nahmen auch später an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Antheil.

Es giebt nicht leicht einen lohnendern Ausflug als eine Fußpartie durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem andern Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersitzen giebt es nicht, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Wir müssen auf dem Boden Platz nehmen, wenn nicht ein Holzklotz aufzutreiben ist. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thür hinauszieht, oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verrathen bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekomme man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen aber freilich auch andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte

anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee, mit rother, gelber und weißer Blüthe, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Sennthum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2—3 Schweine und 4—6 Ziegen. Von einem Sennthum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnißmäßigen Antheil, und dieß ist die einzige übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Sennthume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze, und die schwächern müssen den stärkern weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das Rahmblümli (Leontodon aureum, goldener Löwenzahn) reichlich gedeiht.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eins seiner Angehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt ihn nach jenen gaumenreizenden pikanten Nahrungsmitteln, und giebt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Antheil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich; zwillichne Hosen, die bis über die Knie reichen, und eine blaue Blouse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes, ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesichte spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimath, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardirt und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprüchwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm, als zehn Mal so viel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten, mit einem eigenthümlich hüpfenden Accente, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohl auch der Ausgelassenheit, sind an schönen Sonn-

tagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das kleine Land einen unglaublichen Reichthum, und von der Erhabenheit einer Aussicht in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich gar keine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel gibt nur eine schwache Vorstellung dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheinthal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder ein Mal im Jahre in feierlicher Procession willfahrten, weil da ihre Väter am Frohnleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl zehn Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, besäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge des Vorarlberg und Tyrols empor, nicht allmälig, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirgs so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels- oder Eisstöcke hinwegsetzte. Und wie mannigfaltig ist die Beleuchtung dieser Landschaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell strahlt Fels und Gletscher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie schimmert der Strom in seinen fernsten Windungen!

Vom Weißbad machen wir einen Ausflug auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in zwei Stunden sind wir dort. Die Ebenalp ist eine Felsplatte mit schwacher Neigung gegen Norden; sie ist schön begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 50 Fuß im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Aussicht ist herrlich; sie erstreckt sich über den Bodensee, die östliche Schweiz mit den zahllosen Alpenfirsten und einen bedeutenden Theil des südlichen Baden, Würtemberg und Baiern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 60 Fuß breit, mit einer Wölbung von 80 Fuß, von der Kalkwasser tropft, gelangt man zum Wildkirchlein, eine natürliche Grotte in Kalkfelsen, die in eine Kapelle verwandelt ist. Ein Glockenthürmchen ist daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einsiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde entlang. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felsengrotte dient ihm als Keller, aus dem er den Reisenden Speise und Trank herbeiholt. Da sitzen wir 4600 Fuß über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man

Tage lang weilen, und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele.

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 7700 Fuß, um von diesem erhabensten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert sechs Stunden. Gegen Abend brechen wir, unter Leitung eines kundigen Führers, auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Ans Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um die Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Wir gelangen endlich auf den Gipfel, und die Sonne taucht empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor Allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Großartigkeit vor; von den steierschen, salzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtnischen zu den glarnischen und die Alpen von Uri bis zu den Riesen des berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tausend Fuß Höhe aufthürmte, und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut.

Wenden wir nun das Auge nach andern Richtungen, so sehen wir den tiefen Einschnitt des Rheinthals bis Graubündten, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, den Spiegel des Bodensees, der die Breite eines Stromes zu haben scheint. Ueber die oberschwäbische Hochebene von Würtemberg und Baiern hin sehen wir bis an die Alp und die Donau, und westlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und das bernische Juragebirge, und südlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erscheinen die Städte und Dörfer! Es kostet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir es nicht lassen, von dieser hohen Warte aus nach Deutschland zu schauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht satt gesehen, aber die Luft ist empfindlich kalt, es thürmen sich Wolkenschichten um den Gipfel herum, und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieser Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Rasch geht es abwärts; munter schreiten wir über das Schneefeld und den Gletscher, den nördlichsten der ganzen Alpenkette; es

freut uns, die scheue Gemse fliehen zu sehen, denn diese schönen Thiere sind wieder zahlreich am Säntis, seitdem eine Colonie derselben hingewandert ist, welche durch das Gesetz vor den Jägern geschützt wurde, welche die ganze Gattung ausgerottet hatten. Wir sind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unsere Seele ist von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich ist, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen Begebenheit sind.

Inner-Rhoden verlassend, wandern wir nun nach Außer-Rhoden; da ist die Bevölkerung so dicht, wie in wenigen Gegenden Europas, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die Quadratmeile, und der Reisende, welcher gewohnt ist, in den Berggegenden hölzerne Häuser mit armen Bewohnern zu treffen, erstaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn sein Weg führt: man trifft da Häuser, welche der Hauptstraße einer Residenz wohl anständen. Tausende von Häusern liegen wie herumgesäet an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick Jeden in Erstaunen setzt, der etwa auf dem Bodensee von Constanz nach Friedrichshafen führt. Alle Häuser, auch die kleinsten, sind zierlich gebaut, von vielen Fenstern freundlich glänzend, besonders auf der Mittagsseite. Das Dach ist nie so hoch, als man es im benachbarten Schwaben findet, die Thür groß, mit schöner Schwelle, messingener Klinke und mit Oelfarbe angestrichen; ein gewöhnlich mattgrün angestrichener Schindelschirm *) schützt gegen den scharfen Wind und gegen die Näße, wenn Nordost und West Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung schlagen. Fast vor jedem Hause ist ein laufender Brunnen von klarem, kühlem Bergwasser, denn das ganze Ländchen ist außerordentlich quellenreich. Auch im Innern sind alle Häuser sauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geschirre blank. Und doch sind viele dieser netten Häuser und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort sind sie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden schmuck, ich möchte fast sagen so hübsch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen diese hölzernen Häuser bei Brandunglück wie Fackeln auf, und sind selten mehr zu löschen. — Auch die Menschen sind sauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gasse führt, läßt einen schneeweißen Hemdärmel sehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder ist einfach. Das Frühstück ist fast in jedem Hause Kaffee und geröstete Kartoffeln, bei Wohlhabenderen kommt dazu noch Butter oder Käse; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleisch oder Mehlspeise, wobei Obstmost oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häusern, oder wenn der Verdienst stockt, hat man Tag aus Tag ein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein schneeweißes Brot, denn

*) Die Häuser sind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

die Appenzeller essen kein Roggen- oder gar Gersten- und Haferbrot; der schwäbische Bauer aber, der das Korn gebaut hat, würde das Brot bewundern, aber schwerlich in die Länge seinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade schmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt ist.

Die Nettigkeit der Häuser, diese musterhafte Reinlichkeit, wohl auch die übrige Lebensweise erklärt sich aus dem Umstande, daß die Außer-Rhoder größtentheils von ihrem Kunstfleiße leben; von 40,000 Einwohnern beschäftigen sich wenigstens 21,000 mit der Fabrikation, wenigstens 10,000 mit der Mousselinweberei. Man webt Mousseline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert sie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle zu Chemisetten, Hauben, Röcken, oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, festonnirt oder mit dem Plattstich verbunden. Außer Mousselinen webt man auch Baumwollengaze, Perkale, Tüll, Kattun, Barchent u. s. w. Es giebt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und 5000 auswärtige Stickerinnen beschäftigen. Die besten Stickerinnen sind in Inner-Rhoden, und sie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 30,000 Fl. berechnet wird. Da kann man kunstreiche Finger sehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenschönheit und zarten Umrissen ihren lieblichen Schwestern auf Wiesen und Auen nichts nachzugeben streben. Man trifft aber in Außer-Rhoden nicht bloß große Fabriken, sondern es wird hauptsächlich familienweise gearbeitet, daher in jedem Hause ein Webkeller, Webgaden, ist. Mancher kauft Baumwollengespinnst, verarbeitet es und trägt es dann wohl auf dem Rücken zu dem Kaufherrn, besonders nach St. Gallen, verwerthet es, so gut er kann, und Mancher hat so angefangen, der jetzt Hunderttausende besitzt. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „über's Meer", wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Mousseline kaufe. Welches Geld dadurch in's Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßigen Jahre auf 1,700,000 Fl. berechnet wird.

Ich habe die schmucken Häuser mit einem Vogelkäfige verglichen, und die Bewohner geben den Vögeln an Gesangslust nichts nach. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen, aber außerdem trifft man wohl nirgends auf der Welt so viele Dörfer, wo man einen so schönen vierstimmigen Gesang hört, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensberg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es giebt viele Familien, wo nach vollbrachter Tagesarbeit Abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundwyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland viel mehr darüber lesen. Die Feier ist in folgender Weise:

Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen*), Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirthshäuser füllen; hier und dort läßt sich Einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse, und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer aber sitzen beim Glase Wein beisammen und besprechen dieß und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor Allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrath die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, vier Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig ertheilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm abzuurtheilen oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der andern Gesellschaft aufmerksam zugehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen, denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues, und ist gegen die Herren, besonders gegen die „Studirten", mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darin verliere, so daß zuletzt die Beamten thun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird z. B. in Appenzell kein Advocat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet; darum hat auch die Landsgemeinde ein Schulgesetz verworfen, weil sie nach ihrem Willen das Schulwesen einrichten will. So konnte es der Landrath nicht durchsetzen, daß Bürger, die 300 Fl. Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; Jeder ist mit einem Seitengewehr versehen: Dieser hat einen Infanteriesäbel, Jener einen Galanteriedegen, ein Anderer einen Hirschfänger u. s. w. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Endlich ist Alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8—10,000 Männer, vom 18jährigen Jünglinge bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne, und auf ihr der Landamman im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landwaibel, dieser im schwarz-weißen Wappenrocke *), kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer andern Bühne seitwärts haben die andern Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landamman eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue, regierende Landamman gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammans; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrathe, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen; der Landwaibel, das Sprachrohr des Landammans, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!" Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein oder den Baumwollenfaden handhaben. Kamen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden sich diese ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr" (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht so gefällt, sondern wem's besser gefällt, daß — — —, der hebe die Hand auf! und zu unserm Erstaunen erheben sich mehr Hände, als das erste Mal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern in's „Mehr" genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landamman zwei Landräthe auf die Bühne und läßt noch ein Mal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welches Mehr das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räthe gerufen, und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr immer noch nicht entschieden würde, müßte die Landgemeinde in zwei Parteien auseinander treten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es

*) Auch die Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vorgekommen ist. Nun könnte freilich Dieser und Jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

Zuletzt werden auch noch die andern Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen: sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen ihres Landes zu halten. Dann geht Alles auseinander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Theil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Landsgemeinde ein Gegenstand des Gespräches der Männer.

---

3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus.

Allgemeine Freudentage sind der Altjahrabend und Neujahr, Fastnacht und Kilbi. Am Altjahrabend findet man im ganzen Lande, in den Häusern der Reichsten wie in den Hütten der Armen die Familien um einen Nidel (geschwungenen Rahm) und selbst gebackenes Birnbrod (außer getrockneten fein geschnittenen Birnen noch Kirschen und dergl., nebst allerlei Gewürz enthaltend) versammelt; bei Vielen wiederholt sich diese Brösolete auch am Neujahrstage, den man auch wohl durch Auswechselung von kleinen Geschenken feiert. In mehreren Ortschaften ziehen in der Neujahrsnacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und singen Neujahrslieder. Die Fastnachtsmummereien sind jetzt durch strenge Verbote untersagt, da manches Unglück dabei vorgefallen. Es ist nur noch unter jungen Leuten die Sitte geblieben, ihren Bekannten wo möglich das Gesicht zu brämen (schwärzen), und am sogenannten schmutzigen Donnerstage dem unvorsichtigen Nachbar, der seine Küchenthür nicht sorgfältig verschlossen, das Fleisch aus dem Hafen zu holen. Im Hinterland wird von den Reformirten die alte Fastnacht (Bauernfastnacht), von den Katholiken die neue (Herrenfastnacht) gefeiert. Fastnachtküchli und Tanz findet man da überall. Die Gemeinde Matt hat aber das Eigenthümliche, daß die jungen Leute am Fastnachtsabend an einem Bergabhange, meistens oberhalb eines großen Felsens, Feuer anzünden und dünne buchene, eckig zugeschnittene, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haselstöcke stecken, sie am Feuer anzünden, drei Mal in die Luft schwingen und dabei ausrufen:

„Schibe, Schibe überribe, die soll mi und N. N. (hierbei wird die Person genannt, der man sie dediciren will) blibe!"
und sie dann auf einem schiefgestellten Brette abschlagen. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte, und in dunkeln Nächten gewährt dieß „Schibefleuge" ein recht interessantes Schauspiel. Diese uralte Sitte ist vielleicht noch ein Ueberbleibsel aus alt-rhätischer Zeit, auch erinnert die Gemeinde von Matt in mancher Beziehung an die (rhätische) Bevölkerung von Graubündten *).

Die Alpfahrt ist ein Festtag für die Aelpler. Eine oder zwei der stärksten Kühe ziehen mit großen Glocken behangen (Vorschellen) und nicht selten mit Blumensträußen geschmückt der Heerde voran; die Hirten, welche den Zug leiten, lassen ihr fröhliches Juchheien oder Jodeln ertönen, und die Kinder der Dörfer singen ihnen zu:

„D'Rafausle, d'Rafausle, die wachsed uf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange ist, so fahret Bura z'Alp!"
(Rafausle = Alpenröschen, Bura = Bauer).

— und freuen sich nicht wenig der munteren Heerden, die an ihnen vorbeiziehen. Im Sommer kommt es nicht selten und in allen Ortschaften vor, daß die jüngeren Leute an schönen Sonntagen die Alpen besuchen. Schon mitten in der Nacht brechen sie in fröhlichen Scharen auf, um bei Sonnenaufgang einen Berggipfel zu erreichen, der eine weit ausgedehnte Aussicht gewährt.

Der größte Freudentag des Jahres ist aber die Kirchweih (Kilbi) auf die sich die Kinder schon Monate lang vorher freuen. In der Kilbiwoche zieht der Vater auf die Alp und holt da ein Kilbiböckli oder Kilbischäfli, das großentheils in dieser Festwoche aufgezehrt wird; dazu kommen noch „Ankenbrüt (Butterbrod) mit Hung (Honig) und Chriesiemuß" (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Vom Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar Viele feiern nicht bloß die ihres Dorfs, sondern ziehen von einem zum andern.

* *
*

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze

*) Die Rhätier, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutschen Stamm gehörig, wohnten im Stromgebiet des Po, weit nach Italien hinein, wurden aber von den Galliern (Celten), die von der Rhone her vordrangen, aus ihrem ruhigen Besitze verdrängt, und flüchteten zum großen Theil in die unwirthlichen Theile des Gebirges. — Der Kanton Glarus ist (außer Matt) rein deutsch, das Volk stammt von den Alemannen, und hat das deutsche Gepräge entschieden bewahrt.

Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erst spint Side — die ander schneʒlet Chride (auch: spint Goldwieden) — die drit gat in's Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen, und suchen eigenthümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreicheu Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtigs melchs Gresli bis uf die höchste Grät ufe gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n — und gu wüest thue. Ab de—n = obere—n — abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese melche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret und es het Fideri drus g'gi."

Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermüthig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben. Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie drei Mal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri" in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden.

Nach Andern haben die Aelpler durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Aelpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu." (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cy-

priu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zertheilten Aesten.

---

4. Der Genfersee *).

Die Rhone, dieser herrliche westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquillende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waatland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist sechs Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge oder Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnißvollen Thale, und überall an dem Reichthum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen ein Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme getheilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen Fluthen in den Leman **), der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der himmelblaue Krystall seines Gewässers befleckt werden möchte. Doch widersteht er und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hülfe, so fahren die Wellen empor und stürzen von vorn und von der

---

*) Nach L. Vulliemin „Der Kanton Waat".

**) Der Waatländer nennt mit einem gewissen Stolze den See, von dem er den größten Theil des Ufers besitzt, nicht Genfersee, sondern Leman — lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genfersee).

Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt, zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner diesem Streite auch den Namen „la bataillière" beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluthen. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergiebt sich der Strom in die Nothwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waat; sein heller Halbmond biegt sich von Genf nach Neustadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen zwischen Rolle und Thonon von 7150 Klafter. Am nördlichen Ufer mißt seine Länge 42,445 Klafter (circa $7\frac{1}{2}$ geogr. Meilen); am südlichen 36,852 Klafter. Die Höhe des Lemans über dem Meere beträgt $1152\frac{5}{8}$ Fuß. Die Tiefe des großen Sees, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft sie sich auf 500 Fuß; Meillerie gegenüber auf 800—1000 Fuß; nördlich von Evian auf 1200 Fuß. Der See bildet also einen großen Trichter, der in seinem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf $1\frac{1}{5}$ Stunde sich verengt. Der Boden dieses Trichters liegt nicht viel höher als der Wasserspiegel des Meeres; er entspricht genau der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar; derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris, und der Donau an der niedrigsten Stelle der ungarischen Ebene.

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 150 Fuß $4\frac{1}{2}^{0}$ R., wie dieß bei den vorzüglichsten Schweizerseen überhaupt der Fall ist*), und Sommer wie Winter bleibt dieser Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 soll der See zugefroren sein, welcher Fall seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des Sees ist von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tage zum andern verschieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 56,000 Millionen Kubikfuß mehr Wasser enthält, als im Winter. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte Augusts; jedoch sieht man denselben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnees in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein plötzliches Steigen und Fallen, das sich in einem Tage oft mehrere Male wiederholt und einige Stunden anhält. Diese Schwankungen sind um so stärker, je näher die Ufer einander sind, und wo sie am weitesten von einander abstehen, beträgt die Verschiedenheit kaum einen Zoll. Dieselbe Erscheinung wird auf allen Seen bemerkt, die bei hinreichender

---

*) De Saussure.

Länge eine ungleiche Breite haben, und man schreibt sie der durch die Elektricität erzeugten Aenderung im Gewicht der Luftsäulen, die über dem See stehen, zu.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See, und drängt ihn durch ihre allmäligen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die savoyschen Gewässer setzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeschwollene See wirft sich auf das waatländische Ufer, frißt es an, und nöthigt so durch seine steten Angriffe zur Erbauung von kostbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle andern Schweizerseen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißfölchen (Salmo fera) und Forellen (Salmo lacustris) auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene Arten von Möven, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen, und was die durchreisenden geflügelten Gäste betrifft, so sieht deren wohl kein Land so viel, als das Waatland. Indem es nämlich im Westen vom Jura, im Osten von den waatländischen und freiburgischen Alpen, im Süden von den savoyschen Gebirgen, welche bei Neustadt und Genf einen Ausgang nach Mittag gestatten, eingeschlossen ist, und sich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See nach dem Aarethal zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet: so kann dieses Becken als der Mittelpunkt angesehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja selbst von Osten herkommenden Vögel zusammentreffen.

Den verschiedenen Winden, welche auf dem See herrschen, haben die Schiffleute besondere Namen gegeben. Die Bise oder der Nordostwind braust laut anschwellend im östlichen, aber nicht im westlichen Theile des Lemans. Die Baudaire, die aus dem Wallis kommt, ist wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieser heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat sogar schon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarste von allen ist aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den savoyschen Schluchten hervorbläst. Der Joran kommt über den Jura. Der genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat ist der sanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordost, bald von West, und dann bedeckt sich der See mit Rauten und rechtwinkligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner —, wird schon durch seinen Namen bezeichnet. Alle diese Winde ringen mit einander auf dem See, indem sie bald scherzend über dessen Fläche hinstreichen, Furchen ziehen, oder andere stets wechselnde Gestalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Ruthen weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich schäumenden

Brandung, welche sich an dem steilen Meeresgestade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windstöße des Scirocco über die Alpen hereindringen, wüthet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möven mit ihren leichten Schwingen auf der Wasserfläche hinstreiften. Schnell ist jedoch die Windsbraut vorüber, und der See spiegelt in seinem stillen, ruhig klaren Gewässer wieder den Frieden und die Majestät seiner Ufer ab. Kaum kräuselt dann der Abendwind seine durchsichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, so hüllt er sich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels strahlen wieder in seinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Wasserfläche. Drei Arten von Segelschiffen werden zum Fortschaffen der Waaren gebraucht, nämlich die Barken, die Brigantinen und die Cochèren. Die beiden ersten haben Verdecke, und sind an den Seiten mit hervorspringenden Balken versehen, auf die bloß bewegliche Bretter gebracht werden, um beim Sturme weggenommen werden zu können. Die Cochèren sind große starke Kähne, wovon nur der Vordertheil ein Verdeck hat, das als Kajüte und Waarenhaus dient. Man zählt auf dem Leman etwa 100 Barken und Brigantinen und doppelt so viel Cochèren, die meist den Savoyern gehören. Die Barke unterscheidet sich von der Brigantine nur durch ihre Stärke und Größe. Die stärksten tragen 3600 Centner; die gewöhnliche Ladung beträgt im Durchschnitt 2500 Centner; die der Brigantine 1000 bis 1800 Centner. Ein kleiner Kahn dient zum Ausladen oder zum Bugsiren. Die größten Cochèren tragen 800 Centner. Man gebraucht sie besonders zur Fortschaffung von Baumaterialien und von Obst, Geflügel und Vieh, womit Savoyen zum Theil die benachbarten schweizerischen Märkte versieht. Alle genannten Fahrzeuge haben zwei dreieckige Segel, die an zwei Masten befestigt werden. Sie werden in den verschiedenen Landungsplätzen des Genfersees, doch meistens an dessen südlichem Ufer gebaut. Die Savoyer verstehen sich ganz vorzüglich auf diese Arbeit, wie sie denn auch die kühnsten, oder vielmehr verwegensten Schiffer auf den lemanischen Gewässern sind.

Jede Barke steht unter der Leitung eines Patrons, der für Alles verantwortlich ist, und dem zwei oder drei Schiffsgesellen untergeordnet sind. Bald ist der Patron Mitbesitzer der Barke, bald steht er bloß im Dienste der Eigenthümer derselben. Der Geselle erhält monatlich 30 Franken Lohn und die Kost, die gemeinsam genossen wird; in einigen Fällen wird er jedoch für die Fahrt, je zu 10 Franken, bezahlt. Gewöhnlich zählt man wöchentlich zwei Fahrten; allein es wird oft gefeiert. Die Schiffer, meistens Savoyer, sind stark, kühn und feurig bei der Arbeit; da sie aber unaufhörlich der Witterung ausgesetzt, die mühsamsten Arbeiten verrichten und auf die übermäßigsten Anstrengungen oft Tage lang müßig gehen, so ergeben sie sich dem Weine und wilden Vergnügungen, und gelangen daher selten zu einem hohen Alter. Ein Schiffer, der nach dem 45. Jahre noch „den See aushält", ist etwas Seltenes. Obgleich die Schifffahrt leicht ist

und man überall an den Ufern landen kann, so sind doch die Schiffbrüche noch ziemlich häufig. Fast jedes Jahr fallen einige vor, und fast immer werden sie durch Nachlässigkeit oder Trunkenheit veranlaßt.

Seit der Errichtung von Dampfschiffen besteht zwischen den Landungsplätzen des nördlichen Ufers eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Chürch, das erste Dampfschiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf sind bald mehrere nachgefolgt. Auf das Ersuchen einer Gesellschaft hat jetzt ein Ingenieur, Fraisse, den Plan zu einem Kanale aufgenommen, welcher den schon längst bestehenden zwischen Ifferten und Entreroches bis an den Leman fortführen soll, und zugleich hat er den Riß zu einer Eisenbahn entworfen, welche den Genfer- mit dem Neuenburger See verbinden wird. Vermittelst des Dampfes wird einst Genf mit Genua, Marseille und Havre in Verbindung kommen. Auch handelt es sich jetzt um Schiffbarmachung der Rhone von Genf bis nach Lyon. Der Ingenieur Vallée möchte vermittelst Wehren dem Leman einen veränderlichen Wasserstand geben, und ihn durch die ganze Gegend, durch die er fließt, die Rolle spielen lassen, welche nun die Windmühlenflügel in den Maschinen, den Speichern des Ueberflusses zu Zeiten des Mangels, über sich nehmen.

Oft, und besonders in den neuesten Zeiten ist das Bild des Genfersees, seiner Ufer und seines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean", sagt Boufflers, „hat einmal dieses Thal besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildniß zurück." „Es ist etwas Schönes", sagte Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es selbst einer ist." Durch Rousseau sind die Namen Clarens und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthisson bat (in seinem „Genfersee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an seinem Gestade, und als Denkstein nur das Moos, die Rose, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in seinem Genie de l'homme) sehr schön die Anmuth besungen, womit der Wechsel des Tages- und Nachtgestirns den Genfersee schmückt:

— — — — —

Bald strömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluthen nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollen Plan,
Bewegt er sich in goldnen Wogen hin und wieder.

— — — — —

Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Lemans Wasserauen,
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Noch freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seht, ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf schwanken Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Glas,
Um das sich Zephyr schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.

Wie gerne seh' am Sommerabend ich des Sees Krystall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,
Deß Firne-Kron' im Wasserspiegel tief sich malet;
Und dort den Stern mit goldner Stirn, mit Flammenschein,
Und hier der schwanken Weiden ungewissen Schatten *).

Wo ist in der neuesten Zeit ein Dichter, der nicht vom Leman in seinen Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelassen hätte? Byron, Lamartine und Victor Hugo haben sein Lob gesungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieses Gemäldes zu schildern? Wer die Reinheit des Sees, die Schönheit seiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie seiner Ufer darzustellen? Wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der savoyer Alpen mit dem Riesen Montblanc gewährt? Diese savoyer Riesenpyramiden stehen da, um vom schweizerischen Ufer aus betrachtet und bewundert zu werden, während letzteres, von Savoyen aus gesehen, ganz unscheinbar erscheint. Zwischen den beiden Ufern herrscht ein durchgreifender Gegensatz: auf der einen Seite der Friede, auf der andern das unruhvolle Leben; hier der Protestantismus und der Freistaat, dort der die heilige Jungfrau feiernde Priester und das Königthum; hier das zerstückelte Land, dort das Erstgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichthum, in Savoyen die Armuth. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmuth, ein mannigfaltiger Reichthum an ernsten und heitern Farben, scharfe Umrisse und geheimnißvolle Tiefe; überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Selee wohl zu empfinden, aber das Wort nicht auszusprechen vermag.

---

*) Tantôt l'astre du jour, du haut de sa carrière
Disperse sur le lac des torrents de lumière;
Et tantôt sur son sein, plus radieux encore
A plis etincelants traine des vogues d'or.
— — Et tantôt de la nuit argentant les rideaux,
De la clarté paisible elle enchante les eaux.
Ainsi l'illusion, des doux songes suivie,
Jette un regard mourant sur le soir de la vie.
Voyez sur le gazon dormir sans mouvement
Ces feux qui sur les eaux flottent si mollement;
Phoebé s'y réflechit, et le Zephyr volage
Caresse tour à tour et brise son image.
O combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit son croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui dans le grand miroir se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or. et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain des saules vaccillants.

O heller Leman, König du der Seen,
O schön gelegne himmmelblaue Fluth,
Bezeug's, der oft mein nasses Aug' gesehen,
Es pries dich höher, als mein Sang je thut.

---

5. Der bregenzer Wald *).

Der bregenzer Wald **) — das ist ein düsterer Klang, das scheint Laubnacht und Fichtendunkel zu bedeuten, einen schwarzen Forst, durch den die Sonne nicht scheint, unwegsames Gehölz, worin ein paar weit auseinander gelegene Köhlerhütten, ein paar Jägerhäuschen, einige zerlumpte Kinder und viel wohlgenährtes Hochwild —, das denkt man sich etwa, aber es trifft nicht zu. Der bregenzer Wald hat nichts Düsteres als den Namen, und ist eines der reizendsten Gelände Süddeutschlands. Die Schriftsteller nennen es ein Alpenland, aber für dieß sein Herzblatt wohl nur in sofern passend, als sie die Hauptbeschäftigung der Einwohner, welche die Viehzucht ist, im Auge haben, denn im Uebrigen ist diese Landschaft ein schönes, mattenreiches, von lichten Hainen durchzogenes Thal, das nur ansehnliche Hügel begrenzen, an denen die einzelnen, zum Theil sehr zusammengegangenen Nachkommen des alten „Waldes" hinaufwachsen. Allerdings steigt noch über Schnepfau die steile Wand der Kanisfluh bis über 6000 Fuß empor, und hinter Bezau erhebt sich die nicht viel niedrigere Winterstauden, aber die erste liegt noch weit hinten im Walde, wo er seine idyllischen Reize noch nicht so reich entfaltet, und die andere steht zur Seite und thut der milden Freundlichkeit des Bildes noch keinen Eintrag. Wir sprechen hauptsächlich von dem sonnenhellen Thalspiegel zwischen Schwarzenberg, Egg und Andlisbuch, wo rechts und links der Ache, die unten in der Schlucht hinrauscht, von ein paar schwindelnden Brücken übersprungen, die reinlich aus Holz geschnitzten Häuser, die Dörfer und unzähligen Höfe stehen, die in ihrer schimmernden Rüstung aus allen Winkeln und Ecken herausglänzen. Die Hügel wogen da so freundlich in einander; es ist ein Entgegenkommen und Händereichen von allen Seiten, und an diesen runden in einander verlaufenden Hügeln gehen die Häuschen zu sechs und sieben, zu zwei und drei aufwärts bis an die Giebel. Wälder und Auen sind schicklich vertheilt, um die Einförmigkeit zu verhüten, aber die Kornfelder fehlen, denn im bregenzer Wald wird kein Getreide gebaut.

---

*) Drei Sommer in Tyrol von Ludwig Steub. (München, 1846.)

**) Von der Stadt Bregenz benannt, von der man im Thale der Ach (oder Ache) in den „Wald" hinaufsteigt. Die Bewohner desselben heißen „Wälder."

Tiefe Stille liegt über dem grünen Thale; nur die Glocken der Heerden oder das Jauchzen der Sennen schallt zuweilen von den Bergen wieder.

Der Hauptort des Gerichtes im bregenzer Wald ist Bezau, ein schönes Dorf von circa 700 Einwohnern. Eine halbe Stunde weiter aufwärts an der Ache liegt Reute, ein kleines Dorf mit einem besuchten Bade. Hier giebt es bereits „Stände", von denen man sonst im bregenzer Walde noch nichts weiß. Als wir hinkamen, waren meist Damen da — schöne Fräulein aus den Seestädten, aus Feldkirch, schöne Jüdinnen von Hohenems, freie Schweizerinnen nebst einigen Müttern. Herren fehlten, und schienen auch sehr vermißt zu werden — was ist ein Badeleben ohne Paladine!

In diesem friedlichen Revier stehen weiter unten jenseits der Ache auf wechselnden Höhen die Häuserhaufen von Schwarzenberg, wo der Vater der Angelika Kaufmann seine Heimath hatte. Sie selbst wurde bekanntlich 1741 während eines vorübergehenden Aufenthaltes ihrer Eltern zu Chur, der Vaterstadt ihrer Mutter, geboren, und verlebte nur wenige Monate auf den grünen Hügeln zu Schwarzenberg. Ihr Vater zog dann auf lange Zeit ins Veltelin und nach Mailand, und erst in ihrem funfzehnten Jahre sah die junge Künstlerin zum ersten Mal den Wald, das Stammland ihrer Väter; dann wieder fünfundzwanzig Jahre später, als sie auf der Höhe ihres Ruhmes von England nach Italien übersiedelte, beide Mal nur auf einige Wochen. Trotz dem ist Angelika noch immer die Löwin des Waldes; den Fremden erinnert man gern an die berühmte Wälderin und die Anfänge ihrer Kunst; ihre frühesten Zeichnungen und auch spätere Arbeiten, die in ihre Heimath gelangten, werden in der Verwandtschaft ehrfurchtsvoll aufbewahrt und dem nachfragenden Wanderer mit freudigem Stolze gezeigt.

Noch weiter abwärts, im äußeren Walde, an den Ufern des Subersbaches und der Bolgenach liegen theils in freundlichen Auen, theils am leichtbewaldeten Mittelgebirge noch verschiedene Gemeinden. Dort finden sich aber keine beträchtlichen Ortschaften mehr, sondern es leben die Einwohner, wie im angrenzenden baierischen Allgau, in kleinen nahe aneinander liegenden Weilern oder in vereinzelten Höfen. In dieser Gegend, und zwar zum Hof in Lingenau, ist die älteste Pfarre des Waldes im Jahre 1150 gegründet, vom Kloster Mehrerau bei Bregenz, einem Stifte, das um die erste Ausrodung und Bebauung des Waldes große Verdienste hatte.

Die Höhen, welche von außen um den bregenzer Wald herumlaufen, gebieten fast alle über unendliche Fernsichten. Der allmälige Abfall des Gebirges, das nieder schwäbische Hügelband, das bis an den Schwarzwald und die Rauhe Alp offen daliegt, die schönen Ufer des Bodensees, der glänzende Spiegel des schwäbischen Meeres selbst, die appenzeller Gebirge und die höhern bündtner Alpen — das Alles erlaubt entweder dem Blick in der weiten reichen Ferne zu schwelgen, oder giebt ihm in der Nähe einen großartigen Schlußstein. Die Lose zwischen Schwarzenberg und Dorenbüren, die Lorenne ober Alberschwende, jede mit einem wunderbaren Ueberblick

des schönen Rheinthals, dann der Hochheteri in der bolgenacher Gemeinde, von dessen Spitze die Städte Augsburg und Ulm zu erschauen sind, werden hoch gerühmt.

Von den Einwohnern sagt schon Sebastian Münster in seiner Kosmographie: „Dieß Thal hat schön, stark und viel Volk, das rauch lebt und gleichwohl nit arm ist; heißt ihre Meitlin und Junkfrawen irer Sprach nach Schmelgen" *). So scheinen die Bregenzerwälder schon von jeher in gutem Rufe gestanden zu sein, und in der That sind sie auch ein liebenswürdiger Schlag von Leuten; die Männer verständig, bieder, gutmüthig, aber zu Scherz und Spaß geneigt; die Mädchen und Frauen von milder, freundlicher Art, frohsinnige Plauderinnen, wenn auch mit ihrem abgekappten Allemannischen, das mit hoher singender Stimme vorgetragen wird, dem Nichtwälder etwas unverständlich. Beiden Geschlechtern eigen ist ein Streben nach ehrenhafter, stattlicher Häuslichkeit, darum sind sie reinlich und sparsam, ohne Abneigung gegen erlaubten Schmuck des Lebens, den der allverbreitete Wohlstand auch reichlich zuläßt.

Der Hauptbetrieb des Thales ist Viehzucht und Sennerei — Beschäftigungen, denen die volle Liebe der Wälder zugewendet ist. Daher auch die seltsame, fast einzeln stehende Erscheinung, daß hier die schöne Waidmannsfarbe der Fluren nirgends mit dem Gold der Aehren abwechselt, während beinahe in allen übrigen Thälern Voralbergs und Tyrols der Boden bis in die innersten Winkel hinein gezwungen wird, Getreide zu tragen. Das Vieh ist die ganze schöne Jahreszeit über auf den Alpen, im Frühjahre und im Herbst auf den „Maisäßen", den niederen Höhen, die früher schneefrei werden und es länger bleiben, im Sommer auf den Hochalpen, die rückwärts gegen das Allgau und den Tannenberg zu tief im Gebirge liegen, oft viele Stunden von den Mutterhöfen entfernt.

Man dingt von Zeit zu Zeit ihrer größeren Geschicklichkeit in der Käsebereitung willen viele Schweizer, die beträchtliche Löhnung beziehen. Auch sind schon Sennen aus dem Walde nach der Schweiz und selbst nach Niederdeutschland gegangen, um sich in ihrem Geschäft zu vervollkommnen. Eine sehr schmackhafte Speise ist der weiche, streichbare Backsteinkäse, der im Walde bereitet wird. Der Käsehandel ist beträchtlich, geht weit in die Fremde hinaus, und bringt viel Geld ins Land. Ein großes Verdienst an dem segensreichen Aufschwung dieses Erwerbzweiges hat Herr Peter Bilgeri, der stattlichste, hochstämmigste der Wälder, der auf den Wiesen bei Andelsbuch haushält. Sein Haus, aus Holz gezimmert und mit dem Schindelpanzer bekleidet, wie die übrigen, ist eines der angesehensten im Walde und ein treffliches Muster aller der Reinlichkeit und Heimlichkeit, die in diesen niedlichen Wohnungen überall herrscht. Da giebt es glänzend gebohnte Tische und Thüren, helle Fenster mit feinen Vorhängen, sorg-

*) Die Mädchen und Jungfrauen heißen „Schmelgen".

fältig gescheuerte Böden und zierliche Vertäfelung der Wände, an denen schöne Bilder prangen. Die Räume sind nicht so gewaltig, wie in den großen steinernen Häusern der Tyroler, aber gerade diese Einschränkung erregt das Gefühl des Wohnlichen und Heimlichen. Im Sommer bricht die Sonne so klar durch die großen Fenster, und der grün glasirte Kachelofen verspricht die behaglichste Wärme für den Winter.

Die Wälder sind übrigens zur Sennerei nicht allein aufgelegt, sondern üben auch andere Handthierung mit großer Fertigkeit. Das schöne Hausgeräth, die saubere Vertäfelung der Stuben, die Thüren mit den messingenen Schlössern werden sämmtlich von den Meistern des Waldes gemacht. In einem Wirthshause zu Bezau sah ich ein fertiges und sehr gut gelungenes Piano, das der Hausherr in seinen Nebenstunden als „Bästelarbeit" hergerichtet hatte. Viele von den Aermern verdienen sich durch Lodenweben ihren Unterhalt, oder schnitzen Rebhölzer für die Weingärten am Rhein. Andere ziehen als Stuccaturarbeiter ins Ausland, in die wälsche Schweiz und nach Frankreich. Die Wälderinnen bringen durch Mousselinsticken manchen Groschen in den Haushalt. Dieser noch nicht sehr alte Verdienst wurde durch schweizerische Handelshäuser in Gang gebracht, und so kommt noch jetzt „der Zeug" mit den bereits eingezeichneten Blumen meistentheils über den Rhein, und wandert, wenn die Arbeit vollendet, wieder nach St. Gallen und Appenzell. Dieser Erwerbszweig hat sich nun über den ganzen Wald verbreitet, und selbst in der Wildniß des Schreckens wird gestickt. Die Mittelsmänner, welche von Zeit zu Zeit in die Schweiz fahren, die gelieferte Arbeit hinüberbringen und neue Aufträge holen, heißen die „Stückle-Fergen", vom alten deutschen Worte „Ferge", das aus den Nibelungen bekannt ist.

Die Tracht der Männer des bregenzer Waldes hat nichts Auffallendes mehr — sie ist jene ländlich städtische, welche die Landleute des Rheinthales und der Ufer des Bodensees angenommen haben. Dagegen ist die der Mädchen und Frauen höchst eigenthümlich. Auf dem Haupt sitzt eine hohe kegelförmige Mütze von schwarzer Wolle, Kappe genannt. Den Hals verhüllt bis unter das Kinn ein schwarzer eng anliegender Sammetfleck, das Goller, an der sich der gleichfalls schwarzsammetne Brustfleck anschließt, von dem indeß nur ein Streifen sichtbar ist, auf welchen die Anfangsbuchstaben des Namens eingestickt sind. Das Hauptstück der ganzen Gewandung ist die eigenthümliche Juppe, ein schwarzes, leinenes, ärmelloses Hemd, das um die Hüften ein lackirter Ledergürtel zusammenhält, der ehemals in massiven goldenen oder silbernen Buchstaben den Namen seiner Herrin trug, welche Aufgabe jetzt aber dem Brustfleck geworden ist. Dieses Hemd, das etwa bis an die Knöchel reicht, ist von oben bis unten in unzählige Fältchen gebügelt und geglättet, und gewinnt dadurch einen seltsamen metallischen Glanz. So hat die volle Tracht der Wälderinnen in ihrer verhüllenden Züchtigkeit, mit dem schimmernden schwarzen Rock etwas Ernstes, From-

mes, Priesterliches, das zu ihrem hohen schlanken Wuchse trefflich stimmt. Noch vestalischer muß das Gewand ehemals ausgesehen haben, als die Juppen noch weiß waren. Diese weißen Juppen haben sich im dreißigjährigen Kriege in denselben Zeitläuften verewigt, als die Lechthalerinnen (nach der Sage) auf der Mortenau das Vorrecht erkämpften, in der Kirche zur rechten Seite zu knieen. Einsmals lagen nämlich schwedische Völker im äußeren Walde, und verübten vielen Frevel. Dessen zur Steuer thaten sich viele Wälderinnen zusammen und zogen an den Fellenbach, den Schweden entgegen. Als aber diese der weißen Juppen von ferne ansichtig wurden, meinten sie kaiserliche Mannschaft zu gewahren und kehrten sich eilig zur Flucht. Die weißen Juppen stürzten jedoch den fliehenden Schweden in heißer Kampfbegierde nach und erschlugen sie bis auf den letzten Mann. Die Wahlstatt heißt noch bis auf den heutigen Tag „die rothe Ecke.“ Der Sieg ist Nachmittags um zwei Uhr erfochten worden, und daher wird in den Pfarreien von Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg, denen die meisten Kämpferinnen angehörten, Jahr aus Jahr ein um selbe Stunde mit der Glocke geläutet zum ewigen Angedenken.

Die Juppe wird im Gehen gern aufgeschürzt, und dann zeigt sich das mit brennend rothen Zwickeln eingefaßte Unterkleid. Zum vollen Anzuge gehört ferner noch ein Schnappmesser, welches an einem langen Riemen vom Gürtel herniederhängt und „Schnaller“ oder „Hagel“ genannt wird. Das Kleinod der Tracht ist aber das „Schäpele“, ein Kopfputz, den die Jungfrauen bei Bittgängen und Hochzeiten auf die vollen Haare setzen. Es ist ein Reif von schwarzem Sammet, der ein Krönlein aus Filigranarbeit trägt, ein funkelndes Krönlein von Gold, Silber und farbigen Steinen — eine Hauptzierde, die auch in mehreren Gegenden Oberschwabens gebräuchlich ist. Selbst beim Festzuge, der 1842 zur Feier der Vermählung des Kronprinzen von Baiern in München gehalten wurde, erschienen viele Bauernbräute und Kranzeljungfern aus altbaierischen Landschaften mit den neu hervorgesuchten „Schäpelen.“

Die beschriebene Tracht wird von Frauen und Mädchen auch dann nicht abgelegt, wenn sie zu hohem Wohlstande und Ansehen gelangt sind. Noch immer hält die Frau Landammännin für ihre hochgeachtete Person denselben Kleiderschnitt ganz passend, in welchem das ärmste Landmädchen erscheint.

Seltsam, wie die Tracht der Wälderinnen, ist auch ihre Sprache. Die Männer richten sich im Umgang mit Fremden mehr nach dem Deutsch der Schule; aber bei den Frauen ist noch der echte Laut des Waldes zu hören. Der singenden Höhe ihrer Stimmen ist schon gedacht; dazu kommt bei aller Raschheit des Vortrags ein eigenes Wiegen und Tragen der Sylben, auf welchen der Nachdruck liegt. Der Dialekt stimmt am nächsten zu dem schweizerischen, und erkauft die Weichheit wie dieser oft nur durch gewaltthätige Abstumpfungen. „Nie, gie, ko“ für nehmen, geben, kommen klingt

eben so mild als unverständlich. „Wend ir it mo ze mer un ko?“ Wollt ihr nicht morgen zu mir heraufkommen? Man findet hier „Drätt“ für Vater, und „Damm“ für Mutter, entstanden aus „d'r Aett“ mit angewachsenem Artikel, und „d'Amm.“ Für Mädchen ist allgemein gebräuchlich „Schmelge“, wahrscheinlich aus „'s Mägdle“ entstanden, im Innern des Waldes kommt auch „Mettel“, im äußern Theile „Feel“ und „Sputtel“ vor, vielleicht von der Eilfertigkeit „sputen“.

Gegen alle und jede Titel herrscht eine entschiedene Abneigung. Die Männer heißen nicht Herren, die Weiber nicht Frauen und die Mädchen nicht einmal Jungfern — alle werden nur mit dem Taufnamen angeredet. Peter, wie geht's? sagt der Geringste der Wälder zu Herrn Bilgeri von Andelsbuch, und der Herr Landamman heißt im ganzen Lande nicht anders als „Sepple“.

Höchst merkwürdig sind die Freiheiten, deren sich der innere bregenzer Wald bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erfreute, zu solchem Maße, daß dem Landesherrn kaum ein anderes Recht übrig blieb, als jährlich eine bestimmte Steuer zu erheben. Das lange Bestehen dieser Vorrechte erklärt sich wohl zum größten Theil aus der abgeschiedenen Lage dieses Alpenlandes, und der ehrliche Waizenegger bemerkt darüber ganz richtig: „In diesem entlegenen Herrschaftstheile soll ehemals das bunteste Treiben an der Tagesordnung gewesen sein; nur eine Amtspflicht konnte den Herrschaftsvogt veranlassen, sich in diese unwirthlichen Gegenden zu begeben. Man überließ das Meiste der kräftigen Natur dieses Bergvolks, und dadurch gestaltete sich eine Bauernregierung, wie sie kaum irgendwo anzutreffen war“.

An der Spitze des Regiments stand der Landamman, der zugleich Abgeordneter zu den vorarlbergischen Landtagen war. Sein Gehalt bestand ehedem in 60 Fl. und der Hälfte der Strafgelder. Ein Landschreiber, der zu Bezau seinen Sitz hatte und eine studirte Person sein mußte, 30 Pfund Pfennige und die Gerichtssporteln bezog, war ihm beigegeben, und besorgte die Schreibereien und Archive. Der Landamman wurde in frühern Zeiten auf sieben, in spätern auf vier Jahre von „allen inländischen hausseßhaften Unterthanen“ und zwar in folgender Weise gewählt: Nachdem die vier Viertel bei Ablauf einer Amtszeit unter den neuen Bewerbern vier ehrliche Männer ausgelesen oder „vorgeschossen“ hatten, so kam das Volk am Wahltage auf den Auen bei Andelsbuch zusammen. Dabei fand sich auch der Vogt von Feldkirch ein mit einer Sicherheitswache zum Schutz der Ordnung. Es war Herkommen, daß der Vogt im Namen des Landesherrn die Ehrung der alten Freiheiten angelobte, denn so dieß nicht geschehen wäre, hätte der neugewählte Landamman nicht den Eid in seine Hände abgelegt. Sofort wurde nun ans „Mehr“ gegangen; es stellten sich die „Vorgeschossenen“, jeder entfernt von dem andern, an einen Baum, und auf ein gegebenes Zeichen rannten alle Wahlmänner auf den Baum zu,

unter dessen Schatten sich der, dem sie ihre Stimme gegeben hatten, befand. Nach diesem wurden bei jedem Baume die Köpfe gezählt, und nach der Mehrheit der Landamman ausgerufen. Reiter mit ländlich aufgeputzten Pferden hielten an den vier Bäumen, um der harrenden Ehegemahlin des siegenden Bewerbers die Freudenbotschaft zu überbringen, ein Dienst, welchen die neue Frau Landämmännin mit vier Kronen belohnte. Der oft heißen und stürmischen Wahl folgten vierzehn frohe Festtage mit Musik, Tanz und Trinkgelagen, Alles zu Ehren des neuen Landammans, der dann auch die Zeche zu bezahlen hatte.

6. Ein Bild aus Tyrol.

Die Aussicht aus den Fenstern der Burg Tyrol ist bezaubernd. Besonders schön gestaltet sich die perspectivische Verjüngung des Etschlandes gegen Botzen hin. Der Strom zieht in breiten Windungen durch das burgenvolle Thal, mit den malerisch zerstreuten Häusern, Kirchen und Weinbergen. Am Fuße des Schloßberges, fast vergraben unter Nußbäumen und Weinguirlanden, liegt die kleine Kirche des Dorfes Gratsch, und daneben ein unscheinbares Bauernhaus, das wir im Vorbeigehen betreten wollen.

In der getäfelten Wohnstube steht der große Tisch fürs Mahl, und zum Fenster schaut ein Feigenbaum herein. Durch sein Blätterwerk geht der Blick hinunter über lange Weingärten ins Thal der Etsch und am Flusse fort, fast so weit, als man auf dem Schlosse selber schauen kann. Der bäuerliche Hausherr gilt als einer von den Schlauen, als einer von den Pfiffigen, deren es in Tyrol noch mehrere geben soll, die die Welt kennen gelernt haben und mit den Menschen wohl umzugehen wissen. Er war schon Anno Neun dabei, und hat zum Waffenhandwerk von jeher große Zuneigung gezeigt, so daß er zu seiner Zeit als der beste Schütze weit und breit in hohem Rufe stand, und auch jetzt noch die Schießen der Nachbarschaft nicht ohne Glück besucht. Er weiß Viel zu erzählen und giebt gern ein Witzchen zum Besten.

Die Sonne hat sich geneigt, und das gesammte Hauswesen versammelt sich zum Abendessen. Der Bauer hat in seinem Erdenwallen sechszehn Kinder gehabt, wovon ihm dreizehn am Leben geblieben sind. Diese kommen allmälig hereingewandelt, und mit ihnen auch die Mutter. Die Kleinen verlaufen sich schüchtern in einen Winkel und fangen an zu kichern, was der Fremde, dem es gilt, nicht übel nehmen darf, denn es ist gut gemeint. Sofort erscheinen auch die Mädchen, und grüßen mit Freundlichkeit, setzen sich zusammen und lachen auch, doch mit einiger Zurückhaltung.

Nun sind auch die Buben da, welche einen ernsten Willkomm sprechen, sich ebenfalls zusammensetzen, aber keine Miene verziehen. Alle zusammen bilden eine der wohlgeschlachtesten Familien, die in der Umgegend zu finden ist; die Buben groß, stark und wohlgebaut, mit tüchtigen Gesichtern, die Mädchen hochgewachsen, schlank, von natürlichem Anstande und mit feinen ausdrucksvollen Zügen.

Die Tochter stellt das Mahl auf, und dann fangen alle laut zu beten an. Während sofort die Plente (die Polenta von türkisch Korn) aus der großen Schüssel zum Munde geführt und mit rothem Wein hinabgegleitet wird, sitzen wir am Fenster und freuen uns zum hundertsten Mal der reichen Landschaft, die jetzt, nachdem die Sonne hinter dem Tschegat hinabgesunken, in stahlblauen Duft leicht gehüllt, mehr und mehr in Dämmerung versinkt. Wenn die Bauersleute zu Nacht gegessen, ist es Zeit nach Hause zu gehen, und während die ganze Kinderschaft sich in die Kirche begiebt, um dort den abendlichen Rosenkranz zu beten, beurlauben wir uns von dem Hausherrn und ziehen, freundlich eingeladen zur baldigen Wiederkehr, unsers schönen und stillen Weges in die Stadt. Hier und da begegnen uns heimkehrende Landleute, mitunter Mädchen, die in großen Körben auf dem Rücken Heu nach Hause tragen, oder auch ländliche Wagen, von großen weißen Rindern gezogen und von schmucken Jungen geleitet.

Da wir eben aus dem Bauernhause herauskommen, so wollen wir noch etwas mehr über das Landvolk im Burggrafenamte beibringen. Vor Allem bemerken wir, daß es ein überaus schöner Schlag von Leuten ist. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der alt-germanischen Riesenleiber, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Lodenjacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite grüne Hosenträger liegt. Durch eine gewisse ernste Gesetztheit im Thun und Lassen ist die Bauernschaft dieser Gegend wohl noch eindrücklicher, als die leichter beweglichen Zillerthaler. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Sonntage nach dem Hochamte zu Meran vor der Kirche stehen, zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen*) in die Hand nehmen, um schnurstracks vom Platze weg als schöngeschmückte Schlachthaufen ins Feld ziehen zu können.

Wenn die jungen Männer an festlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen grünen Hüten (dem festlichen Abzeichen der Junggesellenschaft), welche dann auf der einen Seite, um im Tragen

*) Büchsen.

des Stutzens nicht zu hindern, hoch aufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem aufgesteckten Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt dann auch in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz daher marschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den heimischen Schützenmarsch blasen, ist eine sehr schöne Erscheinung, und weckt Erinnerung an kriegerische Zeiten, denn so sind die Wehrmänner des Aufgebots an den Berg Isel und aufs Sterzinger-Moos gezogen. Es ist ein anmuthiger Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz so gekleidet wie die großen Burschen und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als redendes Zeichen, daß auch schon der Knabe berufen sei, ein Landesvertheidiger zu werden. Die kleinen Schützen gebehrden sich sehr ernsthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuschauern viel neugieriger betrachtet und sind stets die niedlichsten Kerlchen der Pfarrei, mit ihren blauen Augen fast kriegslustig aus den blonden Locken herausschauend.

Es ist eine erhebende Betrachtung das körnige Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es, umgeben von einem Kranze hoher Schneeberge, in der warmen grünen Tiefe lebt, unter dem heißen italienischen Himmel, in der schmalen Ebene, die wie ein Heerd erscheint, um Hitze auszukochen, — jetzt, nachdem die Westgothen längst spanisch, die Burgunder französisch, die Longobarden italienisch geworden sind, der letzte Rest germanischer Zunge, der unter Feigen- und Mandelbäumen Haus hält. Ja, vor allen andern deutschen Stämmen, die einst mit gezücktem Schwert über die hohe Wand der Alpen und der Pyrenäen nach den europäischen Südländern stiegen, von allen, die dort zu Ehren, Macht und Ansehen gekommen, ist keiner bei seiner Sprache und seinen Sitten geblieben; aber hier im oberitalienischen Paradiese an der Etsch sitzt noch die ganze Gefolgschaft hochstämmiger Recken in urkräftiger Deutschheit beisammen, immer noch abweisend und schroff gegen den wälschen Nachbar *), wie vor anderthalb tausend Jahren. Dieses Häuflein war so klug, nachdem die Mauer übersprungen, im ersten Vorhofe stehen zu bleiben. Hätte es sich weiter hineingewagt in den lockenden Feengarten, so wäre es wohl auch verzaubert worden und für die Heimath verschollen. Deßwegen hat auch die Stellung des deutschen Bauern an der Etsch etwas Besonderes und Ausgezeichnetes —, weil er allein von Hundert und Hunderttausend seiner Stammverwandten das Land der altgermanischen Sehnsucht nicht allein gefunden, sondern sich auch nicht darin verloren hat; denn der Orangenduft und die Mandelblüthe und die süßen Feigen hindern nicht, daß der deutsche Bauer hier der nämliche mannhafte Kerl ist, wie im kühlen Norden, ehrlich, fest und tapfer, still und ruhig, dabei auch sehr fromm und betlustig und ein großer Liebhaber von Feier-

*) Gott erhalte sie in dieser Schroffheit bei der jetzigen Bewegung Italiens!

tagen, deren es hier nach angestellter Berechnung so viele giebt, daß sie in vier Jahren ein volles Jahr für sich ausmachen.

Die Gletscher in Tyrol *).

Die Schneegrenze erreicht in Nordtyrol eine Höhe von 8200 Fuß. Unter dieser ewigen Schneelinie haben sich die Ferner oder Gletscher angesetzt, Berge ewigen Eises, und vom ewigen Schnee der Hochgebirge wohl zu unterscheiden. Sie befinden sich nie auf den höchsten Gebirgen, und sind im Wachsen und Abnehmen ihrer Eismassen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. Ihr Wachsen ist in der Regel um so schneller, je tiefer sie sich herabsenken. In ihrer innersten Mitte erzeugt sich das Eis, und die Ausdehnung desselben hebt den ganzen Fernerstock empor und schiebt ihn nach allen Seiten auseinander. So lange der Ferner wächst, fließt wenig oder gar kein Wasser aus ihm hervor; so wie er aber stille steht, kommt sogleich der Fernerbach zum Vorschein, und die Eismasse beginnt abzunehmen. Durch die Ausdehnung im Innern entstehen auf seiner Oberfläche allerlei Spalten und Ritzen, durch dieselben dringt im Sommer das schmelzende Schneewasser in die Tiefe und friert im Winter. Dadurch bersten die dicken Eismassen wieder, und dieses Bersten verursacht oft ein schreckliches Getöse; das Zerplatzen hört erst dann auf, wenn der Ferner abzunehmen beginnt. Sein Vorrücken gegen die bewohnte Thalseite ist um so schneller, je mehr er von beiden Seiten durch unbewegliche Felsen eingeengt ist. Er schiebt in dieser thalwärts gehenden Bewegung Alles vor sich her, selbst den Rasen losschälend von dem Felsengerippe, das er überkleidete. Das Grundwasser dringt auch in die Spalten der Gebirge und gefriert daselbst. Dadurch werden unzählige Felsenblöcke aus den Fugen gesprengt und emporgehoben. Sie steigen durch wiederholte Ausdehnungen immer höher und liefern die wunderbaren Steinlagen im Fernereise. Oft entstehen im Innern der Eisberge ungeheure Seen, die lange eingeengt plötzlich durch die Eismasse brechen und als „Fernerausbrüche" die Thalregion zerstören. Die Spalten und Ritzen verändern sich beständig, und bei innerer Gährung oft stündlich; sie bilden die seltsamsten Thürme und Pyramiden, ähnlich den Riesentrümmern einer zerstörten Welt. Bei plötzlicher Luftveränderung strömen daraus bisweilen schneidende Winde von durchdringender Kälte, und Eiskörner, die ein Schneegestöber weit umher verbreiten.

Das Fernereis ist in der Regel grobkörnig, und so hart, daß die Hirten Feuer auf demselben anzünden, ohne Gefahr zu laufen, daß von dem geschmolzenen Eise das Feuer erlischt.

---

*) Nach Beda Weber's „Tyrol."

Nichts Fremdartiges bleibt in der Fernertiefe liegen; nach bestimmten Zeiträumen kommt es sicher zum Vorschein. So fiel in Schnals ein Kraxenträger in einen Eisspalt und verschwand. Nach 15 Jahren kam das Gerippe wieder zum Vorschein, die Kraxe noch fest um die fleischlosen Schultern. Um diese Spalten gefahrlos zu übersetzen, geht man gewöhnlich in größern Gesellschaften, und alle Alpenwanderer sind mit Stricken aneinander gefügt, um den Stürzenden schnell empor zu ziehen. Oft wurden auf diese Weise Einzelne, die hinabgestürzt waren, wieder ans Tageslicht emporgezogen. Der Gestürzte hört in der Tiefe jedes Wort der Zurückgebliebenen, während er selbst mit seiner Stimme nicht zu ihnen dringen kann, wahrscheinlich durch widrige Luftströme daran verhindert.

Die größten Fernerstöcke befinden sich am Ortles, im Oetzthale und am Felbertauern an der Grenze von Salzburg und Kärnthen. Sie gehen nicht über 8000 Fuß herab, und nehmen einen Flächenraum von 369,290,000 Quadratklaftern ein.

Siebenter Abschnitt.

1. Die heilige Charwoche in Rom. — 2. Vergleich des englisch-protestantischen mit dem katholischen Cultus. — 3. Der griechische Cultus.

1. Die heilige Charwoche zu Rom *).

März 1839.

Im Jahre 1831 feierte ich die heilige Woche in Jerusalem; am Tage der Palmen ging ich von Bethphage nach Jerusalem auf demselben Wege, den der Herr gewandelt war unter dem Zuströmen und Jauchzen der Menge, die zu seinen Füßen Palmenzweige und Kleider ausbreitete; ich hörte die Klagelieder singen in geringer Entfernung von der Grotte des Jeremias; ein auf der Schädelstätte aufgepflanztes Kreuz, das auf demselben Orte stand, wo der ewig lebendige Gott für die Menschheit in die Leiden des Todes willigte, stellte mir auf die feierlichste und rührendste Weise das blutige Erlösungswerk vor die Seele. Dann sah ich die Auferstehung des Heilandes feiern im Angesicht des Grabes, in welchem der Tod seinen Sieger fand. Die Vergegenwärtigung der Leiden und Schmerzen, durch welche die Erlösung der Menschheit geschah, diese hohe in allen Kirchen der katholischen Christenheit immer feierlichst begangene Todtenfeier steigerte sich in meinem Gemüthe hier, durch den Anblick all' der heiligen Orte, zu einer unbeschreiblichen Wehmuth. Auch in Rom erwecken die feierlichen Ceremonien, welche nothwendig an die Erinnerung der Leidenszeit sich knüpfen, eine Traurigkeit der Seele; aber in diese Trauer mischen sich doch Eindrücke von ganz entgegengesetzter Natur, die an die große gewonnene Schlacht, an den Sieg erinnern, welchen der Gott der Schädelstätte über die Götter der alten Welt davon getragen hat.

*) Nach M. Poujoulat: „Toscane et Rome." Vom Herausgeber.

Jerusalem besitzt fast gar Nichts, was uns den Triumph des Evangeliums veranschaulichen könnte, denn die Stadt ist in der Botmäßigkeit eines Glaubens, welcher dem christlichen Glauben Krieg geschworen hat, und das göttliche Grab ist nicht frei. Wenn Du die ganze übrige Welt vergissest, wenn Du mit Deinem Geiste einzig auf dem Leidenswege und auf Golgatha verweilst, dann wird die Anschauung der Erniedrigung, der Leiden und Sündenstrafen, die der Gottmensch erduldet, lebendig vor Deinem Seelenauge: Du siehst den Stand der Erniedrigung, die Demuth des Menschensohnes. In Rom hörst Du die Geschichte von den Verfolgungen, von der Schmähung, von dem Tode; aber mitten in der alten glanzvollen Hauptstadt der Kaiser, die nun die Hauptstadt der Oberpriester Jesu Christi geworden ist, — mitten in der Königin der Städte, wo die Denkmale, die Trümmer, der Staub, wo Alles zu rufen scheint: „Du, o Galiläer, hast gesiegt!"

Die Feier des Palmensonntages sollte in der Basilika *) des heiligen Petrus-Domes begangen werden. Auf dem Chore war für den Papst ein Thron errichtet, zwischen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhl des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatische Corps und sonstige Fremde von hohem Rang hingestellt. Die erste Bank sollte von den Cardinälen, die zweite von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für die Damen, die mit einer Einlaßkarte versehen waren, aufgerichtet. Eine Abtheilung päpstlicher Miliz hielt den Zudrang der Menge in gehörigen Schranken.

Bevor ich aber die Schilderung der Ceremonie unternehme, will ich Dir einige merkwürdige Einzelnheiten über die Lieferung der Palmen mittheilen. Die Geschichte hat den Namen des jungen Seemanns aufbewahrt, der, als der Obelisk vor dem vaticanischen Palaste aufgerichtet werden sollte und der Papst Sixtus V. das strengste Stillschweigen bei Vermeidung der Todesstrafe den Zuschauern auferlegt hatte, den Muth besaß zu rufen: Aqua alle funi! „Wasser auf die Stricke!" Ohne diese Erinnerung würde der Obelisk nicht zum Stehen gebracht worden sein, denn die Seile waren zu lang, und konnten nur dadurch verkürzt werden, daß man sie anschwellen ließ. Sixtus V. ließ den jungen Schiffer vor sich kommen und gestattete ihm, sich eine Gnade zu erbitten. „Ich wünsche", antwortete der Fremdling, „daß mir ausschließlich das Recht zu Theil werde, für den Palmsonntag die Palmen nach Rom liefern zu dürfen". Dieß Vorrecht ward ihm bewilligt. Sein Name war Bresca, sein Heimathsort San Remo, eine kleine, von Genua etwa 25 — 30 Stunden entfernte Stadt, in deren Gegend die Palmen in Ueberfluß wachsen; die Feldflur von Bordiguiera, zwei

---

*) Name sowohl für den Haupttheil der Kirche, wie für eine Hauptkirche selbst.

Stunden von Remo, ist wie übersäet davon. Seit jener Zeit hat die Familie Bresca fortwährend dieß Privilegium behalten und besitzt es bis auf den heutigen Tag. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieselbe Familie auch noch das Vorrecht inne hatte, nach Rom Schiffe mit den verschiedenartigsten Waaren beladen ganz zollfrei einführen zu dürfen. Da aber diese Freiheit zu sehr gemißbraucht worden war, so setzte Pius VII. an ihre Stelle eine jährliche Pension von 120 römischen Thalern (scudi), ja ertheilte sogar dem Haupte der Familie Bresca für immer den Rang eines Seecapitains. Als dieser Kirchenfürst aus der Verbannung wieder in seine Hauptstadt zurückkehrte, ward er am „Thor des Volkes" von einer Jungfrauenschaar empfangen, die zum Zeichen des Sieges in den Händen Palmenzweige empor hielt. Es war der Ritter Bresca gewesen (der in Rom seine Wohnung genommen hatte), welcher auf die schöne Idee eines so lieblichen Empfanges gekommen war. — Nun aber kehre ich zu der in Rede stehenden Ceremonie zurück.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verräth die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit; voran gehen zu zwei und zwei und in feierlichem Schritt die Bußväter *) im Meßgewande und die Cardinäle im Chorrock; dann erscheint der Nachfolger des heiligen Petrus auf einem Thronsessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt ist, so daß sich Se. Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeschlossen sieht. An diesem Tage trug er nicht die dreifache Krone **), sondern eine einfache silberne Bischofsmütze ***); in seinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen umher den Segen spendete. Der heilige Vater ward dem Hochaltare gegenüber niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet, und bestieg dann den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Diese Palmenzweige sind ziemlich lang und sehr zierlich gewebt ****); derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes, und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austheilung geschah unter dem Absingen frommer Lieder, mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung. Die Cardinäle, die Bußpriester und viele Herren in Uniform oder Amtskleidung

---

*) Pönitentiarius heißt der vom Bischof beauftragte Priester, der die noch vorbehaltenen Sündenfälle erläßt und als geistlicher Strafrichter eine besondere Würde hat.

**) Tiara.

***) Mitra.

****) Das Volk empfängt Baumzweige. Die jungen Weiden-, Erlen- und Haselnuß-Kätzchen werden bekanntlich Palmen genannt, und die Frühlingszeit, in der sie blühen, Palmenzeit. — Der Palmsonntag eröffnet die Charwoche — die letzte Woche vor Ostern.

kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte sein Knie vor dem Stellvertreter Jesu Christi, und küßte dann das Kreuz auf seinem Pantoffel; die Cardinäle küßten die Palme, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters, und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schweif ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzählbaren Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt, Etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Cardinal abgehalten. Ich werde nicht bei den Einzelnheiten des Ceremoniels verweilen, das jederzeit dann in Anwendung kommt, wenn der heilige Vater dem Hochamte beiwohnt; ich begnüge mich, Dir zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl im Stande, die Gemüther zu rühren und zu erschüttern. Indem ich von der Passionsfeier spreche, möchte ich Dich wieder an den ganz verschiedenen Eindruck erinnern, worauf ich schon oben hingedeutet habe, zwischen Jerusalem und Rom: auf Golgatha drang die volle Gegenwart des gekreuzigten Jesus auf mich ein, meine Seele war niedergebeugt in der Anschauung des leidenden Erlösers, ich fühlte seine Schmerzen nach; ich suchte jetzt dasselbe Gefühl wieder zu erwecken, aber der Anblick des christlichen Rom wirkte immer wie eine Zerstreuung auf mein Gemüth, wie eine Veräußerung meiner inneren Trauer.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu las *), die so einfache als ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß Diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache vor dem Kreuze bildeten. Was würden jene Römer wohl Dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Cäsaren, vernehmt es! Dieser Jesus, den ihr so eben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures capitolinischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Hei-

*) Während der Feier des Hochamtes, wo der Priester die Messe liest, und vom Chore die Stimmen der Sänger und die Töne der Instrumente erschallen, pflegen die Andächtigen in ihren Gebet- und Erbauungsbüchern zu lesen.

ligthümer nehmen und daraus demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gegeißelt und ans Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam in vergangener Nacht seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in eure Stadt kommen und das Wort von Jesu Christo predigen; eure Mitbürger werden ihn tödten, euer Hügel Janiculus wird sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu verkünden, und eben diese Nachfolger werden auf dem Throne eurer Cäsaren sitzen!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht, oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben.

Die Feier „der Todtenmette" am heiligen Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, dieser herrlichen päpstlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese Kapelle vermag kaum 500 Personen aufzunehmen, und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt, und hatte Mühe zu athmen, während man die Psalmen und Klagelieder (nach Jeremias) sang. Was hätte ich doch darum gegeben, dieser tief ergreifenden Feierlichkeit unbelästigt in einer von unsern einfachsten Kirchen mich hingeben zu können.

Doch ward ich des Gedränges ungeachtet bald zur Andacht gestimmt, als unter allen Anwesenden die tiefste, ich möchte sagen heiligste Stille eintrat, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß sind, in unsere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war schon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Kapelle: da ertönte das Miserere*) des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am grünen Donnerstag, in aller Frühe, strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die 13 Apostel bestimmt, lauter Priester oder Diakonen, aber den verschiedensten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, die Männer in Festkleidung drängten sich in den Umkreis, aber blieben stehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieser das diplomatische Corps. In dem Maaße, als die Stunde der Ceremonie

*) „Herr, erbarme dich unser!" Ps. 50.

näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn „der Gläubigen oder Getreuen" wäre nicht ganz richtig gesagt — in den reservirten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo sich verewigt hatte, so bemerkte man im Umfange der Gallerie einige hundert schwarze Punkte; es waren Menschen, die, mit Ferngläsern bewaffnet, das Schauspiel aus der Vogelperspective betrachteten. — Die 13 Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsscene, nach dem Bilde des Lenardo da Vinci, in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet. Ein wahrhaft christlicher Anblick bot sich nun der Versammlung dar. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit trat heran, nachdem er eine kleine Schürze vorgebunden, wusch den 13 Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Nichts in der Welt macht einen so starken Eindruck als die Macht in demüthiger Gestalt. Die alte Zeit, die Heroen, die großen Könige und heidnischen Weisen haben die Demuth nicht gekannt; diese Tugend ist erst im Stall zu Bethlehem mit dem Sohne der Jungfrau Maria geboren worden, und sie ist recht eigentlich die göttlichste der Tugenden. Jeder Apostel, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, empfing vom Prälaten-Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Cardinal einen Blumenstrauß. Alle diese Priester oder Diakonen zeigten auf ihrem Gesichte Empfindungen inniger Andacht; es schien, als litten sie bei dem Anblicke des dienstfertig vor ihnen sich neigenden Stellvertreters Jesu Christi.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der 13 Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vaticans. Die Menge stürzte nach den Treppen hin, welche zu diesem Saale führen, und die Verwirrung und das Gedränge ward groß. Man hörte das Schreien und Seufzen der Frauen; auch war der für die Ceremonie gewählte Raum viel zu klein, um alle die herandringenden Zuschauer fassen zu können. Man fragte sich, warum nicht dem unermeßlichen Schiff der Peterskirche der Vorzug vor einem einfachen Schloßsaale gegeben sei?

Ueber das Einzelne der Nachtmahlsfeier vermag ich Dir kaum Bericht zu erstatten, da mir die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst, im Chorhemde und der Stola, segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der Größte unter euch soll euer

Diener sein; denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet" *).

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Cardinal Groß-Pönitentiär, der an der Hauptthür der Metropolis **) mit aller Feierlichkeit von einer Schaar Priester und Chorknaben empfangen wurde, begab sich zuerst nach dem heiligen Grabe ***), um hier zu beten, und dann in seinen Beichtstuhl, um die Beichte aller Derer zu hören, welche sie abzulegen wünschten. In seiner Rechten hielt er eine Ruthe, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt Derjenigen zu ertheilen, die (oft aus weiter Ferne) herbeigeeilt waren, um den Sündenerlaß zu empfangen, der an diesen Act der Demüthigung geknüpft ist. Die katholische Kirche sichert den Gläubigen die Vergebung der Sünden durch die verschiedenartigsten Mittel.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der Abendfeier des grünen Donnerstages statt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem heiligen Grabe niederzuknien, und im Anblick der heiligen Hostie, die vor dem Grabe aufgestellt ist, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Christenthums, das in die Welt gekommen ist für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieses Tages, als schon die Schatten der Nacht die Basilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle, und war glücklich in der Sammlung meines Gemüths, die mir durch die Abwesenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die 112 Lampen des „Glaubensbekenntnisses des heiligen Petrus" durften

---

*) Der heilige Vater pflegt in der Regel die ärmsten Priester sowohl für die Ceremonie des Fußwaschens, als auch für die darauf folgende Mahlzeit in seinem Palaste einzuladen.

**) Metropole = Mutterkirche hieß ursprünglich diejenige Stadt und Kirche, die einen Bischof hatte.

***) Um die Ruhe des gekreuzigten Heilandes im Grabe anschaulich zu machen, ist in allen katholischen Kirchen das „heilige Grab" aufgebaut, besonders prächtig in den größern Städten, doch wetteifern selbst die Dörfer in einer schönen Ausstattung des Grabes Jesu; der heilige Leichnam, aus Holz gebildet, liegt in der wie eine Felsengrotte gestalteten Höhle ausgestreckt; vor dem Eingange sitzen zwei römische Soldaten mit ihren Spießen, auf Holz gemalt oder aus demselben geschnitzt; in ähnlicher Weise sind die Engel dargestellt, welche über dem Grabe schweben. Das Ganze ist mit grünem Laubwerk und Blumen verziert. Die feierliche Beisetzung des heiligen Leichnams geschieht am Charfreitage, wo auch das „Allerheiligste" (die Monstranz) in feierlicher Procession vor das Grab zur Anbetung hingestellt wird und bis zur Auferstehung da stehen bleibt.

in dieser Trauerzeit nicht angesteckt werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunkeln Raume strahlte ein helles Licht: das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor dessen Altar Männer und Frauen auf die rührendste Weise niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um diese Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierige, sondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquiensegen ward noch an diesem Abend gespendet. Ueber der Bildsäule der heiligen Veronika war ein Kranz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne stand ein Priester, um die Umstehenden mit den heiligen Reliquien einzusegnen: ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jesu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika; jede einzelne Reliquie war in eine silberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhülle leuchtete und das schönste Lichtspiel bildete. Schweigend auf das Pflaster des Schiffes niedergestreckt beteten die Versammelten an.

Der Schwarm von Fremden hatte sich in dem zerstreuenden Lärme der vorigen Tage müde gemacht, ja Einige hatten sogar für ihre Neugier büßen müssen. So ging die Ceremonie der Kreuzanbetung, in der Sixtinischen Kapelle um 10 Uhr früh des Charfreitags, mit einer Stille vorüber, wie sie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienstlichen Handlung an diesem Tage erheischte. Die Anbetung des Kreuzes von Seiten des heiligen Vaters, der Cardinäle und Prälaten stellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Schauspiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürsten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, sich hinwerfen zu sehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlösung uns vorhält; zu sehen, wie die obersten Priester der Kirche in tiefer Demuth vor dem Kreuze sich beugten: in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das heilige Holz andeutet; und diese Anbetung des Kreuzes geschah zu Rom, in derselben Hauptstadt „der Welt", welche einst das Kreuz mit Feuer und Schwert verfolgte und seine Anbeter mit der größten Schande bedeckte! Während der Ceremonie ließ die Kapelle Gesänge von wunderbarster Einfachheit, aber tief ins Herz dringender religiöser Empfindung ertönen. Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtliche schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte Euch versammeln unter meine Flügel, wie die Henne ihre Küchlein — aber Ihr habt nicht gewollt!" Diese Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstät in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle bot Alles den Anblick der größten Trauer dar, mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Cardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geistlichen

Fürsten hatten ihren Siegelring abgelegt; die ihnen vorangetragenen Scepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift; der Vater der Christenheit ertheilte heute keinen Segen — alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen, ein unendlicher geistlicher Tod beherrscht den Erdkreis.

Ueber die Feierlichkeiten des heiligen Samstags kann ich hinweggehen, da sie in Rom wie an jedem andern katholischen Orte abgehalten werden. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages ist übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Ich wohnte dieser Ceremonie bei und sah einen jüdischen Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der ersten Christen die Taufe empfing, nachdem er zuvor seinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mittagsstunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wieder gegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löste die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und laute freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende.

Der erste Ostertag ward mit der großartigsten und prächtigsten Ceremonie gefeiert. Der Papst selbst hielt im St. Peter das Hochamt, welches das „hohepriesterliche" heißt. Es ist in Wahrheit ein herrliches Schauspiel, den heiligen Vater zu sehen, wie er wie ein Gott unter dem prächtigen Thronhimmel herbeigetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, von einer unzählbaren Menschenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu sehen, wie sämmtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenen Ordenstracht, wie der ganze päpstliche Hofstaat, alle Prälaten, alle Cardinäle in ihrem verschiedenartigen prächtigen Schmuck dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papst zeigt sich an diesem Tage, als Repräsentant des siegenden Christus, in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug veranschaulicht die Macht der ganzen katholischen Kirche. Die dreifache Krone glänzt auf seinem Haupte; vier einfache Kronen und zwei Bischofsmützen werden von Kaplänen in rothem Oberkleide ihm nachgetragen.

Was mich während der Feier des Hochamtes durch den heiligen Vater am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Communion. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen weiten Raume der Kirche, und du weißt, was für einen großartigen Eindruck das Schweigen einer ungeheuern Menschenmenge ausübt; hier war es der religiöse Moment, der alle diese Menschen stumm und still gemacht hatte, und in der That, in diesem Augenblicke fühlte man auch, daß ein großes Geheimniß auf dem

Altare sich verwirklichte! Dreißig tausend Andächtige waren auf ihre Knie gesunken, als der Leib des Herrn in der Gestalt des Brodes sich offenbarte; der Papst allein stand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hostie empor unter dem laut schmetternden Posaunen- und Trompetenschalle.

Von der Handlung der Communion wurden alle Die ergriffen, welche auf dem Chor einen Platz gefunden hatten. Der Papst steht auf seinem Throne mit gefalteten Händen und vorwärts geneigtem Haupte; alle Knie beugen sich, denn man trägt von dem Altar zu dem Throne hin die geweihte Hostie. Mit hoher Andacht erwartete der Oberhirt der Christenheit seinen Gott, und mit wahrer Inbrunst empfing er ihn. Nachdem er mit der Hälfte der Hostie sich selber das heilige Abendmahl gegeben hatte, theilte er die andere Hälfte in zwei Theile und gab die Commnion dem Cardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsstunde ertheilte der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christenschaar seinen Segen. Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon. Hundert Tausende von Christen, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatican; alle Glocken in Rom lassen ihre Töne durch die Lüfte erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papst hält eine kurze Rede, und am Ende derselben macht er über das versammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Als ich meine Blicke über die Menge hingleiten ließ, sah ich Männer und Frauen in Thränen und viele Andere in größter Andacht auf ihren Knien liegend, namentlich auf den Stufen vor St. Peter. Auch von der rein sittlichen Seite betrachtet, finde ich es sehr ergreifend und zur Andacht stimmend, wenn ein ehrwürdiger Greis seine Hände emporhebt und den Segen Gottes für das Menschengeschlecht erbittet, das in den verschiedensten seiner Kinder um ihn versammelt ist.

Der Raum gestattet mir nicht, die Illumination des St. Peter am Osterabend und der Engelsburg am zweiten Festtage, nebst den vielen andern Feuerwerken noch näher zu beschreiben, nur die eine Bemerkung stehe noch hier.

Es ist unter vielen „großen Geistern" Sitte geworden, von der heiligen Woche zu Rom wie von einer Oper zu reden, die sich mehrere Tage fortspinnt; ja es giebt fast keinen Reisenden, der aus Rom zurückgekehrt nicht ein Langes und Breites von den leeren bloß äußerlichen Ceremonien in St. Peter erzählte und schriebe. Aber Viele, die sich über den Mangel an Andacht und über die mancherlei Skandale beklagen, sind selber an dem schuld, worüber sie sich beklagen, weil sie keine Andacht mitbringen. Die Kirche würde ihnen heiliger sein, wenn sie selber sich heiligen wollten.

---

2. Vergleich des katholischen und des englisch-protestantischen Cultus *).

Ehe ich nach dem Phönixpark **) fuhr, wohnte ich dem Gottesdienste in der katholischen Kapelle bei. Es ist dieß ein schönes Gebäude. Das Innere, ein großer ovaler Saal mit einer ringsum laufenden Colonnade ionischer Säulen, einer schönen Kuppel und einem vortrefflichen Hautrelief ***), in der halben Wölbung der Decke, die sich über dem, am Ende des Saales stehenden Altar befindet. Es stellt des Erlösers Himmelfahrt vor. Vortrefflich ist besonders die Figur und der Ausdruck des Heilandes, den man sich so denken muß, wenn auch der Künstler nur aus der Phantasie schuf.

Der Hauptaltar steht ganz frei, ist von einfach schöner Form und aus weißem Marmor in Italien verfertigt. Die obere Platte und der Sockel sind von dunklem Marmor. Die Vorderseite ist in drei Felder getheilt, worauf im Mittelfelde das Bild einer Monstranz von Goldbronze, auf den beiden andern die Basreliefs zweier anbetender Engel sich befinden. Oben steht auf der Mitte des Altars ein kleiner prachtvoller Tempel aus kostbaren Steinen und Gold, in dem die wirkliche Monstranz aufbewahrt wird, und neben ihm zwei eben so prächtige Goldleuchter. An beiden Seiten des Altars stehen außerdem noch zwei Gueridons von Bronze, die von Engeln, welche ihre Flügel zusammenschlagen, getragen werden; auf den obern Platten derselben befinden sich die heiligen Oblaten und der Wein. Alle Einzelheiten sind im besten Geschmack ausgeführt, und die edelste Einfachheit herrscht überall vor. Von der Decke hängt an einer schweren silbernen Kette eine antike Lampe von gleichem Metall herab, die fortwährend brennt.

Es ist gewiß einer der schönsten katholischen Gebräuche, daß gewisse Kirchen den Gläubigen bei Tag und Nacht für die Verrichtung der Andacht stets offen stehen. In Italien begab ich mich fast nie zur Ruhe, ohne vorher eine solche Kirche besucht und den wunderbaren Effekt betrachtet zu haben, den es hervorbrachte, wenn in der Stille der Nacht die einzelne Lampe mit ihrem röthlichen Licht die hohen Gewölbe sparsam und phantastisch beleuchtete. Immer fand ich eine oder die andere einsam betende Gestalt vor einem der Altäre hingeworfen, nur mit ihrem Gott und sich beschäftigt, ohne die mindeste Rücksicht auf das zu nehmen, was um sie her vorging. In einer dieser Kirchen stand das Riesenbild des heiligen Christoph, an den mittelsten Pfeiler gelehnt und mit dem Kopf an das Gewölbe stoßend; auf

---

*) Briefe eines Verstorbenen (Fürst Pückler). 2. Thl. (2. Aufl.)

**) Sitz des Lordlieutenants von Irland, bei Dublin.

***) Ganz erhabene Arbeit —; bas relief — wenig erhabene Sculptur, halb erhabene Arbeit.

seiner Schulter saß das schwere Christuskindlein, und in seiner Hand hielt er als Wanderstab einen ausgewachsenen Baumstamm, mit frischen grünen Aesten, der monatlich erneuert wurde. Das Licht der hochhängenden Lampe umgab das Kindlein wie mit einer Glorie, und warf, wie segnend, einzelne Strahlen herab auf den frommen Riesen.

Wenn ich den hiesigen katholischen Gottesdienst mit dem englisch-protestantischen vergleiche, muß ich dem erstern unbedingt den Vorzug geben. Mögen gleich einige Ceremonien zu viel und selbst ans Burleske streifend sein, z. B. das Umherwerfen der Räucherfässer, das fortwährende Anlegen anderer Kleidungsstücke u. s. w., so hat dieser Cultus doch eine Art antiker Größe, welche imponirt und befriedigt. Die Musik war vortrefflich, sehr gute Sänger, und diese, was den Effekt ungemein vermehrte, unsichtbar. Einige Protestanten nennen dies zwar eine Bestechung der Sinne, ich kann aber nicht einsehen, warum das Ohren zerreißende Geschrei einer unmusikalischen lutherischen Gemeinde frömmer sein soll, als die Anhörung guter Musik, von Leuten ausgeführt, die sie auszuführen gelernt haben*).

Auch die Betrachtung des Inhalts der Predigt war hier ganz zum Vortheil des katholischen Cultus. Während die englisch-protestantische Gemeinde in Tuam, als ich zugegen war, in einem sehr trockenen, von dem Prediger abgelesenen Vortrage von einer Wundergeschichte unterhalten wurde, die ohne alle Anwendung auf das christlich fromme Leben blieb, war hier die Lehre rein moralisch und praktisch. Der Redner sprach hauptsächlich vom Neid, und sagte unter Anderm sehr treffend: Wollt Ihr wissen, ob Ihr von diesem Laster, das der Menschenliebe geradezu entgegen arbeitet und den Menschen so sehr erniedrigt, ganz frei seid, so prüft Euch nur genau, ob Ihr nie, wenn das Glück Euern Nächsten heimsuchte, ein unbehagliches Gefühl in Euch entdecktet, oder ob Ihr nie, bei der Nachricht, daß dem Glücklichen etwas mißlang, oder ein Anderer von diesem und jenem Unfall betroffen wurde, eine leise Befriedigung gefühlt? Legt Euch diese Frage ernstlich vor, und beantwortet sie dann mit Aufrichtigkeit u. s. w.

Die Art, wie Jeder hier für sich still in seinem Gebetbuche liest, während die herrliche Musik den Geist erhebt und vom irdisch Alltäglichen abzieht, scheint mir auch dem eintönigen Ablesen der Gebete in der englischen Kirche weit vorzuziehen. Während der Priester vor dem Altare das Hoch-

---

*) „Durch die Einführung der neuen Agende im Königreiche Preußen ist zur Verbesserung, ich möchte sagen Vermenschlichung der Musik in den Kirchen sehr viel gethan worden, und der Einfluß auf die Gemeinden überall auch sehr wohlthätig gewesen.“ Anm. des Fürsten.

Der erhebende, feierliche, wahrhaft christlich erbauende Choralgesang der deutschen protestantischen Kirche ist aber in seiner hohen Bedeutung für die gemeinsame Erbauung nicht zu gering anzuschlagen; auch arbeiten jetzt wieder manche wackere katholische Geistliche daran, ihn ihrer Kirche wieder zuzuführen. Anm. d. H.

amt hält und die Erlösung durch den Tod Jesu symbolisch darstellt, ist die Gemeinde still in Andacht gesammelt und merkt nicht auf die Räucherungen der Priester und Chorknaben am Altar, auf den Wechsel der Gewänder, welches Alles nur für ein protestantisches Auge etwas Auffallendes hat.

3. Der griechische Cultus *).

1. Russische Gotteshäuser.

Wie die christliche Religion, so wurde auch der Baustyl der ihr dienenden Gotteshäuser von Konstantinopel nach Rußland übertragen. Beide wurden natürlich auf dem fremden Boden und bei der verschiedenen Nationalität sehr modificirt, und es entstand daher die griechisch-russische Kirche und ein ihr eigenthümlicher byzantinisch-russischer Baustyl.

Kein Land in Europa hat aber so wenig alte Kirchen als Rußland, weil man früher dort Alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulniß wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch existiren, wurden erst gegen Ende des Mittelalters gebaut, und finden sich vorzugsweise in Kiew und auf dem moskauischen Kreml. Sie wurden nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach erhebt sich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, die vier andern im Quadrat regelmäßig um sie herum liegen. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerlei Ketten umhangen ist, und durch sie an die Kuppel selbst befestigt wird. Von Außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, schreiend-roth, grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder versilbert, was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. In das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond (Decke) ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber mehr erschreckt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich ist es das Brustbild des Erlösers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich eben so von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Style der 15 Ellen hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt sind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt sind

---

*) Reisen im Innern von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau. Von J. G. Kohl.

sie indeß schon ziemlich verblichen, und schwerlich wird man sie wieder herstellen lassen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren Kirchen in den Städten dieses Reichs, und ohne Zweifel werden wohl in diesem Augenblicke in keinem Lande der Welt so unendlich viele neue Kirchen gebaut, als in Rußland, theils weil der Zuwachs der Bevölkerung so ungeheuer ist und die Städte sich schwindelnd rasch entwickeln, theils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meist neue, geschmackvollere steinerne treten. Es ist jetzt keine Stadt in Rußland, die nicht aus der Ferne betrachtet mit ihren vielen weißschimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Thürmen wie ein kleines Konstantinopel oder wie das hunderttempelige Fez aussähe. Ja, Ortschaften, die, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, ihrer Holz- und Lehmhäuser wegen, machen in weite Ferne hinaus fürs Auge so viel Lärm, daß man eine Residenz vermuthet; Alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen neurussisch-byzantinischen Style gebaut, der sich wie der alte auf eine quadratische Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reducirt. Dazu kommt dann aber als hauptsächlichste Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthischen Ordnung, nebst einer bedeutenden Vermehrung der Fenster und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen russischen Kreisstadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche sind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzierrathen *) ersetzt. Die Wände sind weiß, das Aeußere ist überkalkt, und zu dessen Weiß steht das Grün der Kuppeln recht hübsch. Fast in ganz Rußland sind diese Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, so doch mit Eisenblech gedeckt und grün angestrichen. Manche Klöster haben freilich noch vergoldete und versilberte Kuppeln. Am feinsten und nach orientalischem Geschmack äußerst schön und wohlgefällig sehen die himmelblau angemalten und mit goldenen Sternen geschmückten Kuppeln aus, deren man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen sieht.

Säulen finden sich jetzt selbst bei den unbedeutendsten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenreihe um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontispice **) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

Auf jeder der fünf Kuppeln steht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt

*) Man bezeichnet mit diesem Namen die aus einer weichen Masse von Gyps und Kalk an Decken, Wänden und Gesimsen angebrachten Verzierungen.

**) So nennt man den mittlern Vorsprung eines Gebäudes — die Giebelseite.

meist ohne Halbmond und Kettenschmuck. Die Kuppeln und Thürmchen sind bloßer Zierrath, und dienen nicht wie unsere Kirchthürme zu andern Zwecken. Die Sitte, die Uhren in den Thürmen zu haben, ist in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den sogenannten „Kolokolnik", d. h. den Glockenträger. Dieser Kolokolnik ist bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Aesten das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde steckende in die Höhe tragen. Der elegantere Baustyl hat nun diesen rohen hölzernen Glockenträger theils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich sieht, unter der die Glocken hängen, theils aber an seine Stelle einen Thurm gesetzt, welcher von der Kirche ganz abgesondert und für sich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Thürme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Cocosnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken. Wenn sich so ein russischer Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Concert beginnen, dann Gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indeß ihr Geläute nicht so unleidlich, wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolniks immer sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen garnirt, die sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute darauf hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besondern Anblick. Er setzt die Glocken selbst nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke an den Fingern jeder Hand, einen andern hat er sich über den Rücken gebunden und noch ein paar dirigirt er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun bald rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, sind oft sehr komisch, und ein russischer Zar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei seiner Hofkirche gewöhnlich selbst den Küster spielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die D o r f k i r c h e n sehr ab. In Großrußland sind die meisten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häu-

ser mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Thurm und anderweitige Auszeichnung; nur befindet sich der meist schiefe und halb zerfallene Kolokolnik zur Seite. Die kleinrussischen Kirchen aber sind also gebaut: Ein längliches Haus, ein hoher Thurm auf dem einen Ende und ihm zur Seite zwei kleinere (auf die heilige Dreieinigkeit hindeutend), alsdann ein Glockenthurm, der aber mit der Kirche durch einen langen Gang in Verbindung steht.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterschied zwischen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich sind beide in einem Gebäude der Art mit einander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche gesetzt ist. Jene ist dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerke des Gebäudes, diese ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur spärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man selbst in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da aber auf diese Weise weder die eine noch die andere sich architektonisch entwickeln kann, so setzt man jetzt in die neuern Kirchen viel große Oefen, die beständig geheizt werden, und versieht den Eingang mit doppelten Thüren. Diese Kirchen mit den Oefen und der angenehmen warmen Luft gleichen, besonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unsern Wohnzimmern.

Was das Innere betrifft, so zerfällt dieß wesentlich nur in zwei Theile, nämlich in den großen, für die Gemeinde bestimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligste, in welchem der Altar steht. Beide Theile werden durch eine Art von spanischer Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert ist, von einander geschieden. Diese Wand heißt „Ikonastas", d. h. Bildergerüst, weil sie auf der nach der Kirche zugewandten Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt ist. Vor dieser Wand her läuft noch eine niedrige Gallerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt, abschließt. Dieser Raum stellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligsten vor.

In der Mitte des Allerheiligsten steht zunächst der Altar mit Teppichen und andern Sachen geschmückt. Die Dinge, welche immer auf ihm liegen, sind ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelsteinen bedeckt, alsdann ein Kreuz von Silber, in dem aber, weil die griechische Kirche keine Sculpturen und erhabene Arbeit duldet, der Heiland gewöhnlich nicht vorgestellt ist, sondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt sind. Dieß Kreuz liegt gleichfalls platt auf dem Tische. Stehende Kreuze sieht man überhaupt gar nicht in den russischen Kirchen. Alsdann befindet sich in der Mitte des Altars zwischen dem Evangelium und dem Kreuze die Hostie, welche nicht wie bei den Katholiken in einer Monstranz aufbewahrt wird. Zuweilen stellt man sie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln besetzt ist, und worin in einer Höhle ein kleiner silberner Sarg steht, in dem die Hostie liegt.

Da das Allerheiligste in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligsten, und dieses Schränkchen mit der Hostie auf dem Altare das Wichtigste ist, so ist letzteres eigentlich als der Centralpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf welchem sich alle Blicke concentriren, und um den sich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weßhalb man denn auch alles Mögliche angewandt hat, dieses Hauptstück aller Kirchengeräthschaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig ist jener ganze Berg von massivem Silber, ja in der Uspenki-Kathedrale in Moskau ist er sogar von reinem Dukatengolde, drei Fuß hoch mit allen seinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter stehen noch auf dem Altare ein Becher und silberne Teller für's Abendmahl, bedeckt mit den schön gestickten „Wosduchi." Das sind bunte Tücher, mit welchen die Becher in dem Augenblicke bedeckt werden, wo die Verwandlung des Weines vor sich geht. Die russischen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann solche Tücher für die Kirche zu sticken.

In der einen Ecke des Allerheiligsten ist noch ein Tisch, auf dem der Wein und das Brot in Tellern und Bechern zubereitet werden, ehe die Priester sie in feierlicher Procession zur „Verwandlung in den Leib und das Blut Christi" (Transsubstantiation) auf den Altar tragen. In der andern Ecke hängen ein Kamm, Spiegel und andere Toilettengeräthschaften für die Priester. Doch haben diese gewöhnlich noch ein eigenes Zimmer für Anlegung und Aufbewahrung der Kleider, Mützen (Mitren), Bischofsstäbe u. s. w.

Was dem in eine russische Kirche Eintretenden zuerst und am meisten in die Augen fällt, ist jene große buntgeschmückte spanische Wand, das Ikonostas. Sie ist von drei Thüren durchbrochen, durch welche das Allerheiligste mit dem übrigen Raume der Kirche communicirt. Die mittlere dieser Thüren heißt die „königliche" oder „zaarische Pforte", weil durch dieselbe außer dem Oberpriester, welcher dieselbe nur bei den feierlichsten Handlungen des Gottesdienstes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, passirt — nur noch der Kaiser, und auch der nur beim Genusse des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Diese Thüren sind daher gewöhnlich verschlossen und öffnen sich während des Gottesdienstes nur selten, die Osterwoche allein ausgenommen, wo sie sieben Tage und sieben Nächte lang offen stehen. Die beiden Seitenthüren dagegen sind immer geöffnet, und die Priester gehen durch sie aus und ein. Auch ist sonst jedem Manne, von welcher Religion er auch sei, der Durchgang verstattet, so wie der Eintritt in das Allerheiligste; aber Beides ist den Frauen auf das Strengste untersagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitenthüren haben nichts Besonderes, desto mehr Industrie wird aber auf die prächtige Ausschmückung der königlichen Pforte verwandt. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienste am Altare geschieht, soll allerdings dem Zuschauer in einigem Dunkel erhalten werden. Den-

noch aber muß, damit dem Geheimnisse nicht sein Reiz genommen und die Spannung erhöht werde, ihm etwas von dem innern Getriebe im Allerheiligsten wahrnehmbar sein, das Ganze aber deshalb in einem gewissen Helldunkel erhalten werden. Zu diesem Ende sind daher die königlichen Pforten immer von durchbrochener Arbeit, so daß große Zwischenräume zum Durchblicken bleiben, und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchsichtiger Vorhang, gewöhnlich von rothschimmerndem Seidenstoffe. Hinter diesem Vorhange agiren denn die Priester wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Thüren selbst, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet sind, stellen in halberhabener Arbeit sehr Verschiedenes dar. Zuweilen sind sie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumenguirlanden. Zuweilen ist es eine große goldene Sonne mit tausend Strahlen, die sich dann während des Gottesdienstes auf einmal auseinander thut und den Altar zeigt. Zuweilen ist es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln besetzt, der sich dann plötzlich in zwei Theile spaltet und der Welt den Altar zeigt.

Das Inkonostas selbst ist von unten bis oben mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise wie die Wände in Gemäldegallerien. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Oelgemälde und größtentheils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles Andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze u. s. w. Dieß Alles ist von Silber, und durch die gelassenen Oeffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirnen, Füße und Hände.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Aehren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden.“

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonostas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung desselben, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Oelflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Thür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppiche erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für das Sängerchor bestimmt, welches immer zur Seite in einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, so wie auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden dürfen.

In dem übrigen Raume ist dann Alles ziemlich leer, und an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder, mit brennenden Kerzen

oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen u. dergl.; sonst aber sieht man gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knien, Kreuzigen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch giebt es keine besondern Abtheilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; Alles drängt sich hier republikanisch durcheinander, ohne Unterschied des Geschlechts, Ranges und Alters. Selbst die kaiserliche Familie zieht sich nicht in separirte Logen zurück. Vielmehr ist für den Kaiser und sein Haus nur ein um einige Stufen erhöhter, mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, und wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Unterthanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

* * *

2. Die griechische Messe.

Eines der allermerkwürdigsten Schauspiele, welche die russische Kirche bietet, ist der sonntägliche und auch sonst an allen Feiertagen dem besondern Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Ertheilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, diese Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 50 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir es versuchen, von ihr eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Theile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung, nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines, und in die Vertheilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, so daß eine vollständige Messe, wie sie indeß nur in den Klöstern von den müßigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo Manches abgekürzt wird, dauert sie aber auch noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonostas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes breites goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des

Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne." Man nimmt immer einen in Figur und Stimme vollendeten Herold zu dieser Ausrufung, wo möglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unsers Herrn und allergnädigsten Kaisers Nikolaus Paulowitsch! Im Namen unserer Kaiserin Alexandra Feodorowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militairs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!" Während dessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand — auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen dienenden Diatschoks gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren steht. Diese Procedur ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau giebt es Bibeln, die der Art mit Edelsteinen, Silber und Goldschmuck versehen sind, daß zwei Priester oft nicht hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann etwas darein, sie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt vor, so rasch, daß kein Mensch ein Wort davon versteht. Ich fragte einen Priester, warum man so rasend schnell lese? „Ach, Väterchen", antwortete er, „wir müssen wohl eilen. Es ist so viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unser!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieser Zeit sieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thüren hindurch den Oberpriester vor dem Altare mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, die sich auf die „Verwandlung" beziehen.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Verwandlung mit einem herrlich gesungenen Psalmen an, den anzuhören in allen russischen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptstädte aber ein hoher Genuß ist. Die königlichen Thüren öffnen sich, und es zeigt sich auf einmal dem Volke der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Procession, Brot und Wein bringend, hervor. Voran

schreitet ein Diatschok mit brennender Kerze. Dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuße ein anderer mit dem silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligste zurück und setzen unter einem Gesange Brot und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester kniet beim Altar nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beistand zu flehen.

Indem dieß ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner früheren Stellung als Herold hervor und ruft oder singt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinaus: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Gesichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten."

Diese Ceremonie mag sich aus den ältesten Zeiten des Christenthums, wo Heiden und Christen in den Städten Griechenlands noch gemischt waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müssen die Juden und Muhamedaner, die etwa in der Kirche sein sollten, hinausgehen, weil sie bei dem bevorstehenden heiligen Momente der Verwandlung nicht zugegen sein dürfen. Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigenthümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unserer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reisenden! Um die Genesung der Kranken! Wir bitten dich für unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Kinder! Für die hier versammelte Gemeine und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!" An dieß allgemeine Gebet schließt sich dann sogleich wieder das besondere Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiserliche Großheit, unsern großen Herrn, Herrn Nikolai Paul's Sohn, Selbstherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Alexandra, Friedrich's Tochter, Herr wir bitten dich!" — und so geht man das ganze kaiserliche Haus durch, indem alle Mitglieder desselben besonders namhaft gemacht werden.

Sind nun des Diakons laute und des Oberpriesters leise Gebete beendigt, so tritt Jener unter einem einfallenden Psalmen des Sängerchors zu diesem heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladiko**), diesen Becher!" Hat der

*) Wörtlich übersetzt.

**) Meister, Herr.

Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon dasselbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladiko, dieses Brot!“ Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geschüttet, und es heißt: „Segne beide!“ Der Moment dieses Segens ist der Augenblick der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Priester platt am Altar zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem schönen Psalmen, der nun vom Sängerchor angestimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonostas von Neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmerten nur durch den durchsichtigen Vorhang —, und es beginnt der Schlußact, die Vertheilung des heiligen Abendmahls selbst.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben,“ spricht der Oberpriester zu denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über sie: „O Gott, gieb, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, sondern wie der Räuber küssen und sprechen: „Ich hoffe mit dir in der andern Welt im Paradiese zu sein!“ Alsdann treten die Communicanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor drei Mal auf die Knie, und empfangen nun das heilige Abendmahl, indem sie die Hände kreuzweis auf die Brust legen. Es wird ihnen dasselbe — ein Stückchen Brot mit etwas Wein vermischt — in einem kleinen silbernen Löffel gereicht. Darauf küssen sie den Becher, in dessen Metall sich meist verschiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Knie und treten ab.

Den Beschluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte u. s. w., wie oben, die theils gesungen, theils gesprochen werden, und endlich kommen die Vorlesungen aus der Bibel.

So nähert man sich dem Abschiedssegen, den der Oberpriester, gewöhnlich ein alter Mann, mit schwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen Wunder thuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)!“

Es schließen sich nun die königlichen Pforten, die Sänger stimmen einen Psalmen an, und es entfernt sich die kreuzschlagende Gemeinde. Bis nun aber der Oberpriester und seine Gehülfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigstens noch eine halbe Stunde, besonders wenn ein Bischof oder Metropolit fungirte, wo die Ceremonie des Aus- und Ankleidens, des gegenseitigen Küssens und Bedienens, des Segenspendens und Begrüßens,

des Kniebeugens und Kreuzigens kein Ende nehmen. Selbst wenn der Bischof schon völlig in seine Alltagskleider geworfen und bis zur Kirchenthür gelangt ist, wo sein Vierspänner schon lange vorgefahren, liegt ihm dort noch ein Teppich mit umstellten Chorknaben und Wachskerzen bereit, auf dem er das Thürgebet verrichtet. Das Einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreistündigen Ceremonie thut, ist ein häufig wiederholtes Kreuzigen und ein Berühren des Bodens mit der Stirn, das Niemand, selbst die vornehmsten Damen nicht, unterläßt.

Die Versammelten haben durchaus gar kein Buch in der Hand, weder zum Nachlesen, noch zum Mitsingen; sie sind bloße Zuschauer, und das Ganze ist ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geist, nichts fördert die Erkenntniß, nichts erbaut das Herz, nichts sucht die schlummernden Keime des Gewissens zu wecken. Eigen aber ist es, daß die Leute dieses Schauspiels nie überdrüssig werden, daß man nie einen auch nur Unachtsamen findet, geschweige gar einen Schlafenden, wie doch so häufig in unsern protestantischen Kirchen, und daß sie alle Feiertage mit demselben Eifer auf dieselbe Weise dasselbe hören und sehen. Dieß ist noch die erfreulichste Bemerkung, welche beweist, daß die Zuschauer noch höhere Ideen mit dem verbinden, was die Priester nur zu einem Schauspiele machten. Man versuche es, dem russischen Publikum Jahr aus Jahr ein dasselbe Schauspiel ohne tiefere Bedeutung zu geben; wie bald würde es dessen überdrüssig werden!

Achter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier. — 2. Die Einwohner von Madrid. — 3. Das Escurial. — 4. Neuspanien oder Mexiko. — 5. Das Leben in Mexiko. — 6. Lima und seine Bewohner.

1. Spanien und die Spanier.

Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820 *).

Ich wollte das Volk besuchen, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt, die neue Welt erobert und neuerdings alle Könige wieder frei gemacht hat.

Als ich mitten in jenen Bergen angelangt war, welche eine so großartige Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden, machte ich, durch die Schönheit der Landschaften gefesselt, Halt im Lande der Basken. Hier sind die Pyrenäen, welche sich bereits dem Ozean nähern, schon sehr von jener Höhe herabgesunken, die sie in der Umgegend von Bagnères und gegen den Mont perdu hin so majestätisch macht. Ihre Gipfel verbergen sich hier nicht mehr hinter einem unvergänglichen Schneemantel, und die reißenden, zerstörenden Gießbäche, die gewaltigen Amphitheater himmelanstrebender Felsen, die schauerlich tiefen Abgründe sind verschwunden. Die Natur zeigt sich überall als freundliche Wohlthäterin, und statt erhabener Scenen voll wilder Pracht zeichnet sie liebliche Bilder eines reichen fruchtbaren Lebens. Nicht genug, daß Baumgärten, mannichfache Anpflanzungen und fette Triften die Thäler schmücken, und daß die Abhänge der Berge mit Alpenrös-

*) Don Alonso oder Spanien. Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. von Salvandy. Mit einem Vorworte von Goethe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 1826.

chen (Rhododendron), Maulbeerfeigen (Sykomoren) und Obstbäumen bedeckt sind: auch der schroffe Gebirgskamm ist mit Gehölz bekränzt, gleichsam mit einer ungeheuern Guirlande, welche den Rahmen des prächtigen Landschaftsgemäldes bildet. Hier und dort schwebt ein Meierhof oder eine Sennhütte ganz oben auf diesen gesegneten Höhen, und ganze Felder von Goldäpfeln, Gurken und Maiskorn breiten sich vor dem Auge in gleicher Ueppigkeit aus, wie in den fruchtbaren Auen des Adour und der Ustariz. Es sind nur wenige kahle Spitzen, die in die Wolken hinauf zu klettern scheinen, welche der menschliche Fleiß nicht zu seinem Nutzen bearbeitet hat. Doch auch diese bieten dem Auge keineswegs einen abschreckenden Anblick dar; sie sind mit duftendem Thymian und freundlichem Heidekraut überkleidet. Dann machen, in malerische Gruppen vertheilt, Heerden von Schafen und Ziegen diese Einöden lebendig, und selbst der Stier erscheint noch durch den Wolkennebel hindurch, der an dem Kamme des Gebirges sich hinzieht, wie ein Götterbild des Apis der alten Aegyptier.

Zuweilen begegnet dir auch ein junges baskisches Mädchen mit schwarzen Augen und schlankem Wuchse, fröhlich ihr Liedlein singend. Mit bloßen Füßen und einer Last auf dem Kopfe, welche die Männer unserer Städte Mühe hätten fortzutragen, eilt sie wie ein Reh über die jähesten Fußpfade dahin, und in ihrem flüchtigen Gange arbeitet sie noch an einem zehnfarbigen Brustlatze, womit sie ihren alten Vater zu schmücken gedenkt.

Zuweilen begegnet dir auch ein Mann, der auf einem Thurme von Waarenballen sitzt, unter denen die Mauleselin, der man sie aufgepackt, fast verschwindet. Den Kopf von einem riesigen, niedergeklappten Hute bedeckt und in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, raucht er in gemessenen Zügen seinen Cigaro von Havanna. Du wirst überrascht von der Kraft und dem Adel in seinem Gesicht und von dem tiefsinnigen Blicke seiner Augen. Seine linke Hand ruht auf einer Stutzbüchse, und du möchtest ihn für einen Krieger halten, der auf Krieg und Schlachten sinnt; aber auf der andern Seite hängt seine Guitarre, und du kommst auf die Vermuthung, er denke an die Composition eines neuen Liedes: und doch ist der Mann weiter nichts als ein einfacher Arriero oder Mauleseltreiber. Er reitet an der Spitze von zwanzig schwer beladenen Mauleseln, von denen der letzte durch den eintönigen Klang einer heiseren Glocke ihm fortwährend zu erkennen giebt, daß der ganze Zug regelmäßig fortschreitet. Frankreich hat beinahe schon diejenige Stufe der Civilisation erreicht, wo es seinen Handel nicht mehr durch Landstraßen, sondern durch Kanäle vermittelt. Spanien dagegen hat es noch nicht einmal bis zu dem so nützlichen Fuhrmannskarren gebracht, denn dazu erwartet es erst noch von einer schützenden, vorsorglichen Regierung die Einrichtung von Brücken und Straßen *).

---

*) Diese würden immer noch nicht die Maulesel in Spanien unnütz machen oder gar vertreiben, denn die Communicationsmittel hängen von der Localität des

Dicht hinter dem Arriero, aber mit finsterer, mehr drohender Miene, folgt der Schleichhändler der baskischen Provinzen. Eine Flinte blitzt in seinen Händen, um damit seinen Erwerbfleiß zu schützen, fast die einzige Art von Industrie, die das schönste Land der Erde aufzuweisen hat. Er führt die Wolle Aragoniens und Castiliens französischen Städten zu, um sie in Kurzem, wenn sie in jenen Werkstätten zu kostbaren Stoffen sich umgestaltet hat, über dieselbe Grenze wieder zurückzubringen.

Das goldene Zeitalter hätte in diesen schönen Gegenden sich fortpflanzen sollen, doch Neid, Haß und Groll stehen von Dorf zu Dorf auf der Grenze der beiden Königreiche gleichsam Schildwache. Die spanischen und französischen Basken stellen sich nicht bloß als Fremde, sondern sogar als Feinde gegenüber. Dieser innere Zwiespalt macht den schmalen Strom, der die Scheidelinie zwischen dem Reiche Ludwig's XIV. und der Monarchie Karl's V. bildet, zu einer breiten Grenzscheide. Wie klein und strafwürdig erscheinen doch die Leidenschaften der Menschen unter diesen Naturscenen, wo der Weltgeist seiner glanzvollen Schöpfung das Gepräge ewiger Ruhe aufgedrückt hat.

Eine halbzerfallene Brücke stellt sich jetzt deinem Blicke dar. Dein Pferd geht dreist, vielleicht muthiger als du selber, über den wankenden Brückenbogen hin. Glücklich bist du hinüber, aber du wirfst immer noch einen Blick voll Unruhe um dich her, und hältst an, um ein kleines steinernes Kreuz zu betrachten, welches die Zeit mit Moos und Flechten bedeckt hat, aber nicht wie die Ruinenbrücke zu zerfallen droht. Das ist das Grenzmal zwischen dem katholischen und allerchristlichsten Reiche, und das bescheidene Monument erinnert dich, daß du jetzt auf spanischem Boden wandelst.

Der Augenblick des Uebertritts von einem großen Reiche in ein anderes hat immer etwas Ergreifendes. Man glaubt die geistige Verschiedenheit der Völker auch an dem Lande zu schauen, und es ist, als ob über dem Haupte ein anderer Himmel sich wölbte. Der Wanderer bleibt sinnend stehen und blickt auf beide geschiedene Theile hin, um gewiß zu sein, daß er die Scheidelinie überschritten habe. So verweile auch du, lieber Leser, noch eine kleine Weile bei mir und erklettere mit mir auf diesem von Nußbäumen überschatteten Wege jene Bergspitze, die hoch vor allen anderen in das reine Himmelblau emporragt. Hier überschauen wir links die Berge von Navarra, und rechts breiten sich die Gefilde von Frankreich aus mit ihren Städten, die man bis auf funfzig Stunden weit erken-

---

Landes ab. In einem Gebirgslande sind keine Kanäle möglich, und auch auf der besten Straße im Gebirge bleiben die Maulthiere das zweckmäßigste „Fuhrwerk". — Von den Eisenbahnen wußte der Reisende noch nichts; in dieser Hinsicht hat sich das „an der Spitze der Civilisation stehende Frankreich" sehr in den Hintergrund geschoben.

nen kann; zu deinen Füßen aber, dort wo die Pyrenäen zur Ebene hinabsteigen, im Angesicht von Bayonne und der Steppenfläche der Landes, zieht sich der französischen Küste entlang der blauglänzende Ozean in seiner Unermeßlichkeit hin.

Lange streifte ich in diesem Theile des Gebirges von Zucaramundi umher, bis mich endlich die sengenden Strahlen der fast senkrecht über meinem Haupte stehenden Sonne daran erinnerten, nach der Landstraße wieder einzulenken. Die Zeit ward mir etwas lang, bis ich ein kleines Dörfchen erreichte, das zu meinen Füßen in einer tiefen Bergschlucht eingeklemmt lag — der erste navarresische Flecken, welcher dem Reisenden aufstößt, wenn er, anstatt über Irun und Guipuzcoa nach Spanien zu reisen, durch die französischen Marktflecken Ainhoa und Ustariz seinen Weg auf Pamplona zu nimmt.

Der vor mir liegende Flecken hieß Urdax und zählte kaum funfzig Häuser. Ein Kloster, welches stolz über diese Häuserchen hervorragt, schmückt die Landschaft und belebt die Gegend; nicht weit von der Kirche, ganz nahe an dem Gottesacker, auf welchem viele heimgegangene Geschlechter beim sanften Gemurmel der Ugarana schlummern, unterhält der Alkalde des Orts eine Herberge. An der Vorderseite derselben war ein in Stein gehauenes Wappenschild zu sehen, welches da seit undenklichen Zeiten hängen mochte, um durch den Prunk dieser steinernen Malerei den hohen Rang des Insassen dieser niedrigen Behausung anzukündigen. An den Pfeiler eines einförmigen Wagenschoppens, der dem ärmlichen Hause ganz angemessen die Stelle eines Säulenganges (Portikus) vertrat, stand ein junger, etwa funfzehnjähriger Bauer gelehnt, der voll tiefen Ernstes dem Fluge der Stunden nachzusehen schien. Ich winkte ihm zu, mein Pferd zu halten, aber er rührte sich nicht von der Stelle, und ich hätte geglaubt, er habe mich nicht verstanden, wenn mir nicht der Ausdruck von Zorn und Verachtung in seinem Gesichte, das sich alsbald auch in den Mienen der vielen Kinder, deren Begleitung mein fremdartiges Aussehen mir zugezogen hatte, abspiegelte, aufgefallen wäre. Ich hielt es daher am gerathensten, selbst meinen Gaul an einem Pfosten der ländlichen Vorhalle anzubinden. Eine Treppe, die unter meinen Füßen in bedenkliche Schwingungen gerieth, führte mich in das Hauptzimmer, dessen Hauptmobiliar in einigen wurmstichigen Tischen bestand. An einem derselben saß ein Mann mit einem großen Hute auf dem Kopfe, die Beine übereinander geschlagen und behaglich den Rauch einer Cigarre fortblasend. An seinem würdevollen Wesen erkannte ich ihn für den Herrn des Hauses, und wandte mich mit der Frage an ihn, was ich wohl zu essen bekommen könnte.

„Was Ihr mitbringt!“ erwiderte er kalt, und fuhr fort, in aller Gemessenheit lange Rauchwolken emporwirbeln zu lassen.

Ich fragte ihn, ob er nicht wenigstens Wein und Brot zu Hause habe.

„Allerdings, Brot vom reinsten Weizenkorn, und rother Wein von Tudela sind bei mir im Ueberfluß zu haben.“

Nun, so laßt mir davon zukommen, und fügt dieser bescheidenen Mahlzeit noch einige Eier hinzu, die ja auf dem Lande niemals fehlen!

„Fragt in der Gegend nach!“ erwiderte Don Geronimo, und versank wieder in sein beharrliches Stillschweigen.

Der junge so vornehm thuende Navarrese war mir indessen gefolgt und an der Thür stehen geblieben. Obwohl er seine großen Augen auf mich geheftet hielt, wußte ich doch nicht recht, ob er träumte oder wachte. Ich wagte es noch einmal, ihn anzureden und seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Aber nun kam eiligst eine Frau aus der Küche herbeigelaufen, mit einem großen Kochlöffel in der Hand.

„Ihr macht wenig Umstände, das muß ich sagen!“ rief sie mit einem unendlichen Wortschwall; „Ihr müßt wissen, daß der Herr Don Francesco de Paula, mein lieber Sohn, nicht für Euern Dienst geboren ist, sondern für Gottes Dienst, denn er wird sich in Kurzem bei den Dominikanervätern einkleiden lassen. Dann wird ihn Jedermann in Ehren halten, und vielleicht erweist uns noch Gott die Gnade, der spanischen Nation einen Heiligen aus unserm Geblüt und mit unserm Namen zu schenken. Gott Lob! Er wird dann auch würdig sein, zu seinen Ahnen einen jener Kriegsobersten zählen zu dürfen, die in der glorreichen Schlacht, welche hier ganz in der Nähe bei Roncevaux von den Unsern gewonnen wurde, das Meiste dazu beitrugen, den mächtigen Kaiser — — Karl den Großen *) über die Berge zurückzuwerfen.“

Hier stockte der Strom ihrer Rede. Diese zweite Cornelia war nur mit einem wollenen Mieder und einem kurzen Unterrocke von Borat **) bekleidet, der ihre Füße, welche seit undenklichen Zeiten von Staub und Sonne geschwärzt waren, bis ans Knie herauf unbedeckt ließ. Ihr Mann, der Gastwirth oder vielmehr der Alkalde ***), nannte sie immer sehr umständlich die Segnora †) Donna Urraca.

Ich faßte den Entschluß, mich noch einmal an den Don Alkalden zu wenden, und zwar mit aller der Ehrerbietung, die einer so vornehmen Person gebührte. Nun rief er, doch ohne sich von der Stelle zu rühren, „Franziska!“ Aber Franziska kam nicht. Ich wartete mit Ungeduld, und nach einer langen Zwischenpause entschloß er sich, noch einmal zu rufen. Franziska erschien jetzt in Begleitung eines Ordensgeistlichen, dessen Hand sie

---

*) Karl der Große, als er die spanische Mark eroberte, soll in den Pyrenäenthälern bei Ronceval oder Roncevaux eine Niederlage erlitten haben. Hier hatte auch der berühmte Held Roland seine Abenteuer.

**) Ein grober Wollstoff.

***) Ortsrichter.

†) Dame.

küßte. Während Don Geronimo sich zur Hälfte erhob, um den Gast zu bewillkommnen, betrachtete mich Franziska voller Neugierde. Dieses junge Mädchen in ihrem kurzen Unterröckchen, mit ihren langen Haaren, die in zwei gleichen Haarflechten den Rücken hinab hingen, setzte mich durch das Feuer ihrer Augen in Verwunderung. Die jungfräuliche Frische eines Alters von achtzehn Jahren färbte ihre von der Sonnenglut des Südens gebräunte Haut mit lebhaftem Roth, und ihr leichter Gang kündigte mehr ein andalusisches als ein navarresisches Mädchen an.

Der Ordensgeistliche setzte sich auf eine Bank an die Seite des Alkalden. Seine erste Bewegung war, die weiten Aermel seiner halb schwarzen, halb weißen Ordenskutte des heiligen Dominikus zurückzuschlagen. Ich bemerkte, daß sie mit mehreren Reihen jener goldenen Tressen besetzt waren, die ein Abzeichen der höhern Grade in der spanischen Armee sind. Hierauf schlug er auch seine weite Kapuze zurück und enthüllte einen jungen und schönen Kopf, der aber nur von einem schmalen Haarkranze geziert war *).

Franziska oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, beeilte sich, einem alten auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!" sagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit seiner Hand fuhr, die dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte über meinen französischen Accent. Frau Urraca zeigte sich wieder und zwar ganz so erzürnt wie das erste Mal.

„Ihr wißt vermuthlich nicht", sagte sie zu mir, „wen Ihr vor Euch habt? Diese Segnorita **) ist eben so von Stande als Don Francesco de Paula, welcher jetzt bald Fray ***) Francesco heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, seiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita ist die Tochter meines Bruders, des Feldmarschalls der Armeen des Königs, und obwol der Herr General sich unter die Feinde Gottes ****) hat anwerben lassen, so behauptet er doch noch immer seinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroca gebürtig ist, dessen Einwohner alle von gleich hohem Range und folglich, wie Jeder

*) Jedem Ordensgeistlichen wird als Abzeichen der obere Theil des Kopfes kahl geschoren. Auch die Weltgeistlichen haben, wenn auch kleiner, einen geschorenen Kreis auf dem Scheitel.

**) Demoiselle — Fräulein.

***) Bruder.

****) Die republikanische Partei, welche die unbeschränkte Macht des Königs durch eine Verfassung (Constitution) zu beschränken suchte, und natürlicherweise die Geistlichkeit gegen sich hatte.

weiß, alle eben so gut Hidalgos *) sind, als irgend ein Fürst in der Welt. Ihr seht nun selber, ob es Euch zukommt, einer Person Befehle zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des ältesten Adels und der ältesten Christen rinnt" ....

Das Gepolter eines umgestoßenen Kessels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraca ein Ende. Pasquita war indeß doch so freundlich, mir zu versprechen, für meine Bedürfnisse sorgen zu wollen; dann folgte sie der Donna Urraca noch in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeistlichen und dem Alkalden allein. Beide unterhielten sich jetzt ganz leise miteinander, oder vielmehr der Dominikaner sprach, und der Alkalde stimmte bei, indem er die letzten Worte seines Gastes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in schmerzlich bewegter Stimme nachsprach. Der Pater Procurator — so nannte ihn nämlich Don Geronimo — ward in seiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche seiner donnernden Stimme verriethen mir, daß er den Alkalden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdeß kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleseltreibers an. Ich hatte mich ans Fenster gestellt, um frische Luft zu schöpfen, und sah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer desselben sprang von seinem hohen Sitze so leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken seines Dromedars. Franziska schloß ihn in ihre Arme, dann eilte sie davon, sprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer Unruhe, die sie Mühe hatte zu verbergen, half sie wieder ihrer Base in der Wirthschaft.

Es dauerte nicht lange, so erschien der neue Ankömmling im Gastzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf seinen weiten Mantel auf den nächsten Tisch, wodurch seine andalusische Tracht in ihrer ganzen Vollständigkeit und Eigenthümlichkeit sichtbar ward. Seine langen schwarzen Haarlocken wurden von einer Resille **) umschlossen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spencer, war auf den Näthen mit Franzen von den verschiedensten Farben besetzt. Auf seiner zierlich ausgenähten mit silbernen Knöpfen besetzten Weste glänzten zwei Ehrendecorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in

*) Adelige, von hijo de algo (Sohn von Etwas), oder wie Andere erklärten hijo del Godo (Sohn des Gothen). Bekanntlich bildeten die Westgothen den Hauptstamm der jetzigen spanischen Nation.

**) Diese Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, sind aus gewirkter Wolle, braun oder roth, und hängen fast bis auf die Schulter herab. Die Catalonier bedienen sich ohne Ausnahme dieser Mützen, auch der Valencianer trägt sie, doch ist bei diesem der kleine, spitze, schwarze Hut mit breiter an den Rändern aufwärts gebogener Krämpe, mit Sammet besetzt und Blumen geschmückt, vorherrschend. Sehr gewöhnlich ist es auch in Spanien, sich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigenthümlichen Typus.

Fülle sieht. Fast Jeder trägt solche Denkmünzen, und Jeder trägt sie mit Stolz. Der Andalusier schien schon deshalb eine so gerade edle Haltung anzunehmen, um seinen Verdienstorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchse bewaffnet, und legte diese behutsam auf seinen Mantel, als fürchtete er, sie zu versehren. „Mein Liebchen", sprach er, indem er sie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten sind vorüber, wo du fast alle Tage dem König Pepe *) zum Tanze aufspieltest".

„O Herr, dazu kann bald Rath werden", versetzte hierauf der Dominikaner; Ihr werdet vielleicht bald wieder auf diesem Instrumente spielen müssen".

„Ich bin zu jeder Stunde bereit", antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unserer Nation, die doppelzüngigen Franzosen, über die Grenze treiben half".

Mit diesen Worten ging der Mauleseltreiber in die Küche, um seinen von ihm selber mitgebrachten Mundvorrath zu übergeben. Ein Fremder, der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den Uebrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund", knüpfte der Dominikaner wieder an, wenn Ihr den König liebt, so könnt Ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche Euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutz der Allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen".

Frau Urraca war jetzt auch herein gekommen und hatte in der Nähe des Geistlichen Platz genommen, einen gläsernen Rosenkranz in der Hand, welchen sie eifrig abzubeten begann; nur zuweilen ließ sie in der frommen Arbeit nach, um den Mönch mit einem wahrhaft seligen Gefühl anzuschauen, wenn derselbe das Wort erhob.

„Unsere Feinde", fuhr der Dominikaner, in immer größern Eifer gerathend, fort, „sind nicht mehr jenseits der Pyrenäen, sie sind im eigenen Lande, das sie mit ihrer Ketzerei beflecken".

„Und wen meint Ihr unter diesen Feinden des Vaterlandes, ehrwürdiger Herr?" fragte mit kecker Miene der Andalusier.

„Könnt Ihr noch fragen, Mann? Es sind die Republikaner, welche unsern guten König in Fesseln geschlagen haben, welche die Grundsäulen der Kirche untergraben, die Feinde Gottes und des Königs zugleich!"

Jetzt konnte sich der Fremde nicht länger halten; sein Zorn, der bei

*) Joseph, Bruder Napoleon's.

den Reden des Dominikaners schon lange im Geheimen gekocht hatte, wallte über, und er sprang auf mit den Worten:

„Nicht das sind die Feinde Gottes und des Königs, die den Spanier zu einem freien Mann machen wollen, die ihn herausreißen aus dem Joch, das Ihr ihm geschmiedet, sondern das sind die Feinde der Nation, welche ihr Mark verzehren in Klöstern und Pfründen!"

Der Sprecher hatte nach seiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den Tisch geworfen und mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlassen.

Die Röthe im Gesicht des Geistlichen war in eine furchtbare Blässe übergegangen; der Alkalde hatte vor Schreck seine Cigarre zur Erde fallen lassen und saß wie versteinert da; Donna Urraca seufzte laut und bekreuzte sich. Nur das Gesicht des Andalusiers strahlte vor innerer Freude, und in seinen Augen konnte man lesen, wie sehr er dem kühnen Sprecher beipflichte und Ehrfurcht zolle.

Der Dominikaner fand zuerst die Sprache wieder und rief, nach der Thür eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn fest!" Doch er wandte sich sogleich wieder zurück und sagte mit Ergebung: „Es ist zu spät! Er kennt zu gut Weg und Steg! Es ist der bearner Flüchtling!"

Alle wurden bei diesen Worten von neuem Erstaunen ergriffen, denn Der, welchen der Mönch so eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte sagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleon's abgeschüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Cortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfassung" vor, die er bestätigen sollte. Der König widerstand, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Cortes mit großer Härte, besonders von der Priesterpartei dazu angespornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiser gemacht, im Gegentheil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins Gefängniß wandern. Zu diesen Opfern gehörte unser Fremdling, der weniger gegen den König als gegen seine Rathgeber und gegen die Tyrannei der Geistlichkeit, die er schonungslos in den Cortessitzungen angriff, sich vergangen hatte. Er ward von der Inquisition ins Gefängniß geworfen; aber mit Hülfe seiner zahlreichen Freunde war es ihm gelungen zu entfliehen und in verschiedenartigsten Verkleidungen nach der französischen Grenze zu entkommen. Hier lebte er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner verkleidet, und nur zuweilen betrat er den Boden seines Vaterlandes, trotz der großen Gefahr für ihn, um zu erkunden, wie die Sachen wohl ständen. Die Bauern, wenn sie ihm auf seinen einsamen

Gebirgswanderungen begegneten, hielten ihn für einen halb wahnsinnigen Sonderling und bemitleideten oder verachteten ihn.

Obwohl er ganz wie ein bearner Landmann gekleidet war, so errieth man doch sehr leicht, daß er nicht in diesem Lande geboren sei. Sein rother Gürtel hatte auf der linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit gab; sein Kragen war mit vielem Geschmack zurückgeschlagen, und seine Haare, vorn abgeschnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken hinab — ein Brauch im Lande Bearn, der sich vielleicht noch von den alten Germanen herschreibt. In seinem Barret, einer Art von flacher Mütze, die seitwärts auf den Kopf gesetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus seinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büschel weißer Haare hervor, gleich jenem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entströmen lassen. An diesem einen eigenthümlichen Merkmal hatte der Dominikaner den Don Alonso erkannt.

„Du wirst uns doch nicht entrinnen!“ — sprach der Mönch in Nachsinnen verloren.

Der Andalusier griff nach seinem Hute, und sagte mit bedeutendem Ton: „Ich will ihm nach!“

„Um ihn sicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?“ erwiederte der Geistliche in freundlichem Ton, — „dann geleite Dich die heilige Jungfrau!“

„Nein“, sprach der Arriero mit fester Stimme, „um die Bekanntschaft dieses wackern Mannes zu machen.“

„Hütet Euch, Herr!“ drohete der Dominikaner; „wisset Ihr nicht, wer der Mann ist, der uns so eben entwischte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquisitionstribunlae verurtheilt und in den Bann gethan! Ein Bösewicht“ . . .

„Ehrwürdiger Vater!“ fiel der Andalusier ein, und ein edler Zorn blitzte aus seinen Augen, — „wenn dieser ein Bösewicht ist, so sind noch viel größere Bösewichte in unserer Nähe,' die sich Diener Gottes nennen. Ich gehe!“

„Bei allen Heiligen, Mann, ich sage Dir, Du bleibst! Ich verbiete Dir, einen Schritt zu thun, oder“ — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — ich thue Dich in den Kirchenbann!“

Der Andalusier war vom höchsten Unwillen ergriffen, und er kämpfte sichtlich zwischen dem Gehorsam vor der Kirche und der Verachtung vor ihrem Diener.

„Möge einst am Tage des jüngsten Gerichts“, sprach er, „Gott der Sohn nicht Rechenschaft von Euch verlangen für die Gewaltthat, die Ihr an mir verübt“.

Mit diesen Worten kehrte er hinter den Tisch zurück und setzte sich zu dem einfachen Mahle nieder, das ihm Pasquita zubereitet hatte. Es

waren Kichererbsen in einer mit vielem spanischen Pfeffer gewürzten Brühe gekocht. Der überdieß schon so mäßige Spanier aß aber nur wenig.

* * *

Ich wollte den Sonntag in aller Ruhe an der äußersten spanischen Grenze verleben, wo es ja schon so viel Neues und Eigenthümliches zu beobachten gab. Nur in dem ungastlichen Wirthshause von Urdax mochte ich nicht bleiben, ritt vielmehr nach Ainhoa zurück, um hier das Mahl einzunehmen, das ich bei dem unfreundlichen Alkalden vergebens zu erlangen gestrebt hatte.

Ainhoa besteht aus etwa 200 Häusern. Um die Nachmittagsstunden sitzen die Einwohner vor ihren Thüren, und man könnte sie mit der Gemeinde von Lacedämon vergleichen, da die Hauptstraße, welche zugleich die einzige des Ortes ist, einen eigenen Turnplatz hat. Es ist dieß ein geräumiger Sandplatz für das Ballspiel. In diesem Spiele, welches eben so viel Kraft als Behendigkeit erfordert, zeichnen sich die Basken aus, und füllen damit ganz angenehm ihre sonntäglichen Mußestunden aus. Als ich ankam, waren sie mitten in ihrem Spiele und fingen mit großer Geschicklichkeit den bleiernen Ball in ihren eisernen Handschuhen auf. Vor dem Wirthshause auf einem kleineren Platze waren die Mädchen des Dorfes versammelt, doch als ich zu diesen eilte, um ihre Spiele zu belauschen, ertönte die Kirchenglocke, und alle Spiele waren zu Ende. Ganz Ainhoa begab sich zum Abendgottesdienst in die Kirche.

Hier im Gebirge haben die christlichen Ceremonien etwas weit Ehrwürdigeres bei aller ihrer Einfachheit, als in dem Pomp unserer Städte. Selbst die Vertheilung der Gemeinde macht einen feierlichen Eindruck. Die Männer sind von den Frauen abgesondert, wie bei den Anhängern des alten Bundes. Jene befinden sich nämlich auf einer aus Eichenholz erbauten Gallerie, die doppelt übereinander rings um das Schiff der Kirche herumläuft und ihm zur Zierde dient. Die Frauen dagegen nehmen den untern Raum des Schiffes ein. Einige von ihnen verdanken dem Privilegium ihres hohen Alters — das einzige, welches diese glückliche Gegend anerkennt — den Vorzug, auf einem Schemel sitzen zu dürfen, während die übrigen auf ihren Knien liegen, und, als ob die Entfernung sie noch nicht genug vor den Blicken der Männer schützte oder vor irdischen Weltgedanken bewahrte, hüllen sie noch obendrein ihren Kopf in ein langes Stück schwarzes Tuch, das zugleich ihren Schleier und ihren Mantel bildet.

Als der Gottesdienst zu Ende war, hatte sich auch der Tag geneigt; aber die Spiele begannen von Neuem. Die Mädchen, alle in ihrem schönsten Sonntagsputz, tanzten nach dem Klange des Tambourins. Die jungen Burschen schauten erst zu, nahmen aber bald an dem Tanze thätigen Antheil. Der Mond, halb im Gewölk verschleiert, leuchtete freundlich auf

das unschuldige Vergnügen herab. Das ganze Dorf war um die Tänzer versammelt und in fröhlicher Bewegung; nur einige spanische Mauleseltreiber, in ihren treuen Mantel gehüllt, unterschieden sich von den Uebrigen durch eine Stellung, die so würdevoll war als ihre Tracht.

Der Tanz hörte endlich auf. Einer von den Arrieros nahm jetzt seine Guitarre zur Hand und schob den kleinen andalusischen Hut seitwärts auf der langen Resille zurecht. Sein brauner Mantel, der bloß noch auf der linken Schulter hing, faltete sich malerisch um seine schlanke Gestalt, ließ zugleich die Hand frei, welche auf den Saiten ruhte, und die zierliche Weste mit den zwei schimmernden Medaillen zum Vorschein kommen, deren wir schon oben Erwähnung gethan. Es war der Arriero von Urdax, im Begriff, einen Waarentransport nach Frankreich zu bringen.

In anmuthiger Stellung an das Treppengeländer vor dem Wirthshause sich lehnend und die Augen zu den Wolken emporwendend, die abwechselnd sich erhellten und verdüsterten, und durch welche der Mond wie ein silberner Kahn hindurchfuhr, sang er eine von jenen hochpoetischen spanischen Romanzen zu den Tönen seines Instruments, und versammelte bald einen Kreis andächtiger Zuhörer um sich herum. In diesen Liedern spricht sich eben so wol die Phantasie des Arabers wie das Gemüth des Castilianers aus. Der Sänger wußte die Stanzen seines Liebesliedes so gut den eigenen Gefühlen anzupassen, daß man sie für leichte und glückliche Erfindungen aus dem Stegreif gehalten hätte. Wir geben einige Verse zur Probe, freilich nur in schlichte Prosa übersetzt.

„Mein Herz ist traurig wie ein trüber Regentag. Trauer wohnt in meiner Seele, und doch soll ich singen“. —

„Wenn ich Euch meine langen Leiden erzählte, meine vereitelten Wünsche, meine zerstörten Hoffnungen, endlich meine Liebe und Verzweiflung schilderte, Ihr würdet fern von mir hinweg fliehen. Doch Ihr werdet mir ein aufmerksames Ohr leihen; niedergeschlagen wie ein Rohr unter den Schlägen des Ungewitters werde ich Euch singen“.

„— Meine Vielgeliebte ist mehr als Himmel und Erde; denn für den Himmel und die Erde ist Eine Sonne genug, doch ihr Haupt hat deren zwei. Ihre Augen sind leuchtender als der Blitz, und zugleich milder, als jenes wohlthätige Feuer, das den Reisenden, der so eben dem Schiffbruch entrann, wieder erwärmt und belebt“.

„Ihr Wuchs ist schlank und gerade wie ein Palmbaum, oder wie die Sykomore; die Rose erblaßt voll Eifersucht vor dem Glanz ihrer rosigen Wangen, und der Duft ihres Athems, welcher lieblicher ist als der des Citronenbaums, der Myrthe und des Pomeranzenbaums, steigt zu den heiligen Höhen des Himmels empor und ergötzt dort die ewige Dreieinigkeit auf ihrem Throne“. — —

„— Pasquita ist ihr Name. Das edle und schöne Spanien ist ihr Geburtsland; ein solcher Ruhm gebührt nur dem Lande der Myrthe

und des Goldes, dem Lande der Heiligen und der Helden. Sei stolz, o mein Vaterland, daß du über dein entdecktes und erobertes Amerika herrschest, sei noch stolzer darauf, daß du unter die Töchter deiner Königreiche auch die reizende Jungfrau zählst, deren Reiz ich besinge".

Der Mauleseltreiber schwieg jetzt. Die Volksmenge horchte noch immer fort, doch seine Guitarre blieb stumm, und die Einwohner von Ainhoa zerstreuten sich nun. Der Andalusier blieb allein zurück, und zwar immer noch in derselben Stellung; er glich einem Barden des Nordens, mehr einem begeisterten Dichter, als einem Manne aus den untersten Volksclassen. Spanien bietet beständig diese Erscheinung dar. Erziehung, hohe Abkunft, Reichthümer sind hier Vorzüge, deren Besitz sich durch kein äußeres Zeichen verräth. Auch der gemeinste Spanier hat etwas Vornehmes und zeigt einen würdevollen Anstand, ein gewisses Selbstgefühl. Bei dem Bauer wird man nirgends jene „bäuerische Tölpelhaftigkeit" wie in andern Ländern finden.

Mit der Miene von Selbstgefühl und Würde verschmilzt aber im Gesicht des Spaniers ein Zug tiefer Traurigkeit; dieser verräth den schmerzlichen Druck, den sie von ihrer Jugend an empfinden müssen. Das Volk empört sich nicht gegen die Beschlüsse der Vorsehung, es ergiebt sich in sein Schicksal, wie der Orientale, leidet und duldet, wie dieser. In seinen Augen wird der Tod gleichgültig; damit aber auch das Leben und die Civilisation stillstehend, der Geist regungslos. Bei dieser Unbeweglichkeit des Körpers wie des Geistes entsagt der Spanier doch freudig seiner Ruhe, sobald es Kampf und Krieg gilt. Bei aller Langsamkeit seines Denkens verräth er eine lebhafte Einbildungskraft in einem reichen, an Bildern und Wohllaut überreichen Style. Er geht stets bewaffnet, bewahrt die Unabhängigkeit und persönliche Würde des rohen Naturstandes, hegt republikanische Tugenden unter dem Joch des drückendsten Despotismus, hängt an der Freiheit aus Stolz und an der unumschränkten Gewalt aus Trägheit, ist für eine große Rolle geschaffen, und bringt doch sein Leben auf Erden ungekannt, man möchte sagen unnütz zu — so ist der Spanier der untern Volksclassen, und gerade so ist auch der Anhänger des Islam.

2. Die Einwohner von Madrid *).

Ich habe die meisten großen Städte der Welt besucht, aber im Ganzen genommen hat mich keine so interessirt als Madrid. Ich spreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon sehr merkwürdig sind, aber Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras sich kostbarerer Brunnen, obwol keines kühleren Wassers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb spanische Meilen (leguas) im Umkreis messenden Lehmmauer wohnen 200,000 menschliche Wesen, welche gewiß die außerordentlichste Menschenmasse bilden, die in der ganzen Welt sich befindet — denn diese Masse ist streng spanisch. Die Bevölkerung von Konstantinopel ist seltsam genug, aber zu ihrer Bildung haben 20 verschiedene Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden — letztere, beiläufig gesagt, spanischen Ursprungs und die spanische Sprache redend —; aber die mächtige Bevölkerung von Madrid ist mit Ausnahme spärlich gesäeter Fremden, namentlich französischer Schneider, Handschuhmacher, Perruquiers, durchaus spanisch, obgleich ein bedeutender Theil nicht am Ort selbst geboren ist. Hier sind keine Kolonien von Deutschen, wie zu St. Petersburg, keine englischen Factoreien, wie zu Lissabon, keine Masse hochmüthiger Yankees **) lungert durch die Straßen wie zu Havana, mit einem Ausdruck im Gesicht, der zu sagen scheint: Das Land ist unser, sobald wir es nehmen wollen! — hier in Madrid ist die Bevölkerung, so seltsam und eigenthümlich und aus so mannigfachen Elementen sie auch zusammengesetzt ist, spanisch, und wird es bleiben, so lange die Stadt steht.

Seid mir gegrüßt, ihr Aguadores ***) aus Asturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Büffel vor den Brunnen sitzt auf euern leeren Wassereimern, oder schwankend mit den angefüllten bis in die höchsten Stockwerke steigt. Seid mir gegrüßt, ihr Caleseros ****) aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raspelt für eure Papiercigarre, in Erwartung eines Herrn, der eurer Fuhre begehrt. Seid mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Männer und Weiber, die ihr in grobe Tücher gehüllt ohne Unterschied am Thore des Palastes, der Kirche oder des Gefängnisses um Almosen bettelt. Seid mir gegrüßt, ihr Bedienten aus

---

*) Aus Georges Borrow's: „Die Bibel in Spanien, oder Reisen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, der die Bibel in Spanien zu verbreiten suchte". 3 Bde. London.

**) Nordamerikaner.

***) Wasserträger.

****) Kaleschenmänner.

den Bergen, Mayordomos und Secretaire aus Biscaya und Guipuscoa, ihr Torreros aus Andalusien, Riposteros *) aus Galicien und ihr Krämer aus Catalonien! Gegrüßt seid mir, ihr stolzen Aragonesen, Asturier und Estremonier! Und endlich ihr echten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos **), deren furchtbare Messer einst so schrecklich unter den Legionen Murat's arbeiteten!

Und ihr höhern Stände, Damen und Herren, Caballeros und Señoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? In der That habe ich aber wenig von euch zu sagen, denn ich kam nicht viel in eure Gesellschaft, und wenn es geschah, ward meine Achtung vor euch nicht erhöht, sondern herabgestimmt. Es giebt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels den ausgezeichnetsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Dieß ist namentlich zu Wien, noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit den englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke, hohem Muth? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festeren Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, so ist das, was man von Segnoras und Caballeros zu sagen hat, weder interessant noch erfreulich. Mögen Andere sie bewundern und ihnen Loblieder singen: ich lobe mir den gemeinen Spanier, das spanische Volk, das bis in die niedersten Classen hinab von Adel ist, nicht in Madrid allein, sondern in ganz Hispania. Der gemeine Spanier ist kein gemeiner Mensch, kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, dessen freier unabhängiger Geist auch unter dem härtesten Joche nicht gebrochen ist, und den man bewundern muß. Er ist allerdings sehr unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niedern Classen oftmals viel freiere Ansichten gefunden als unter den höhern, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr diese letztern, als die Masse des Volks.

Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider ***).

Wenn man von Madrid spricht, so sind die beiden ersten Gegenstände, welche die Einbildungskraft uns vorführt, der Prado und die Puerta del Sol. Der Prado besteht aus mehreren Alleen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von verwachsenen, des Wipfels beraubten Bäumen, neben welchen ein kleiner aus Backsteinen gebauter Kanal hinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren das Wasser zur Bewässerung geleitet wird, ohne das die Bäume bald von Staub und Son-

*) Torreros und Riposteros sind die beliebten Stierkämpfer.

**) Manolos — die Handarbeiter.

***) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen".

nenhitze verzehrt werden würden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht beim Thor dieses Namens und dem von Alcala vorüber und endigt am Thor der Barfüßer; die schöne Welt aber beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Cybele und des Neptun, von dem Thor der Alcala bis zur Carrera de San Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die fashionable Welt zusammen so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen und nur Schritt vor Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man alle Wagen und glänzendsten Equipagen vorbeifahren sieht.

Im Allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach pariser Mode, die oft in sehr schlechtem Geschmack nachgeahmt wird; die Mantille ist der einzige Ueberrest spanischer Nationaltracht. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigenthümlicher, giebt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Manche Damen besitzen eine große Auswahl davon; ich habe eine gesehen, welche ein ganzes Hundert besaß von den verschiedensten Formen und Stoffen, oft sehr reich mit edeln Steinen besetzt. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Oeffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigenthümlichem Laut das andere Geräusch der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichen Gesicht, großen schwarzen Augen, kleinen etwas gebogenen Nasen und jenem südlich dunkeln Teint vor, welcher dem Vers entspricht: „Gelb wie eine Orange". Das ist aber der arabische oder maurische Typus. Die Madrileña ist reizend im vollen Sinne des Worts; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Sie sind von kleinem, zierlichen Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zwei Mal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattirungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Roth. Man sieht viel blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, als die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprüchwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein rother, sehr faltiger Tuchrock mit breiten Borden besetzt, ein schwarzsammetnes, ebenfalls mit Gold galonnirtes

Korset, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das Alles noch gehoben durch einen Ueberfluß an silbernen Zierrathen und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön, und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Vor Allem merkwürdig sind in Madrid die Wasserhändler. Ihr Laden enthält einen Cantaro (Wasserkrug) aus weißem Thon, der zwei bis drei Gläser hält; einige Azucarillos (kleine, poröse Zuckerstäbe) und zuweilen ein paar Orangen oder Limonen; andere tragen kleine, mit Blättern verzierte Tonnen auf dem Rücken; andere haben auch wohl ihre Buden längs dem Prado, mit Fahnen und Schildern geschmückt. Diese Wasserhändler sind gewöhnlich junge Gallegos, doch giebt es auch welche aus Valencia; auch Frauen und kleine Mädchen befinden sich unter ihnen. Man nennt sie Aguadores oder Aguadoras, je nach ihrem Geschlecht, und die ganze Stadt ertönt von ihrem scharfen unaufhörlichen Geschrei: agua, agua, que quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua helada, fresquita la nieve! (hell, frisch wie der Schnee!) Dieß dauert von Morgens fünf Uhr bis Abends zehn Uhr. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid verbraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Cigarren; auch sind diese beiden Rufe, agua und fuego, diejenigen, welche sich zu jeder Tageszeit auf allen Plätzen hören lassen. Kleine Knaben tragen es in Schaalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um 9½ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Das Aeußere der Kaffeehäuser ist schlecht und gemein; doch die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist nur in Spanien zu Hause, und selbst in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida helada, namentlich aber die bebida d'almindra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geschmack, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chufas; die Chufa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächst, und welche man röstet, zerstößt und zu einem Getränk benutzt, das mit Schnee gemischt höchst erfrischend ist. Außerdem giebt es Sorbetes, Eis in Form von Käsen, von allen Arten, mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Spumas von Chocolade oder Kaffee, eine Art geschlagene Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollte Oblaten) servirt, aus denen man langsam das Getränk einschlürft, und so noch länger die erfrischende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur selten, und dann aus Gläsern, nicht aus Tassen.

Die Häuser in Madrid sind aus Latten und Backsteinen oder aus gestampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantastischen Farben, hellgrün, rosa, blau u. s. w., angestrichen; die Fenster mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuser sind einfacher und mit Milchfarbe angestrichen, wie die in Paris. Das Innere ist sehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends gespart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geschwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorstellend, zu sehen sind, ehe man in den bewohnten Theil des Hauses kommt. Die Gemälde sind nur selten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden besteht nur aus Steinen — wenigstens habe ich keinen von Dielen gesehen —, und wird mit Matten von sehr feiner Arbeit bedeckt. Die Meubles sind höchst sparsam in den Zimmern vertheilt, und in abscheulich altväterischem Geschmack; doch nicht in altspanischem, sondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrschenden; dagegen sind eine Unzahl von Rohrstühlen und Sophas an den Wänden vertheilt. Auf den Tischen und Etagèren sind kleine Biscuite und Porzellanfigürchen aufgestellt, und an den Wänden hängen schlechte Kupferstiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, sind die Fensterläden fast immer geschlossen und die Fenster dicht verhangen, so daß in den Zimmern fast eine völlige Finsterniß herrscht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an, oder verbreitet doch sogenannte Bucaros, eine feuchte Luft, in den Gemächern, und sucht sich daran zu erquicken. Die Bucaros sind eine seltsame Erfindung. Es sind aus rother amerikanischer Erde geformte Töpfe, ziemlich den türkischen Pfeifenköpfen ähnlich; manche sind vergoldet und grob bemalt. Von diesen Töpfen bringt man sieben bis acht in das Zimmer, füllt sie mit Wasser und setzt sich auf das Sopha, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Wasser dringt durch seine Poren, und die Bucaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder frisch geweißten Zimmer sehr ähnlich ist. Die Ausdünstung ist so stark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Wassers in den Bucaros verdunstet ist; das übrig bleibende Wasser ist kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geschmack, wird jedoch von einigen Feinschmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie sie auch kleine Stückchen dieses Thones kauen und verschlucken.

Ich besuchte einige Tertulias oder Abendgesellschaften, und fand wenig Bemerkenswerthes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit so großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen besteht. Von eigentlichen Nationaltänzen ist keine Spur mehr zu entdecken; selbst in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anspruch macht, fort, sobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden soll. Die Kleidung der Frauen, selbst derer vom höchsten Stande, ist bei feierlichen Gelegen-

heiten mehr als einfach. Eine pariser Putzmacherin würde sich schämen, so in eine Abendgesellschaft zu einer Schneiderin zu gehen. Uebrigens sind diese Tertulias wenig kostspielig. Die einzigen Erfrischungen, welche in den vor deren Zimmern stehen, sind ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, anbei ein Teller Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem System angemessen.

---

3. Das Escurial.

* * *

Das Escurial liegt sieben bis acht Stunden von Madrid, nicht weit von Guadarama, am Fuße einer Gebirgskette. Die Gegend, die man durchwandern muß, ist dürre und öde, wie man es sich kaum denken kann; man sieht keinen Baum, kein Haus; eine Höhe erhebt sich hinter der andern, ausgetrocknete Schluchten, über die mehrere Brücken führen, zeigen, daß sie zu Zeiten Strombetten sind; hier und da erheben sich hohe Gebirge, mit Schnee oder Wolken bedeckt, und geben der Gegend einen großartigen Charakter, der durch Mangel aller Vegetation noch erhöht wird.

Halbwegs, auf einer ziemlich steilen Höhe, findet sich ein einzelnstehendes, armseliges Haus, das einzige in dem Umkreise von acht Stunden; ihm gegenüber ist eine Quelle, die ihr eisiges Wasser in einzelnen Tropfen giebt. Hier trinkt man so viel als die Quelle erlaubt, läßt die Maulthiere ein wenig Athem holen, und setzt die Reise weiter fort. Bald erblickt man in nebliger Ferne der Gebirge das Escurial, hell von der Sonne beschienen.

Es ist von weitem ein herrlicher Anblick, man hält es für einen ungeheuern, orientalischen Palast. Bevor man es erreicht, muß man durch ein Gehölz von Oelbäumen, das mit Kreuzen geziert ist, die seltsam auf großen viereckigen Felsstücken stehen und einen malerischen Anblick gewähren. Beim Ausgang aus dem Gehölz liegt das Dorf und der Koloß gerade vor dem Reisenden. Doch entspricht der Anblick in der Nähe keineswegs dem, was man erwartet.

Es ist bekannt, daß das Escurial einem Gelübde zufolge, das Philipp II. bei der Belagerung von St. Quentin gethan hatte, gebaut wurde, weil er hier eine Kirche des heiligen Laurentius beschießen lassen mußte, und dem Heiligen versprach, ihm eine schönere und größere aufzurichten. Er hielt sein Versprechen. Angefangen von Juan Bautista und beendet von Herrera, ist das Escurial nach den Pyramiden Aegyptens der größte Granithaufen auf der Erde. Man nennt es auch in Spanien das achte

Wunder der Welt, und da jedes Land sein achtes Wunderwerk hat, so sind wenigstens 30 achte Wunder auf der Welt.

Den Eindruck, den das Gebäude auf mich gemacht hat, treu zu schildern, bin ich in einiger Verlegenheit. Ernste und wohlverständige Leute, die es aber wahrscheinlich nicht gesehen haben, sprechen von ihm als von einem Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes. Was wird man von mir nun denken, wenn ich sage, daß ich das Escurial für das traurigste, langweiligste Machwerk halte, das ein trübsinniger Mönch und ein argwöhnischer Tyrann zum Verdruß ihrer Zeitgenossen nur erdenken konnten.

Das Escurial ist in Form eines Bratrostes gebaut zu Ehren des Rostes des heiligen Laurentius; doch tritt diese Form klarer in der Zeichnung als im Gebäude hervor; außer dieser bizarren Idee aber erinnert nichts an eine künstlerische Idee, die bei dem Aufbau thätig gewesen sei; es müßte denn sein, daß man hier das Ideal einer Kaserne hätte aufstellen wollen, was dem Baumeister mit seinen sechs bis sieben Stockwerken, den kleinen, engen Fenstern, die den Löchern eines Bienenkorbes gleichen, dem Mangel an jeder architektonischen Verzierung trefflich gelungen ist; selbst das einzige Gute, das es besitzt, der Granit, ist ihm durch die erdgelbe Farbe verkümmert worden, die man den Mauern gegeben, und welche dem Argwohn Raum gaben, als sei es aus Lehm gebaut, obgleich der Rand eines jeden Steines mit einer schreiend weißen Farbe angezeigt ist. Oben auf dem Gebäude steht schwerfällig eine bucklige Kuppel, die keine andere Verzierung trägt, als eine Masse Granitkugeln. Der Symmetrie wegen sind rings herum Gebäude in demselben Styl gebaut (d. h. mit kleinen Fenstern und ohne Verzierungen), die durch Gallerien, in Gestalt von Brücken, unter sich zusammenhängen, welche über die Straßen gehen, die nach dem jetzt zu einer Ruine gewordenen Dorfe führen. Alle Umgebungen sind mit Granitplatten belegt und die Grenzen mit kleinen drei Fuß hohen Mauern bezeichnet, welche bei jedem Winkel, jedem Einschnitt mit Kugeln verziert sind.

Man tritt zuerst in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich das Portal der Kirche erhebt, die nichts Bemerkenswerthes hat, als kolossale Statuen der Propheten mit vergoldeten Verzierungen und rosabemalten Gesichtern. Der Hof ist mit Steinplatten besetzt, feucht und kalt, das Gras wächst in den Winkeln; schon beim Eintritt fällt auf uns die Langeweile, wie ein bleierner Mantel, der die Brust zusammenschnürt; es ist, als wenn Alles ausgestorben sei. Obgleich draußen eine Hitze von 30 Grad ist, gerinnt das Mark in den Knochen; es scheint, als ob die Lebenswärme nie mehr unser Blut durchdringen könne. Diese Mauern, undurchdringlich wie das Grab, können die Luft der Lebenden nicht durch ihre dicken Wände hindurchlassen.

Unser Führer im Innern des Gebäudes war blind, und seltsam war es zu bemerken, mit welcher Genauigkeit er vor den Gemälden stehen blieb,

und die Maler und das Sujet ohne Zögern und ohne sich zu irren nannte. Er heißt Cornelio, und scheint recht zufrieden mit seiner Schwäche zu sein.

Das Innere der Kirche ist traurig und nackt. Mausgraue, ungeheure Pilaster von grobkörnigem Granit erheben sich bis zu den Gewölben, die mit Fresken bemalt sind, aber mit ihren azurnen, duftigen Tönen schlecht zu der kalten, armseligen Architektur passen. Statuen von vergoldeter Bronze, die zu beiden Seiten des Ratablo auf den Knien liegen, und die, wie ich glaube, Don Carlos und Prinzessinnen der königlichen Familie vorstellen, sind in großartigem Styl und machen eine gute Wirkung. Das Capitel, das dem Hochaltar gegenüber liegt, ist an sich selbst eine ungeheure Kirche, aber ohne Verzierung. Noch habe ich keine gothische Kirche betreten können, ohne ein tiefes, geheimnißvolles Gefühl zu empfinden, das mich mächtig ergriff, doch in dieser Kirche wird man von den Steinmassen dermaßen erdrückt, man fühlt so sehr, daß man hier unter der Herrschaft einer unbeugsamen, düstern Gewalt steht, daß kein Gebet, kein frommer Gedanke aufkommen kann.

Das Pantheon oder Begräbniß der Könige, das wir nach der Kirche besuchten, ist ein achteckiges Gewölbe von 36 Fuß im Durchmesser und 38 Fuß Höhe, gerade unter dem Hochaltar, so daß der Priester, wenn er die Messe liest, auf dem Schlußstein des Gewölbes steht. Eine Treppe von Granit und buntem Marmor, von einem schönen Bronzegitter verschlossen, führt hinunter. Das Gewölbe ist mit Jaspis, Porphyr und andern nicht weniger kostbaren Marmorarten ausgelegt. In den Mauern sind Nischen mit Halbsäulen (cippes) von antiker Gestalt angebracht zur Aufnahme der Könige und Königinnen, die Erben hinterlassen haben. Auch hier herrscht eine erstarrende Kälte, und man begreift nicht, wie durch die Steinmasse, die auf uns mit erstickender Gewalt liegt, der Ruf der Auferstehung dringen könne.

In der Sacristei sind noch einige gute Gemälde, die übrigen sind nach Madrid ins königliche Museum gebracht worden; die Decke der großen Treppe ist von Luca Geordano gemalt und stellt auf allegorische Weise das Gelübde Philipp's II. und die Gründung des Klosters dar. Die Bibliothek hat das Eigenthümliche, daß die Bände mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt dem Beschauer zugekehrt sind. Den Grund dieses Verfahrens kenne ich nicht.

Von der Kuppel hat man eine unendliche Rücksicht, auf der einen Seite die weite gebirgige Ebene nach Madrid zu, auf der andern die Gebirge von Guadarama und die Ansicht des Klosters mit seinen Höfen, Springbrunnen, Arkaden u. s. w. Auf einer Feueresse war in seinem, einem umgekehrten Turban gleichenden Neste ein Storch mit seinen drei Jungen. Die Mutter stand auf einem Fuße mitten im Neste, den Hals in die Schultern gezogen und den Schnabel majestätisch auf der Brust ruhend, wie ein Philosoph; die Kleinen streckten ihre langen Schnäbel und

Hälse aus, um Futter zu verlangen, aber die Storchin blieb bei diesen hungrigen Demonstrationen unbeweglich, und dieses Bild erhob noch die traurige Stille und düstere Melancholie des Ganzen, es gab ihm fast etwas Aegyptisches, Pharaonisches.

Noch besahen wir den Garten, der mehr Architektur als Vegetation hat, überall Terrassen und Parterres von verschnittenem Buchsbaum, einige Springbrunnen und zwischen ihnen einzelne Bassins voll grünlichen Wassers — ein langweiliger, feierlicher Garten, wie er sich für ein solches Gebäude ziemt.

Man sagt, das Escurial habe 1100 Fenster, und ich glaube es gern, obgleich ich sie nicht gezählt habe, denn so viel Fenster habe ich noch nie bei einander gesehen; auch die Zahl der Thüren ist fabelhaft groß. — Als wir wieder in die freie, warme Luft traten, athmete ich von neuem auf. Ich glaubte, das Leben sei mir von neuem wieder geschenkt, und die Hoffnung trat mir nahe, die ich in der Granitmasse ganz verloren hatte.

---

4. Neu-Spanien oder Mexiko *).

(Aus dem Manuscript von Ainhoa.)

Der Himmel blieb fortwährend unbewölkt, und ein günstiger Wind führte uns bald in das Angesicht der Küsten Amerikas. Die Vorsehung, welche Neu-Spanien **) mit Allem begabte, was irgend nur die Eroberungssucht der Fremden reizen kann, scheint die Küsten dieses Landes so unzugänglich gemacht zu haben, um die Fremden abzuschrecken. Der Golf von Mexiko bietet in seinem ganzen weiten Umfange den Schiffen bloß einen einzigen und noch obendrein sehr gefährlichen Ankerplatz dar, den von Vera Cruz ***); und gerade dort haben sich zwei verheerende Landplagen in die Herrschaft des ganzen Jahres getheilt: das gelbe Fieber und der Nordwind, welche in ihrem unerbittlich strengen Regiment mit einander abwechseln, von einer Sonnenwende zur andern.

Ich kam im November an, also in der Jahreszeit der Orkane. Wir hatten die Antillen durchsegelt, hatten denselben Weg verfolgt, den vor 300 Jahren ein großer Seefahrer gebahnt, und waren so ins Angesicht des „Koffer" von Perote und des flammenden Gipfels des Orizaba gelangt, die gleich einem zweifachen Pharus auf den Cordillerenkamm gepflanzt sind, gleichsam wie zwei ungeheure Thürme, die sich von der uner-

---

*) Nach dem angeführten Werke des Herrn v. Salvandy.

**) Da sich das Neu-Spanien von dem alten Mutterlande losgemacht hat, so ist der Name bloß noch von historischer Bedeutung.

***) „Wahres Kreuz".

meßlichen Andenkette losgerissen haben. Da drüben, jenseits des Reiches der Stürme, entfaltete sich vor unsern Augen das majestätische Amphitheater eines Continents, höher über die Meeresfläche erhaben, als die Berggipfel der Pyrenäen, und der Strand, an welchem Fernando Cortez einst seine Fahnen aufpflanzte, enthüllte bereits bis an den fernen Hintergrund der Gebirge seinen dürren einförmigen Anblick. An der Scheidegrenze zwischen See und Gebirge zeigte vor uns Veracruz seine Mauern, die eben so von den Fluthen des Oceans wie von hohen Sandwellen rings umlagert sind. Unsere Schiffsgefährten, die vorher ihre Augen unablässig nach dem festen Lande hin gerichtet hatten, wendeten sich jetzt nach dem atlantischen Ocean zurück, wie nach einem schönern Aufenthaltsorte, den man so eben zu verlassen im Begriff ist und gern noch einmal zu sehen wünscht. Das Schloß von San Juan de Ulloa schien ganz in die feuchte Fläche zu tauchen. Seine Kanonen begrüßten unser mit der königlichen Flagge geziertes Schiff, und diese Donnerstimmen riefen eine große Menge von Menschen nach dem Hafen hinaus, die alle voll ungeduldiger Sehnsucht da standen, um Bruder, Ehegatten oder Söhne zu bewillkommnen. Ich war der Einzige, dem von dem unbekannten Strande her sich weder die Arme einer Schwester oder Mutter, noch die eines Freundes entgegenstreckten.

— — Vier Monate waren verstrichen, und ich konnte an meine Abreise denken. Als ich Veracruz verließ, war der Sommer der Aequinoctialgegenden, der im October beginnt, seinem Ende nahe. Das gelbe Fieber wüthete gegen die dürren Gegenden der Seeküste hin. Ich hoffte, dem glühenden Hauch der Südwestwinde zu entgehen, wenn ich das prachtvolle Amphitheater der Cordilleren erstiege, und hoffte dort zu Ende Mais die Donner murmeln zu hören, welche in diesen Klimaten dem Winter vorauszugehen pflegen. Indeß seit einiger Zeit hat der Himmel so gut seine Revolutionen als die Erde, und Neu-Spanien hat es erlebt, daß die Zeit der Dürre sich nicht mehr auf die von der Natur ihr zugewiesenen acht Monate beschränkte, sondern das ganze Jahr hindurch herrschte, oder höchstens im September auf kurze Zeit den wohlthätigen Gewittern Platz machte. So fand ich denn auch den glühenden Sommer meiner Heimath (Spanien) in der winterlichen Jahreszeit des Aequators wieder, und mußte alle Gluth der heißen Zone erdulden.

Ich möchte mit meiner Darstellung nicht zu Ende kommen, sollte ich alle die Leiden erzählen, die ich unter dem Druck eines brennenden Himmelstrichs in einem Continent zu erdulden hatte, wo mir Alles neu und ungewohnt war, selbst die Gesichtsbildung der Menschen, wo ich unter zwanzigerlei Völkerschaften gerieth, deren Sprache ich nicht verstand, wo ich, irre geführt durch die Erscheinungen der Nacht wie durch die des Tages, weder über meinem Haupte die bekannten Sternbilder meiner Kindheit, noch um mich her die Pflanzenwelt, die Landschaft, den Gesichtskreis

meines Vaterlandes wieder fand, heute über ewigen Schnee, morgen durch tiefe, von der glühenden Lava gebildete Schluchten, bisweilen durch reiche, anmuthige Thäler, noch öfter aber durch weite öde Savannen wanderte; wo ich oft mehrere Nächte hindurch keinen andern Zufluchtsort fand als den Tambo der Mauleseltreiber, diesen rohen Wagenschoppen, den der beschränkte Staatshaushalt des Hohen Raths von Indien in der Mitte eines jeden Fleckens zum Gebrauch der Reisenden errichten ließ, oder vielmehr die beschränkte Politik, um die kupferfarbene Bevölkerung dieser Gegenden von jeder nähern Berührung mit cultivirten Ansichten und Sitten fern zu halten.

Indessen hatten doch die Mühseligkeiten einer solchen Reise keinen so großen Einfluß auf mich, daß ich nicht die Scenen, die sich meiner Bewunderung darboten, hätte betrachten sollen. Soll ich es versuchen, ein Gemälde mit Worten zu zeichnen, welches die Natur mit ihrer Allmacht ausgeschmückt, und durch das Zauberspiel ihrer Phänomene so großartig gemacht hat? Amerika ist wirklich eine neue Welt, die sich vor dem erstaunten Blick des Europäers ausbreitet. Wie soll man diese eben so anmuthigen als grandiosen Wirkungen einer Atmosphäre schildern, welche durchsichtiger und dünner als die unsrige ist, die ein helleres Licht durch sich hindurch strömen läßt, einen Reichthum an Farben und Wiederscheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt, und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den schärfsten Umrissen den imposanten Bau jener Cordilleren zeigt, welche das alte Reich des Montezuma bis zu einer alpengleichen Höhe empor heben? Wo sich ihre Abhänge entfalten, da sieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in so großen Provinzen, wie sie in Europa für Königreiche gelten würden; und über diese reiche Landschaft zieht dann die Riesenbergkette ihre ungeheure silberne Binde wie einen Ehrenkranz. Die gewaltigen Felskegel scheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erstürmen zu wollen, und die riesigen Basaltmauern, die sich in den seltsamsten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darstellen, scheinen Risse von Bauwerken zu sein, die nur ein überirdischer Baumeister so zu entwerfen und auszuführen vermochte! Oft auch bleibt der Wanderer voll Ueberraschung am Fuße eines Vulkans stehen, dessen Krater sechsmal höher ist als der Vesuv, oder die doppelte Höhe des Aetna erreicht. Hier thürmen sich die Kegel des Orizaba und Perote wie ewige Pyramiden empor, dort die Spitzen des Colyma und Jorullo, weiterhin auf der Centralhochfläche neben der Stadt des Guatimozin steigen stolz der Izzaccihuatl und der Popocatepetl, die Nebenbuhler des Chimborasso *),

*) Der Chimborasso hat 20,100 Fuß, der Popoca-tepetl (Feuerberg) 16,600 Fuß.

empor, gleichsam wie König und Königin in der Mitte ihres Reiches, der Andes von Mexiko.

So tritt dem Auge dieses Colonieland entgegen, das fünf Mal größer ist als das Mutterland, und aus Gold und Porphyr seine Häuser bauen könnte, dabei eine Oberfläche dem Kunstfleiß des Menschen darbietet, die noch viel mehr werth ist als das Gold und Silber im Schooße der Erde.

Vermöge der ungleichen Gestaltung des Bodens in diesem Berglande ist ein einziger Tag hinreichend, um aus dem Sonnenbrand des Aequators in das Eis der Polarzone zu gelangen. Die Pflanzengeschlechter, die von den Ebenen der Küste und von der untersten Tiefe der Thäler bis zur Höhe des ewigen Schnees hinauf wachsen, wechseln in eben dem Maße, wie der Wanderer bei seinem Emporsteigen die Luftbeschaffenheit wechselt. Am Strande der beiden Meere hin, wo die Perle unter dem Sande hervorblitzt, beginnt die Region der heilsamen Jalappe, der Ananas und ähnlicher köstlicher Früchte, die unser Europa gar nicht kennt, des Tabaks, dieses treuen Lieblings der Spanier in beiden Erdhälften, der im Palast des Königs wie im elenden Zelte des Hirten die Langeweile vertreibt und aufheitert; hier liefert die Jatropha dem Dürftigen das nährende Maniokbrod *), hier entfaltet der Pisangbaum **) sein zartes Laub und bietet den Menschen Nahrungsmittel dar, die an Ueberfluß wie an Wohlgeschmack die Getreidearten unserer Gegenden weit übertreffen; die dickbelaubte Liane, welche die Vanille, dieß wahrhaft amerikanische Gewürz, liefert, erfüllt mit ihrem balsamischen Duft den Luftkreis, und tapeziert mit ihren zierlichen Blüthen die Spalten der Felsen, die Ufer der Ströme, das Dickicht der Gehölze. Neben dem Cactus, dessen furchtbare Stacheln den Scharlachwurm beschützen ***), schmückt das Land die für Künste und Gewerbe so wichtige Indigostaude, dann der Cacaobaum, dem das Leben des Spaniers in Amerika wie daheim auf der pyrenäischen Halbinsel seinen hauptsächlichsten Unterhalt verdankt, die Baumwollenpflanze mit ihren schön gel-

---

*) Jatropha Manihot oder Kassavapflanze, ein sechs bis sieben Fuß hoher Strauch mit handförmigen Blättern, die lanzettförmige Lappen haben. Die Wurzel enthält einen giftigen Saft, und würde daher, mit demselben gegessen, sehr schädlich sein; allein wenn man ihn auspreßt und die Wurzel von der äußern Rinde säubert, so gibt sie, in der Sonne getrocknet, ein herrliches Mehl, woraus ein wohlschmeckendes, gesundes und nahrhaftes Brod gebacken wird.

**) Der Bananen-Pisang (Musa sapientum) hat wie die Palme einen krautartigen, grünen, markigen Stamm, und oben eine herrliche Krone breiter großer Blätter. Was die Getreidearten dem Nordländer, das sind die Bananen mit ihren nährenden reich-ergiebigen Früchten dem Tropenländer.

***) Mexiko ist der Hauptort der Cochenille (Schildlaus), welche hier auf mehreren Arten des Cactus, vornehmlich auch auf der unter uns bekannten Cactus Opuntia — indianisches Feigenblatt — lebt. Dieses äußerlich so unscheinbare Insekt giebt die herrlichste Farbe, die wir kennen, und bringt jährlich ein Kapital von circa neun Millionen Thalern Ausbeute.

ben Blüthen, welche fast die ganze bewohnte Erde mit Kleidern versieht, endlich der Kampechebaum mit seinen traubenförmigen wohlduftenden Blumen, seinen aromatisch-stärkenden Früchten, seinen arzneilich wirkenden Blättern und seinem berühmten Holze, das selbst das Wasser, worin ein Stamm dieses merkwürdigen Baumes eine Zeitlang gelegen, zu einer brauchbaren Tinte zu färben vermag; — eine solche reiche Flora belebt die Ufer der See, das Bett der Flüsse, die Abhänge der Berge. Das Zuckerrohr von Taïti läßt mitten durch dieses große Naturgemälde sein helles Grün schimmern; der Kaffeebaum ist, bis an die Grenze des ewigen Frühlings hin, ein freundlicher Gast geworden; der Reis und der Mais, der Yam und die Bataten *) knüpfen ihre nährenden Früchte an ein und dieselbe fruchtbare Scholle; der Weinstock Asiens und der Weizen Europas wachsen hier um die Wette; der Oelbaum, der Flachs und Hanf erwarten bloß noch, daß man ihnen das Bürgerrecht ertheile, um sofort dem Vaterlande des Goldes und Silbers neue Erdengüter zu bringen. In jeder Höhe findet sich die Kartoffel, die im Pflanzenreich ganz so wie unter den Thieren der Hund, dieser treueste Begleiter des Menschen, überall einheimisch wird, wo der Mensch zu leben vermag, und die nicht minder leicht anzubauende fast noch wohlthätigere Agave **) läßt wie eine Wunderquelle drei Mal des Tages dem Ackersmann wie dem Hirten Wein und Honig ausströmen, und das bis in die Nachbarschaft der eisigen Zone hin.

Diesen glücklichen Boden, der sich für den Anbau der Pflanzen aller Gegenden eignet, darf der Pflanzer bloß aufwühlen, um alle Metalle zu finden, die der Schooß der Erde nur irgend in sich schließen kann. Das

---

*) Die gemeine Yamswurzel (Dioscorea sativa) ist in beiden Indien und auf den Inseln der Südsee zu Hause. Das ganze Gewächs ist fast bloß Wurzel, auf welche die Natur alle Kraft verwandt hat. Ein dicker Knollen, äußerlich grau oder gelb, inwendig weiß, oft von 40—60 Pfund Gewicht. Man ißt sie gewöhnlich in Asche gebraten.

Die Bataten der Convolvulus batatas, einer Winde, sind Knollen, einigermaßen den Kartoffeln ähnlich, aber zarter und lieblicher von Geschmack. Der borstige kriechende Stengel hat herzförmige Blätter und blaue Blumen.

**) Die Gärtner rechnen die Agave ihrer ähnlichen Blattform willen zu den Aloën, obwohl sie ein eigenes Geschlecht ausmacht. Die bekannteste, welche auch in unsern Gewächshäusern gezogen wird, ist eben diese amerikanische (Agave americana), mit den dicken, drei Fuß langen, in eine Stachelspitze auslaufenden Blättern. Im zwanzigsten oder dreißigsten Jahre treibt der ungeheure zuweilen 30 Fuß hohe Blüthenstengel hervor mit einem Durchmesser von fünf Zoll. Er breitet sich oben in Aeste aus, die gleich den Armen eines Kronleuchters eine Pyramide bilden, und angenehm riechende grüngelbe Blüthen tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick. — In Amerika braucht man sie zu Zäunen, die noch besser schützen als eine Mauer. Aus dem Saft kann Wein (Pulque), Zucker und Essig bereitet werden. In Mexiko giebt es Agavepflanzungen, die bloß durch den Saft zehn und mehrere Tausend Thaler eintragen. Aus den Blättern und ihren Fibern macht man Flechtwerk und Garn zu allerhand Zeugen.

Eisen, das Kupfer, das Quecksilber, das bis jetzt in den Minen Neu-Spaniens fast vergessen ruhte, ist eine bisher fast gar nicht beachtete Quelle künftigen Glückes und Wohlstandes, welchem dereinst die alte Welt zinsbar werden wird. Mexiko, in der Mitte des Erdkreises gelegen, kann nach der einen Seite hin mit den Werkstätten Europas, nach der andern mit den Factoreien Asiens in Verbindung treten; zwei Oceane, die eine Küstenstrecke von 1500 Stunden Länge bespülen, dienen ihm von zwei Seiten her als ein verknüpfendes Band aller Welttheile, im Nothfall sogar als eine trennende Scheidewand.

Aber nicht bloß die Erzeugnisse des Bodens und die Ansichten der Gegenden wechseln hier in reicher Fülle mit dem mannigfaltigen Klima; der Einfluß des letztern äußert sich auch in der verschiedenartigen Sitte, Lebensweise, Gesichtsbildung der Menschen. Nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch gerade in dem Maße desto mehr Kraft und inneres Leben hat, je geringere Lebenskraft und Schönheit die Pflanzenwelt zeigt.

Dieß kommt daher, weil die Früchte seiner Arbeit ihm weit mehr Gedeihen bringen, als die Früchte seines Bodens. Auch scheint er dieß wirklich von jeher gefühlt zu haben; denn nach dem Beispiel der frühern und ursprünglichen Bevölkerung drängten sich auch die spätern Eroberer des Landes in die höhern Gegenden hin, auf das ungeheure Plateau von Anahuac, diesen Mittelpunkt der Cultur und Gesittung früherer Zeiten. Hier blühten unter den blutigsten Fehden die tlaskalanischen Republiken und die Monarchie der Azteken, diese stolzen Rivalen, welche man das Griechenland und das Persien der neuen Welt nennen könnte; hier sieht man Städte, geschmückt mit den Erfindungen des menschlichen Geistes, mit den ausgesuchtesten Gegenständen des Luxus, mit den wohlthätigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe, die mitten unter den ehrwürdigen Ruinen einer längst dahingesunkenen Ordnung der Dinge ihre europäische Pracht entfalten; hier stehen noch uralte Tempel, die ihre Götter und ihre Erbauer längst überlebt haben, ungeheure Altäre, vor denen die Seele von dem majestätischen Eindruck ergriffen wird und eine gewisse religiöse Rührung empfindet; — große Wasserleitungen, die der alten Römer würdig gewesen wären, Pyramiden, die an Größe jenen Monumenten gleich kommen, welche noch aus dem Sande der ägyptischen Ebene hervorragen, und die gleich diesen aus der Verehrung des Jenseits entsprangen.

Sieben bis acht Millionen Menschen sind die einzigen Insassen dieses bezaubernden Landes, welches ein Drittheil der Bevölkerung der alten Welt ernähren könnte. Gleichsam als wäre es von jeher dazu bestimmt, alle dem, was die entlegensten Himmelsstriche erzeugen, zum Vereinigungspunkte zu dienen, geben sogar die Bewohner durch den Contrast ihrer Hautfarbe und ihrer Sitten und Gebräuche der ganzen Naturscene, die sie beleben, vollends einen ungewöhnlichen Anblick. Die drei großen Spielarten unseres Menschenstammes leben hier neben einander; die verschiedenartigsten Mischun-

gen und Abstufungen von Schwarz, Weiß, Kupferroth laufen hier in einander, während daneben manche Familien die ursprüngliche Bildungsform mit aller Zähigkeit und Schärfe behalten haben.

Aber warum mußten doch Menschen aus allen Zonen sich bloß darum auf den Höhen der Cordilleren begegnen, um sich gegenseitig zu hassen? Warum mußte dieser Kastenunterschied, der sich auf das leerste Vorrecht gründet, das der Zufall austheilt, überall Unterdrückung und Feindschaft verbreiten? Es giebt keine Farbe der menschlichen Haut, die nicht von dem Stolz der Weißen irgend einen Rang oder irgend einen Namen erhalten hätte. Der Eingeborne aus den untern Volksclassen, der schon im Reiche Montezuma's zum Pöbel gerechnet wurde, seufzt jetzt unter dem Joch der Stellvertreter des ehemaligen aztekischen *) Adels, seinen Gemeinde- oder Municipalobrigkeiten, die auf ihre Mitbürger tyrannisch niedertreten, um zu vergessen, daß sie selber von der europäischen Race in den Staub getreten sind. Diese Kaziken, obwol jetzt zum Range des castilianischen Adels erhoben, verabscheuen den Kreolen, d. h. den Nachkommen jener Spanier, die Mexiko eroberten und sich bereits acclimatisirt haben. Die Kreolen wiederum, die nur zu oft dem Andenken an das Mutterland untreu geworden sind und die Wohlthaten desselben vergessen haben, können dem neuen Ankömmling aus der alten Welt die Aemter und Ehren-

---

*) Das erste bis jetzt uns bekannte Volk, das vermuthlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuac kam, sind die Tolteken, welche den Ackerbau und viele mechanische Künste mitgebracht haben sollen. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Theilen Neu-Spaniens findet, werden diesem Volke zugeschrieben, dessen Name gleichbedeutend mit „Baumeister" ist. — Nach dem Eindringen mehrerer anderer erobernden Stämme machten sich die Azteken geltend, die gleichfalls aus dem Norden kamen, und zwar zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gelangten 1325 an das Südwestende des Hauptsees. Hier sahen sie auf einem Napalbaum (indianischem Feigencactus), der aus einem von dem Wasser des Sees bespülten Felsen hervorwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen, und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd, und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, ist jetzt den Europäern unter dem Namen Mexiko bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Mexitli, abgeleitet ist. Diese Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der jetzigen Republik Mexiko, welches den Adler und den Napal darstellt. — Aus jenem kleinen Anfange bildete sich nach und nach das mächtige große Reich Montezuma's, dem Cortez ein Ende machte. In dem Wachsthum, dem kriegerischen Geiste und der klugen Politik der Aztekenstadt zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit Rom.

stellen nicht verzeihen, womit die Politik des Mutterlandes ihn fast ausschließlich bekleidet. Die Kasten von gemischtem Geblüt aber, welche von den reinen Racen gar nicht anerkannt werden, stehen in allgemeiner Verachtung.

---

5. Das Leben in Mexiko *).

„Etwas Zerfalleneres und Verlasseneres als der Anblick der Dinge um Veracruz herum kann man sich nicht vorstellen: das Fort mit seinen rothen und schwarzen Wällen auf der einen Seite, auf der andern die elende düstere Stadt, um die herum Schaaren von schwarzen Vögeln, Sopiloten genannt, über einem liegengebliebenen Aase flatterten oder sich ein neues suchten. Doch als das Ziel unserer Seereise war uns sogar dieser schauerliche Anblick willkommen. So weit das Auge reichte, war die Werfte mit der Bevölkerung von Veracruz bedeckt (und sie schien von der merkwürdigsten Art zu sein), um die Excellenz bei ihrer Ankunft sich zu beschauen. Einige waren unbehost — einige waren es doppelt, um das Gleichgewicht wieder herzustellen —, das obere Paar dieser Kleidungsstücke auf der Seite aufgeschlitzt, nach mexikanischer Sitte. Alle trugen breitkrämpige Hüte mit Silber oder bunten Perlen geschmückt, und die ganze Farbenfolge vom dunkeln Braun bis zum durchsichtigen Weiß glühte auf ihren Gesichtern. Einige Anzüge waren ganz aus Lumpen zusammengesetzt, die nur durch die naturgemäße Anziehungskraft aneinander hielten; andere waren nur mit einigen Luftlöchern versehen; Alles aber drängte sich, stieß sich mit den Ellenbogen und warf sich beinahe ins Wasser, um den Anblick des Tages nicht zu verlieren."

„Als wir weiter kamen, war es schwer sich zu überzeugen, daß wir noch inmitten Decembers seien; die Luft war lau und balsamisch; die Hitze, ohne drückend zu sein, die des Julius in England. Die Straße führt durch waldiges Land voll blüthenbedeckter, fruchtbeladener Bäume. Blumen aller Farben strömten ihren Wohlgeruch aus, phantastische Schlingpflanzen durchflochten die Aeste der Bäume und bestreuten jeden Zweig mit ihren Blüthen; Palmen-, Cocos-, Orangen- und Citronenbäume standen untereinander, und einmal, als der Weg sich wandte, erblickten wir ein indianisches Weib mit langen Haaren, am Strom unter einem hohen Baume ruhend — ein orientalisches Bild. Der Hut unsers Reisemarschalls Don Miguel war an sich schon eine Merkwürdigkeit: er war von weißem Biber, mit ungeheurer Krämpe, mit festem Silbergewebe gefüttert und mit zwei dicken Silberrollen und Quasten verziert. Man sieht kein menschliches

---

*) Aus dem Reisetagebuche der Madame Calderon de la Barca (Gemahlin des spanischen Gesandten in Mexiko).

Wesen, keinen vorübergehenden Gegenstand, der nicht ein Bild abgäbe. Die indianischen Weiber mit langen Flechten, ihre Kinder auf dem Rücken festgebunden, von großen Strohhüten beschattet, in zweifarbige Röcke gekleidet; die langen Reihen von Arieros mit ihren belasteten Maulthieren und dunkeln wilden Gesichtern, der Reiter mit seinem vielfarbigen Sarape und reich geschmückten Sattel, seinem mexikanischen Hut, silbernen Steigbügeln und ledernen Stiefeln — Alles ist malerisch. Bei La Calera hatten wir eine ferne Aussicht auf das Meer. Zuweilen hielten wir an und kauften Orangen, Ananas und Granadilas, brodignakische Stachelbeeren, deren Fleisch, in dicke gelbe oder grüne Haut gehüllt, sehr erfrischend ist" . . . .
„Die Kälte wurde fühlbarer, und endlich sahen wir bei Mondenschein deutlich den Pik von Orizaba mit seiner weißen Haube, dessen bloßer Anblick frieren macht. Bei der Annäherung an Jalapa wurde die Scene malerisch; unsere Escorte hatte ihre Sarapes umgenommen, und ihre hohen Helme und Federn tauchten in die Bäume und Büsche herein, wie sie vor uns her sprengten. Der Orizaba und der Cofre de Perote leuchteten weiß in der Ferne, während ein köstlicher Blumen-, besonders Rosenduft das Land bezeichnete, durch das wir zogen. Es war fast zwei Uhr in der Nacht, als wir Jalapa erreichten, zum Tod müde und vor Kälte zitternd. Von einem Feuer war nicht die Rede, aber warmer Thee ward uns vorgesetzt, und bald hernach genoß ich wenigstens eines Schlafes, wie er mir seit Neuyork nicht geworden war. Nach dem Frühstück wanderten wir, begleitet von mehreren Herren aus der Stadt, in derselben herum. Sie besteht fast nur aus zwei steilen sehr alten Straßen mit einigen großen vortrefflichen Häusern, wovon die bessern englischen Kaufleuten und veracruzer Einwohnern gehörten, welche die Jahreszeit des Vomito hier verleben; außerdem besitzt sie einige alte Kirchen, Klöster und einen gut versehenen Marktplatz. Aber überall drängen sich Rosen aus den alten Mauerspalten, und indianische Mädchen winden Kränze für einen Heiligenschrein — Blumen in den Buden, Blumen in den Fenstern und dabei überall eine der mächtigsten Gebirgsansichten der Welt. Der Cofre de Perote mit seinem dunkeln Fichtenwald und der riesenmäßigen Küste von Porphyr, die ihm seinen Namen giebt, der noch höhere schneeweiße Pik von Orizaba beherrschen alle andern Gipfel und erscheinen als die Riesenwächter des Landes. Die sich ineinander schiebenden Berge, die dunkeln Klippen und fruchtbaren Thäler, die dichten Wälder von hohen Bäumen, welche Anhöhen und Niederungen bekleiden; der Anblick des fernen Oceans, die nahen Stege durch Obstbäume beschattet; die Aloë, die Banane mit dem grünen Storaxbaum und der blühenden Myrthe gemengt, Hunderte von Sträuchern und Blumen jeder Farbe und jedes Duftes — Alles dieß vereinigt sich, um eine der verschiedenartigsten Scenerien zu bilden, die das Auge entzücken können. Und dann Jalapa selbst, so alt und grau, und rosenbedeckt, mit einem Liede, das jeder Thür und jedem Fenster ent-

quillt, und der süßen lauen Atmosphäre! Der Eindruck wird nicht leicht verwischt."

Sie näherten sich der Hauptstadt: „Meine Gedanken, die 300 Jahre hinter mir geschwärmt hatten, wurden durch die Ankunft eines Officiers in voller Uniform in die Gegenwart zurückgerufen. Dieser kam auf Befehl der Regierung, um den Ueberbringer der Friedenspalme aus Alt-Spanien zu bewillkommnen, und war, unsere Ankunft erwartend, den ganzen vorhergehenden Tag zu Pferde gewesen. Da es angefangen hatte zu regnen, nahm derselbe, Oberst Miguel Andrade, unser Anerbieten an, Schutz in unserm Wagen zu suchen. Wir waren jetzt von einem großen galoppirenden Troß umgeben und bemerkten bald, daß trotz des Regens und der beginnenden Dunkelheit unzählige Wagen und Reiter uns entgegen gekommen waren. Bald darauf hielt der Reisewagen und wir wurden ersucht, in eine prächtige, von vier weißen Pferden gezogene hochrothe und goldene Kutsche zu steigen, die das Wappen der Republik: den Adler und den Nopalcactus, inwendig im Dache in Gold gestickt, zierte. Inmitten dieses ungeheuern Zuges von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir unsern Einzug in die Stadt Montezuma's. Die Gegend auf dieser Seite von Mexiko ist öde und flach; und wo die Wasser der Lagunen, einst die Stadt umgebend, sich als Kanäle durch ihre Straßen zogen, sahen wir jetzt eintöniges Marschland, nur wenig durch große Züge von wilden Enten und Wasserhühnern belebt. Aber die Traurigkeit der Umgebungen ward erheitert durch den lustigen Anblick des Zuges, durch die scharlachnen und goldenen Uniformen, die hellfarbigen Sarapes, die Eleganz der Herren (meist Spanier, wie ich glaube) auf ihren hohen mexikanischen Sätteln mit goldgestickten Schabracken von schwarzem Pelzwerk, ihren goldgeschmückten mexikanischen Hüten, reich ausgeschlagenen Jacken, Beinkleidern mit silbernen Knöpfen, gepreßten Lederstiefeln, silbernen Sporen und malerischen Mangas mit schwarz- oder buntfarbigen Kragen. An den Thoren von Mexiko hielt der Wagen, und drei enthusiastische Bewillkommnungsrufe erschallten. Es war beinahe dunkel und der Regen fiel in Strömen; dessen ungeachtet schlossen sich noch mehrere Wagen mit Damen und Herren dem Zuge an. Besonders durch die Güte eines reichen mexikanischen Kaufherrn war ein Haus in der Vorstadt von Buenavista vorläufig für uns eingerichtet worden; wir hatten also die ganze Stadt zu durchziehen, immer von der Volksmenge begleitet, welche, mit dem schlechten Pflaster im Bunde, unsere Fahrt sehr verzögerte. Durch den Regen und die Dunkelheit schimmerten uns zuweilen hohe Gebäude, Kirchen und Klöster bei schwachem Lampenlicht entgegen. Als wir endlich ankamen, stieg Calderon im Gußregen aus und dankte für den freundlichen Empfang. Nachdem er dem Unterofficier einige Unzen für die Soldaten gegeben hatte, betraten wir das Haus, von den mexikanischen Officieren und einer großen Gesellschaft von Spaniern begleitet" . . . .

„Bei Tageslicht fanden wir unsere Wohnung sehr hübsch — ein großer Garten voll Blumen stößt daran — der Hof duftet von Rosen, aber da die ganze Flucht der Zimmer zu ebner Erde liegt, so sind sie etwas feucht. Das Wetter ist, obgleich schön, doch des Morgens so kühl, daß ich manchmal denke, wie Fußteppiche und sogar ein Soupçon von Kaminfeuer nicht überflüssig wären. Erstere werden wir bald erlangen, aber zu letzterem sind keine Anstalten, weder Kamine noch Oefen vorhanden; auch würde es, sobald die erste Morgenstunde vorüber ist, lästig sein. Das Haus steht allein, ein großer Hof trennt es von der Straße, gegenüber liegt der große steinerne Aquaduct, ein prächtiges Werk der Spanier, doch gewiß nicht prächtiger als der, dem das alte Tenochtitlan sein Wasser verdankte. Hinter uns stehen allerlei alte Häuser von Bäumen beschattet, so daß wir wie auf dem Lande leben. Rechts von uns steht ein großes Gebäude mit Gärten und Olivenanlagen, wo die englische Gesandtschaft früher wohnte, dem Umfang nach ein Palast; später residirte Santa Ana dort, und jetzt gehört es einem Senor Perez Galvez, dem wir es gern abmiethen wollen, wenn er es uns überläßt. Was uns aber am meisten beschäftigt, sind die merkwürdigen und malerischen Menschengruppen, die wir aus den Fenstern sehen: bronzefarbene Männer, als einzige Bekleidung in ein Stück Decke gehüllt, die irdene Gefäße, ganz wie sie selbst gefärbt, leicht auf dem Kopfe tragen, so daß sie vollkommen Statuen von terra cotta gleichen. Diese Gefäße sind mit eingemachten Früchten oder weißen Pyramiden von Fett (mantequillas) gefüllt; Weiber mit Rohosos, zweifarbigen kurzen Röcken, gewöhnlich ganz zerlumpt, aber dennoch eine Spitze um ihr Unterkleid gesetzt, ohne Strümpfe und ihre kleinen Füße in noch kleinere Schuhe von schmutzigem weißem Atlas gesteckt; Herren zu Pferde mit mexikanischen Sätteln und Sarapes; müßige Leperos, lebendige Lumpenbündel, die an die Fenster kommen und mit einer höchst kläglichen, doch verstellten Jammerstimme betteln, oder unter den Mauerbogen liegen und träge die Luft und den Sonnenschein einathmen, oder an der Thüre stundenlang sitzend in der Sonne schmoren, oder im Schatten der Häuser; indianische Weiber mit ihren engen dunkeln Röcken und ihren rothdurchflochtenen verschlungenen Haaren, die ihre Körbe niedersetzen, um sich auszuruhen und unterdessen bedächtig die Haare ihrer kupferfarbigen Sprößlinge untersuchen. Kurz wir haben genug Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit fesseln.

„Die mexikanischen Besuche scheinen mir an Länge Alles zu übertreffen, was man sonst von einem Besuche anzunehmen pflegt; nie dauern sie unter einer Stunde, und manchmal nehmen sie einen großen Theil des Tages ein. Herren glauben sich zu jeder Tageszeit willkommen; gehst du zum Frühstück, so gehen sie auch — zum Mittagessen, so essen sie mit — schläfst du, so warten sie, bis du wach bist — bist du ausgegangen, so kommen sie wieder. Ein ganz gleichgültiger Mensch, dessen Namen ich vergessen habe, kam gestern nach dem Frühstück zu uns, behauptete seinen Platz

und setzte sich mit uns zu einem späten Diner nieder. Man sollte dieß nicht Besuche, sondern Heimsuchungen nennen. Ein offenes Haus und ein offener Tisch für Freunde, zu denen selbst alle oberflächlichen Bekanntschaften gerechnet werden, sind spanische Gewohnheiten der Gastfreundschaft, die hierher verpflanzt sind."

„Männer und Weiber gleichen sich überall, ob in die anmuthige Mantilla gehüllt oder nach der neuesten Mode gekleidet, ob sie einen spanischen Mantel, einen mexikanischen Sarape oder einen schottischen Plaid tragen. Die Weise der Frauen hat hier etwas ungemein Freundliches, die spanische Etikette etwas ungemein Langweiliges. Nachdem man der Sitte gemäß jede eintretende Dame geküßt, was im Ganzen etwas Zuthunliches hat, und die vornehmste auf dem Sopha rechts placirt ist — ein Punkt, der von Wichtigkeit scheint — beginnt nothgedrungen folgendes Gespräch: «Wie befinden Sie sich?» «Ihnen zu dienen, und Sie?» (Sir nocedad) «wie immer, zu Ihren Diensten.» «Ich freue mich, und wie befinden Sie sich, Senora?» «Zu Ihrer Verfügung, und Sie?« «Tausend Dank, und der Senor?« «Zu Ihren Diensten, wie immer» u. s. w. Ehe man sich setzt, sagt man: «Bitte, nehmen Sie Platz!» «Sie zuerst, Senora!» «Nein, Senora, Sie zuerst!» «Nun wohl, um Ihnen verbindlich zu sein, ohne weitere Ceremonie, ich hasse Complimente und Etikette!» Und sie haben ganz Recht, daß wirklich keine Etikette stattfindet; alles dieß sind blos Zeichen des Wohlwollens, Worte, die es bekräftigen helfen. Sieht man sich des Morgens, so geht diesen Fragen noch eine, «wie man die Nacht zugebracht hat», und die Antwort, «zu Ihren Diensten», voraus. Selbst in Mexiko bietet das Wetter eine rechtmäßige Handhabe für das Gespräch dar, besonders wenn es regnet oder zu regnen droht, denn diese Umstände erregen Erstaunen und stacheln die Beobachtungsgabe; außerdem hält man Abhandlungen über leise Abstufungen der Wärme oder Kälte, die uns entgangen sind. Ist der Besuch abgethan, so küßt man sich wieder; die Hausfrau begleitet ihren Gast bis auf die Flur, und es beginnt ein neuer Phrasenwechsel. «Senora, Sie wissen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung steht!» — «Tausend Dank, Senora! das meinige steht zu der Ihrigen, und wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen zu nützen, so sehen Sie mich als Ihre Dienerin an und befehlen Sie in Allem über mich!» «Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!» Am Ende der Treppe sieht der Gast nochmals zurück, um den Blick seiner Wirthin zu erhaschen, und die Höflichkeiten wiederholen sich. Alles, was mich im Anfang in Erstaunen setzte, erscheint mir schon jetzt ganz natürlich, und würde kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen ergötzlichen Contrast zu unserer gleichgültigen und geringschätzigen Art abgäbe, Besuche zu empfangen und abzustatten. Alle Damen nennen sich und werden von Herren beim Taufnamen genannt, und alle, die mehr als zwei oder drei Mal bei mir waren, bedienen sich mir gegenüber derselben Freiheit. Unter Weibern gefällt mir

dieß, doch macht es mich etwas stutzig, wenn ich höre, wie junge Leute verheirathete Frauen Marie, Antonie, Anitta u. s. w. nennen; da aber keine Vertraulichkeit dabei in Anspruch genommen wird, so hätte man Unrecht, sie hineinzulegen."

„Während ich schreibe, sieht mich ein abscheulicher Lepero mit großen lauernden Augen durchs Fenster an und läßt die außerordentlichste Folgenreihe von Seufzern aus seiner Brust dringen, indem er mir eine Hand mit zwei langen Fingern hinhält, deren drei andere wahrscheinlich nach innen festgebunden sind. «Senorita, Senorita, der heiligen Jungfrau zu Liebe! um des reinsten Blutes Christi willen! bei der wunderbaren Empfängniß!» O der schaudervolle Mensch! ich getraue mich nicht aufzublicken, aber ich fühle, daß seine Augen auf eine goldene Uhr mit Petschaften gerichtet sind, die auf dem Tische liegt. Das ist das Schlimmste daran, zu ebener Erde zu wohnen. Da kommen ihrer mehrere. Ein gelähmtes Weib, das auf dem Rücken eines bärtigen Mannes reitet — ein stämmiger Kerl, der aussieht, als ob ihn nur die Eisenstäbe vor meinem Fenster hinderten, wirksamere Mittel zu ergreifen, zeigt ein verkrüppeltes Bein, von dem ich ehrlich glaube, daß es nur auf irgend eine erfinderische Weise in die Höhe gebunden ist. Welch ein Geheul, welche Lumpen, welch ein Chor von Klageliedern! Dieser Zusammenlauf ist wahrscheinlich daher entstanden, daß wir ihnen gestern einiges Geld geschickt haben. Ich versuche, keine Notiz von ihnen zu nehmen und schreibe fort, als wäre ich taub. Ich muß herausgehen, ohne sie anzusehen, und den Pförtner schicken, um sie wegzuscheuchen — Klingeln giebt's in diesem Lande nicht... Ich komme zum Schreibtisch zurück, kaum von meinem Schrecken erholt! Ich hatte eben das letzte Wort geschrieben, als ich einen Schritt neben mir hörte, und — oh! eine Elle von mir steht mein Freund mit dem Beine und streckt seine Hand nach Almosen aus. Ich erschrak so heftig, daß ich einen Augenblick daran dachte, ihm meine Uhr zu geben, um ihn los zu werden; indessen ich glitt an ihm mit ein paar unverständlichen Worten vorbei, um meine Leute zu rufen. Durch den ersten, dem ich begegnete, schickte ich ihm etwas Geld. Der Pförtner hatte ihn nicht bemerkt, als er hinausging, um die Menge zu zerstreuen. A— ist hereingekommen und zieht die Gardinen zu — nun denk' ich, gehe hin!"

„Eine große Menge von Ausrufern beginnt ihr hundertstimmiges, zuerst unverständliches Geschrei mit Tagesanbruch und endet nicht eher als bei einbrechender Nacht. Beim ersten Dämmerlicht weckt einen der durchdringende, verzweifelnde Schrei des Kohlenverkäufers: «Kohlen, Senor!» was, wie er es ausspricht, «Carbosin» lautet. Dann erschallt des Fettmannes Lied: «Mantequilla! Speck! Speck! anderthalb Realen» u. s. w. «Gesalzenes Rindfleisch!» unterbricht der Schlächter mit rauher Stimme. «Hay cebo — o — o — o — ?» Das ist der lange und melancholische Ruf des Weibes, die den Küchenabfall kauft und vor der Thüre still steht.

Dann kommt die Cambiata vorbei, eine Art indianisches Kramweib oder Vertauscherin, die «Tejocotos per venas de Chile» heraussingt. Ersteres ist eine kleine Frucht, die sie gegen spanischen Pfeffer ausbietet. Ein Hausirer übertönt den gellenden Triller der Indianerin. Er fordert das Publikum auf, Stecknadeln, Nähnadeln, Fingerhüte, Hemdenknöpfe, Zwirnband, Baumwollenknäulchen, kleine Spiegel u. s. w. zu kaufen. Er tritt in die Häuser und ist bald von den weiblichen Insassen umgeben, die ihm den zehnten Theil der Summe anbieten, die er verlangt, und meist handelseins werden. Hinter ihm steht der Indianer mit seinem lockenden Fruchtkorbe, dessen einzelne Obstarten er alle beim Namen nennt, bis die Haushälterin nicht länger widerstehen kann und ihn mit seinen Bananan, Orangen und Granaditas heraufbestellt. Ein heller Ruf wird gehört, der andeutet, daß etwas Heißes da ist und schnell erhascht werden muß, ehe es kalt wird. «Gorditas de Norna calicute!» Fette Küchelchen, heiß aus dem Backofen! Dieser Ruf ist weiblich und im höchsten Schlüssel. Folgt der Mattenverkäufer. «Wer wünscht Matten von Puebla? Matten von fünf Ellen Länge?» Dieß sind die Morgenrufe. Zu Mittag werden die Bettler am unverschämtesten, und ihr Geschrei, ihre Gebete und langen Litaneien bilden eine gleichförmige Begleitung zu dem übrigen Gelärme. Dann steigt über Alles der Ruf: «Honigkuchen!» empor. «Käse und Honig!» «Requeson und guter Honig!» (Requeson ist, was man hier Quark nennt); dann kommen die «Dulce-Männer», die Verkäufer von Eingemachtem, von spanischem Wind, der vorzüglich ist, und allen Arten von Zuckerwerk: caramellos de esperna bocadillo de coco. Dann die Lotteriecollecteure: «Das letzte Billet ist noch unverkauft, für einen halben Real!» Ein lockender Ruf für den faulen Bettler, der es leichter findet, zu spielen, als zu arbeiten, und der diese Summe vielleicht in seinen Lumpen hat. Gegen Abend erhebt sich der Ruf: «Tortillas de cuajada!» «Käsekuchen» oder «Nüsse!» dem der Nachtruf: «heiße gebratene Kastanien» folgt — und der gefühlvollere Entenverkäufer: «Enten, o meine Seele, heiße gebratene Enten!» u. s. w. Wie die Nacht vorschreitet, verhallen die Stimmen, um am andern Morgen von Neuem mit frischer Macht aufzuwachen."

„Ich war genöthigt, einen Arzt holen zu lassen, der das harmloseste Geschöpf der Welt zu sein schien; täglich gab er mir eine andere kleine unschuldige Mixtur und fühlte meinen Puls; was er mir aber vorzüglich administrirte, waren Lectionen im gebildeten Gespräch. Täglich hatten wir folgende Zwiesprach, wenn er aufstand, um sich zu entfernen: «Gnädige Frau (dieß neben dem Bette), ich bin zu Ihren Diensten.» «Vielen Dank, mein Herr!» — «Gnädige Frau (dieß am Fuße des Bettes), erkennen Sie mich als Ihren unterthänigsten Diener an.» «Guten Morgen, mein Herr!» — «Gnädige Frau (hier hielt er an einem Tische still), ich küsse Ihnen die Füße.» «Mein Herr, ich küsse Ihnen die Hand!» — «Gnädige Frau (dieß an der Thüre), mein armes Haus und Alles, was darin ist, auch

ich, wenn auch nutzlos, was ich habe, gehört Ihnen!» «Vielen Dank, mein Herr!» (Er dreht sich um und öffnet die Thüre, dann wendet er sich wieder zurück): «Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Diener!« «Adieu, mein Herr!» (Er geht hinaus, öffnet die Thüre noch einmal, steckt seinen Kopf hinein): «Guten Morgen, gnädige Frau!»

„Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich Ihnen erzählen, daß ich diesen Morgen einen Besuch von einer sehr merkwürdigen Person bekam, die hier unter dem Namen «La Guera» (die schöne) Rodriguez sehr wohl bekannt ist, und die vor vielen Jahren von Alexander v. Humboldt als das schönste Weib gefeiert worden ist, dem er auf seinen Reisen begegnete. In Betracht des langen Zeitraums, der seit dem Besuche dieses berühmten Mannes vergangen ist, war ich fast erstaunt, als mir ihre Karte als Vorläuferin ihres Besuchs gebracht wurde, und ich ward es in noch weit höherem Grade, als ich fand, daß trotz der Jahre und der Furchen, die es der Zeit beliebt, in das lieblichste Angesicht zu ziehen, La Guera eine Fülle blonder Locken, ohne ein graues Haar, zwei Reihen weißer Zähne, sehr schöne Augen und große Lebendigkeit aufzuweisen hat. Mir erschien sie sehr angenehm und eine lebendige Chronik; sie ist mit ihrem dritten Manne verheirathet und hat drei Töchter, alle von berühmter Schönheit. Wir sprachen von Humboldt, und indem sie sich selbst ganz als eine dritte Person betrachtete, erzählte sie mir alle Einzelheiten seines ersten Besuchs und seine Bewunderung ihrer Schönheit; daß sie damals sehr jung, obgleich verheirathet, und die Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron kam, um ihre Mutter zu besuchen, er sie, die im Fenster nähte, anfangs nicht bemerkte, bis er in einem sehr ernsthaften Gespräch über die Cochenille den Wunsch äußerte, eine gewisse Pflanzung zu besuchen. «Gewiß», erwiderte sie aus ihrer Ecke, «können wir Herrn v. Humboldt hinführen»; worauf er sie ansah und erstaunt vor ihr stand, und endlich ausrief: «Valgame Dios! Wer ist dies Mädchen?» Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man sagt, noch tiefer durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit bestrickt; er betrachtete sie wie eine amerikanische Frau v. Staël. Dieß Alles führt mich auf den Verdacht, daß der ernsthafte Gelehrte bedeutend verzaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, versteinerte Muscheln und Alpenkalkstein ihn geschützt haben. Es thut Einem wohl, daß so etwas sogar dem großen Humboldt begegnen kann."

„Eine von La Guera's Geschichten ist zu merkwürdig, um sie nicht anzuführen. Als eine Dame von hohem Range gestorben war, übergaben sie ihre Verwandten der letzten Ruhestatt in ihrem prächtigsten Kleide, wie es damals Sitte war. Dieß Kleid war sogar in Mexiko ein Wunder von Luxus. Es bestand aus den feinsten Spitzen, und der Besatz aus solchen, wo die Elle 50 Thlr. gekostet hatte; es gab seines Gleichen nicht mehr. So angethan, ward die Gräfin in ihren Sarg gelegt — tausend theure

Freunde gingen hin, um dies prächtige Todtenkleid zu sehen, bis endlich das Grab diese Herrlichkeit einschloß. Eine Gesellschaft französischer Tänzer unternahm damals ein Ballet 21. Ranges in Mexiko. Am Abend einer Lieblingsvorstellung hüpfte Mademoiselle Pauline pirouettirend auf die Scene, und als sie auf dem großen Zehen still stand, um die gebührende Ernte von Lobpreisungen einzusammeln, zuckte ein elektrischer Schlag des Grauens durch den Saal: Mademoiselle Pauline hatte dasselbe Kleid an, in welchem die Gräfin begraben worden war! Doch wieß sie sich als unschuldig aus: sie hatte den Anzug um einen hohen Preis von einer Putzmacherin der Stadt gekauft — diese von einem Manne, dem sie ebenfalls eine große Summe dafür bezahlt hatte — und dieser Mann war, wie die Untersuchung ergab, der Sacristan der Kirche, in welcher die Gräfin lag. Seitdem begräbt man die Todten in einfachen Gewändern, wenn sie auch in prachtvollen auf dem Paradebette gelegen haben — —."

---

6. Lima und seine Bewohner *).

* * *

Die peruanische Hauptstadt liegt etwas über 12 Breitegrade vom Aequator südlich, in einer Höhe von 462 französischen Fuß über dem Meeresspiegel, nur 2 spanische Meilen (Leguas) vom Meere, dem stillen Ozean, entfernt, an beiden Seiten des Flusses Rimac, welcher die Stadt in zwei ungleiche Theile scheidet, von denen der südliche die eigentliche Stadt ausmacht, der nördliche aus der Vorstadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere besteht.

Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häusern (Manzanas) gebildet werden. Man zählt im Ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen klein und unregelmäßig sind. Die Zahl der Häuser ist ungefähr 3380, nebst 56 Kirchen und Klöstern, von denen die letztern allein ein Viertheil der Grundfläche der Stadt einnehmen. Vor den Kirchen giebt es 34 öffentliche Plätze. Die Straßen, in der Regel 34 Fuß breit, sind schlecht gepflastert, haben aber Trottoirs.

Wenn der Fremde die Stadt betritt, so ist der erste Eindruck durchaus nicht günstig, denn die Quartiere der Peripherie sind schlecht, die Häuser ärmlich, halb verfallen und schmutzig, die Straßen mit allen Arten von

---

*) Peru. Reiseskizzen von v. Tschudi. (In den Jahren 1838—42.)

Unreinigkeiten angefüllt. Je mehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschoß nur Ein Stockwerk, sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größern Wohnungen stimmen in ihrer Bauart überein. In der Fronte haben sie zwei Thüren. Die eine ist der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenschoppens ist, worin die Caleza steht. Ueber diesem oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitter verschlossenen Fenster, hinter welchem die Schönen sitzen und die Vorübergehenden ungesehen beobachten, es auch gern sehen, wenn Einer zum „Guardar la reja" (Gitter) kommt. Der Azaguan führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), zu dessen Seiten kleine Zimmer angebracht sind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die meist mit einem Geländer umgeben ist. Durch die große, fast immer offenstehende Doppelthür tritt man in einen großen Saal (Sala), dessen Möbeln aus einer Hängematte, einem Sopha und einer langen Reihe von Stühlen bestehen. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthür in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft sehr reich ausgeschmückt und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben der Cuadra sind die Schlafzimmer, Eßsaal, Kinderstuben u. s. w.; sie steht durch eine Thür mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübschen Frescomalereien geziert ist. Hier befinden sich die Küche, der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erste Hof steht mit dem zweiten durch einen schmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dieß bei vielen, besonders den ärmlichen Häusern der Fall ist, müssen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. — Der obere Stock hat eine von dem untern etwas verschiedene Anordnung. Ueber den Azaguan befindet sich die Cuadra, die mit dem Balkon, der die meisten Häuser ziert, in Verbindung steht; vor ihr ist die Sala. Ueber den Hofzimmern des Erdgeschosses sind die übrigen Gemächer gebaut, aber über der Cuadra und Sala sind keine Zimmer, sondern ein geräumiger, mit Quadersteinen besetzter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben ist. Diese Azotea dient den Kindern als Spielplatz; sie wird mit Blumentöpfen geschmückt und durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt. Das Hausdach ist flach und besteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder auch mit leichten Backsteinen ausgelegt ist. Ein Theil der Zimmerfenster ist auf dem Dache angebracht, die übrigen, deren nur sehr wenige sind, befinden sich auf jeder Seite der Thüren, und sind durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen.

Diese Bauart kann als typisch betrachtet werden; natürlich giebt es hier und da einige Abweichungen davon. Die Mauern sind bei den grö-

ßern Gebäuden aus Luftziegeln oder Backsteinen aufgeführt; bei den kleinern bestehen sie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und nachher weiß oder gelb übertüncht werden. Die Thüren und Fenster stehen der Hitze wegen fast immer offen, den Häusern fehlt daher das Wohnliche und Heimische unserer europäischen Wohnungen.

Von den sehr zahlreichen Kirchen und Kathedralen verdienen einige einer besondern Erwähnung.

Die Kathedrale nimmt fast die ganze östliche Seite des großen Platzes (Plaza mayor) ein. Montags den 18. Januar 1534 legte Don Franzisko Pizarro den Grundstein und eigenhändig den ersten Balken zu dieser Kirche, die er «de nuestra Señora de la Asuncion» *) nannte. Neunzig Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. Oktober 1625 weihte sie der Erzbischof Don Gonzala de Ocampo mit solchem Pompe ein, daß er bei der Messe, die um 6 Uhr Morgens begann, die geheiligte Hostie erst um 5 Uhr Abends aufhob.

Das Innere der Kirche ist sehr schön, und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altäre. Der Hochaltar ist prachtvoll mit sieben jonischen Silbersäulen geziert, die 12 Fuß hoch und 1½ Fuß dick sind; über ihn wölbt sich eine schwer vergoldete silberne Krone. Die Monstranz ist 7½ Fuß hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altars stehen mächtige, massiv silberne Kandelaber, von denen jeder 112½ Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und der Reichthum, die hier zur Schau gestellt werden, vielleicht an Pracht die ersten römischen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entsprechen dem Glanze des Hochaltars; sie sind auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen gestickt. Die geweihten Gefäße sind ebenfalls von außerordentlichem Werthe. Den Dienst in der Kathedrale versehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Lazaro durch ein geschmackvolles Aeußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor die Thür dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, gelegt und 24 Stunden lang da gelassen.

Das Kloster von San Franzisko ist das größte und imposanteste von allen; es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza mayor zwischen diesem und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von Morgens um 5 Uhr bis Mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gehalten. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchthüre stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefalteten Händen Gott um Gnade für die Stadt angefleht und sie dadurch vom vollkommenen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich

*) Unserer Herrin der Auffahrt (Himmelfahrt).

im Kloster herumführte und mir die Wundergeschichte erzählte, meinte: es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahre 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Dem Franziskanerorden gehört auch die „Recelota de San Jago", in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Kasteien und Nachdenken, fern vom Geräusch der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und zum Genuß des heiligen Abendmahls vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichthum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70—75,000 Piastern (spanischen Thalern = 35—39,000 Thlr.), meistens Grundzinse von Häusern in der Stadt.

In einem kleinen Kloster „Refugio de San Jose" werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen; auch können Ehemänner, um ihren zu liebenswürdigen Gattinnen Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, mit erzbischöflicher Erlaubniß dieselben dort hinbringen.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres"; es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besondern Abtheilung für Unheilbare. Hier werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine große Anzahl giebt, aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu demselben gestattet. Dann strömen die Einwohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblicke der Irren zu belustigen. Es ist empörend zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preisgegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauchs, der aber immer verwerflich bleibt.

Der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima ist der schon erwähnte große Platz „Plaza mayor", ein unregelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 510 Fuß lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei gerade Straßen unter rechten Winkeln ab. Der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. Die Kathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein; auf der Nordseite steht der Palast der Regierung, früher der so mächtigen Vicekönige. Von Außen hat er ein sehr ärmliches Aussehen, und die Façade nach der Plaza zu wird durch eine Reihe kleiner ärmlicher Buden, in denen Materialwaaren verkauft werden, entstellt. Ueber diesen ist ein schmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieser Seite in den Haupthof. Die Westseite ist eben so wenig anziehend, und gleichfalls durch eine Menge kleiner Buden mit Sattlerwaaren und altem Eisen entstellt. Der Haupteingang in den Palast be-

findet sich auf dieser Seite und ist ganz simpel. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußern; es ist geschmacklos und ärmlich.

Die westliche Seite der Plaza wird von dem Rathhause eingenommen und einer Reihe Häuser, die nicht schön sind, und namentlich durch die Säulengänge mit ihren Kaufbuden entstellt werden. Denselben Anblick bieten die Häuser auf der Südseite, nur daß hier die Posamentirer ihre Knöpfe und Fransen spinnen.

In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittlern erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze die Fama einen Theil des Wassers herausstrompetet; das übrige Wasser stürzt aus dem Rachen von vier Löwen. Auch die andern kleinern Brunnen sind geschmackvoll ausgeführt.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege der „Unabhängigkeitsplatz" genannt. Den Eingebornen ist indeß der alte Name viel geläufiger. Da der Markt hier abgehalten wird, so ist er während des Vormittags sehr belebt. Zwei Gebäude sind die ausgezeichnetsten: das Inquisitions- und das Universitätsgebäude. Von der frühern Einrichtung des Sitzes des „furchtbaren Tribunals der Drei" ist wenig mehr zu sehen, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Cortes von dem wüthenden Pöbel die Zimmer, Möbeln u. s. w. fast ganz zerstört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger und Schuldiger von Chiloë bis nach Columbien überliefert, und größtentheils zu den fürchterlichsten Strafen verurtheilt. Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unnatürliche Weise verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Ursache dieser merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er sei in eine Maschine gerathen, die ihn so zerquetscht habe. Wenige Tage vor seinem Tode eröffnete er mir, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Tribunal der heiligen Inquisition gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer Schuld gezwungen sei, deren er sich nicht bewußt war. Bei der Erinnerung an die scheußlich verdrehten Glieder schaudere ich noch jetzt vor den Qualen, die der Unglückliche ausgestanden haben muß.

Eine Anekdote vom Vicekönig Castel-Fuerte wurde mir in Lima mehrmals erzählt, und ich will sie mittheilen. Der Virey hatte sich im Beisein seines Beichtvaters einige Aeußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht sehr christlich-katholisch erschienen, und die er pflichtgemäß der Inquisition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte diese freudig die Gelegenheit, um ihre Macht der obersten Staatsbehörde, dem Stellvertreter des Königs gegenüber, zu zeigen, und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß werde, wenn sie selbst dem Vicekönig eine Strafe auferlegte. Castel-Fuerte aber war kein Philipp II. Er erschien zur be-

stimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Der Virey ließ sich in den verhängnißvollen Saal geleiten, trat ohne Ceremonie die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit, unser Geschäft zu beginnen; in einer Stunde aber muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Offizier das Haus in den Grund.“ Betroffen über diese Kühnheit beriethen sich die Inquisitoren einige Augenblicke, und becomplimentirten dann mit der größten Höflichkeit den entschlossenen Castel-Fuerte zur Thür hinaus.

Unter den Vergnügungsplätzen steht — die Stiergefechte natürlich ausgenommen — das Theater oben an. Das Gebäude aber ist von Außen wie von Innen ziemlich häßlich, und die Bühne sehr klein.

Der Präsident fährt in seiner Kutsche, von sechs Pferden gezogen und von seiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe ist unter seiner Loge ein Corporal mit sechs Mann, die das Gewehr schultern, aufgestellt. Eine Abtheilung Soldaten hält während der Vorstellung Wache und erweist dem Präsidenten bei seiner Rückfahrt militairische Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, sind meist höchst mittelmäßig. Dieß gilt insbesondere den Possen (Sagnetes), die der spanischen Sitte gemäß immer die Theatervorstellung schließen, sei nun das Hauptstück ein Trauer- oder Lustspiel. Sie haben zu ihrem Gegenstande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze, und sind ganz dazu gemacht, den günstigen Eindruck, den möglicherweise das Hauptstück hervorbringen könnte, gänzlich zu verwischen. Von einer Gesellschaft Italiener werden auch zu Zeiten kleinere Opern gegeben, die — das elegante Costüm ausgenommen — ebenfalls ganz mittelmäßig sind. Der Text der Opern ist dem Publikum unverständlich.

Die Limeños sind sehr große Freunde von Tänzen. Eigentliche Ballette können indeß nicht gegeben werden; Boleros, Fandango, Cachucha und Don Mateo werden am häufigsten wiederholt.

Während der langen Zwischenpausen wird im Parterre und Hofraum geraucht, auch sind — theuer und schlecht — Erfrischungen zu haben. Was den Besuch des Theaters sehr verleidet, sind die vielen Flöhe, die ganz besonders in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Man muß sich da mit einer großen Portion Geduld versehen und fleißig hin und her rutschen.

In der Nähe des Theaters ist der Circus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), in welchem fast täglich einige Zweikämpfe stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, welche dieses Etablissement vom Staate gemiethet haben, müssen an bestimmten Tagen für die nöthigen Hähne sorgen, wenn sich nicht hinreichende Partien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und die-

selben gegen Erlegung eines festgesetzten Preises dort kämpfen lassen. Bei der sehr großen Vorliebe der Limeños für diese Unterhaltung fehlt es fast nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Mauserzeit sind sie selten. Es werden vor jeder Pelea (Kampf) nach dem bloßen Beschauen der Hähne sehr bedeutende Wetten eingegangen, welche den Leidenschaften volles Spiel gewähren, so daß in der Person des Subpräfecten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt ist, dessen Ausspruche sich die Parteien ohne Widerrede fügen müssen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein 2½ bis 3 Zoll langes, scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon beim ersten Angriffe todt; meistens verwunden sie sich gleich vom Anfange sehr heftig, kämpfen aber doch noch so lange, bis sie den Wunden und der Müdigkeit erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen; ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten.

In dem nämlichen Cuadra mit dem Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz (Juego de pelotas), ein zweckmäßig eingerichteter, von sehr hohen Wänden umschlossener Hof. Jetzt ist er weniger besucht als früher, da die Creolen das Ballspiel nicht so leidenschaftlich lieben als die Spanier.

Die Einwohnerzahl hat sich seit dem Befreiungskriege sehr vermindert. Zeuge davon sind die vielen, fast ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten. Man schätzt die Gesammtzahl jetzt*) auf 53,000, aber eine genaue Zählung ist nicht vorgenommen.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem natürlichen und staatlichen (physischen und politischen) Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben Tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine große Zahl von Opfern gekostet. Verbannungen und freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemien, als natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der nothwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menschenmenge weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend, und so übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen fast um das Doppelte.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien wie in Lima trifft man übrigens selten anderswo wieder an. Von der blendend weißen Creolin, Tochter europäischer Eltern, bis zum ebenholzschwarzen Konge-Neger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modificirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen (entgegengesetzten) Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben

---

*) 1842.

zu entwerfen. Anders verhält es sich mit den Mischlingen *); eine genaue Charakteristik von ihnen zu entwerfen, ist fast unmöglich, denn sie sind körperlich wie geistig „Mischlinge". Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie nur die Laster der Eltern, nicht aber ihre Tugenden geerbt haben. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Racen zurück, und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger.

Die weißen Creolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen fast den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus, und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück; auch ist ihre Bildung höchst mangelhaft. Sie erheben sich selten über die Sphäre des Alltaglebens, und ignoriren fast Alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern vorgeht. Ich war oft erstaunt über die arge Unwissenheit, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, physische Beschaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Grenze von Peru, und man könne zu Lande dorthin reisen? Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon, verwechseln aber auf das Lächerlichste Thatsachen, Personen und Jahreszahlen. So erzählte mir ein hochgestellter, angesehener Herr, der noch dazu für gelehrt galt, einmal ganz ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Die Creolen sind eben so leidenschaftliche Spieler als die Spanier. Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien, und größtentheils Ursache der vielen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höhern Ständen nehmen sehr häufig am Spiele Theil; sie sind in der Regel vorsichtiger als die Männer und setzen nicht so hoch an. Doch giebt es einzelne, die ihnen nicht nachstehen. Ich kannte eine Dame in der Sierra, die an einem

---

*) Sind die Eltern:	So heißen die Kinder:
Weißer und Negerin	Mulato.
Weißer und Indianerin	Mestizo.
Indianer und Negerin	Chino.
Weißer und Mestiza	Creole (nur durch einen blassen, etwas ins Bräunliche spielenden Teint vom Europäer unterschieden).
Weißer mit Mulata	Cuarteron.
Weißer mit Cuarterona	Quintero.
Weißer mit Quintera	Weißer.
Neger mit Mulata	Zambo negro u. s. w.

Abend 4000 Louisdor verlor, und in weniger als einem Monat bald darauf 100,000 Thlr. gewann, endlich aber den größten Theil ihres Vermögens einbüßte.

In der manière de vivre können die Creolen nicht als Muster hingestellt werden. Von der steifen Etikette der Spanier sind nur wenige Spuren zurückgeblieben, oft zum Nachtheil des guten Anstandes. In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeño sehr frei. Er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannnt, oder höchstens zwischen Arzt und Kranken gestattet sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, die gegen seinen Magen ausgenommen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziel, so nimmt er die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten so ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich Jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Creolen ist das fortwährende Spucken einer der lästigsten Gewohnheiten.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten des Creolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener Limeño ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich aber im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch unmäßiges Trinken hervorthun.

Er ist ferner in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindruck läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen und Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit aber sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen; aber dem von mehreren Reisenden ihm gespendeten Lobe eines guten Ehegatten kann ich durchaus nicht beistimmen.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind im Durchschnitt hohen schlanken Wuchses, und zeichnen sich dabei durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße die Tropenluft alle Farbe und Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereiheten Zähnen geziert*). Nehmen

---

*) Die Limeños reinigen sich öfters am Tage die Zähne mit der Rataniawurzel.

wir die langen schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, welche den Reiz weiblicher Liebenswürdigkeit in vollem Maße besitzt.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachlässig gekleidet, und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. In Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Processionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Es giebt zwei Arten von Sayas. Die eine, früher allgemein gebräuchliche, jetzt aber nur selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine röhrenförmige Längsfalten genäht ist, die nach oben enger und dichter sind. Er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Aufstehen und Niederknien in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange drehen und krümmen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

Die zweite Art von Saya ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da ab weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Faden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe der Sayas ist schwarz, grün, blau oder zimmetfarben.

Der Manto ist ein Schleier von dichtem, schwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten am Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya beginnt. Von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geschlagen, nach vorn zusammengenommen, fest an die Stirn gedrückt und so geschlossen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um das Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Aermel zum Vorschein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handschuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein werthvolles Taschentuch.

Das Eigenthümliche dieser Tracht fällt dem Fremden sehr auf, und er gewöhnt sich schwer an ihren Anblick. Die enge Saya ist weder graziös noch anständig; die weite dagegen kleidet sehr vortheilhaft und paßt vortrefflich zu der anmuthigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum ersten Male nach Lima kam, und mehreren dicht verschleierten Damen begegnete, von denen einige Rosenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genössen in diesem Lande mehr Freiheiten, als anderswo. Nach der Oration, Abends um halb 7 Uhr, dürfen sich nach polizeilicher Vorschrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Die meisten Fremden, die sich mit Limeñas verheirathen, stellen als Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung die Saya und den Manto nicht mehr tragen sollen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichsten Ehemänner selbst sagen. Die Frauen sind diesen Kleidern mit Leib und Seele ergeben.

Verfolgen wir die weiße Creolin in ihrem häuslichen Leben, so finden wir sie zwar als besorgte Mutter, aber nicht als tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine mehr als nöthige Anzahl von Dienern, meistens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin- und Orangeblüthen, und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunden in der Hängematte, oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre, und fährt nach Tische wieder zu Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, obwohl manche oft große Geschicklichkeit im Sticken und feinen Nähen zeigen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oration (Abendgebet). Musik lieben sie leidenschaftlich; die meisten spielen Klavier oder Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern nur sehr mittelmäßig.

Die Näscherei ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Limas. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von den Negern auf den Straßen feilgeboten werden. Bald wird der Tamalero *) angerufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancay und Biscochos (süße Brote), bald Masamorita moroda (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser) oder Frijoles coladas (gestoßene mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstücke und Mittagessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solcheu Zwischenakte stattgefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern die Häuser erstreckt sich bloß auf die beiden Besuchszimmer, der Sala und Cuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung gleichen, und durchaus nicht zum Vortheil der Hausfrauen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

---

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt.

Schade, daß die vielen und großen natürlichen Anlagen der Limeños nicht besser ausgebildet werden. Sie haben einen durchdringenden scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedensten Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt, und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limeña nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen nicht eigenen Muth, und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben.

Von den Indianern sind in Lima circa 5000. Diese Menschen sind hier thätige, unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer großen Ehrlichkeit in den großen Handlungshäusern eines guten Credits. Fast alle Posamentirer in dem Portal der Knopfmacher sind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derselben. Die Indianer, die sich als Dienstboten verdingen, sind weniger thätig und ehrlich, und mehr verschlossen und mißtrauisch, besonders die neuangekommenen. Sie sind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle stehen in ihren geistigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Creolen zurück, vor denen sie eine gewisse, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven sind. Obgleich ein Paragraph in der Unabhängigkeitsakte erklärt, daß „Niemand in Peru als Sklav geboren werde", so hat der Nationalcongreß doch zu verschiedenen Malen für gut befunden, diesen Grundsatz abzuändern. Auch ist die Behandlung der Sklaven von Seiten der Creolen äußerst milde, und im Durchschnitt ganz so wie die der Dienstboten in Europa. Die freien Neger sind in Lima, wie in ganz Peru eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das Bequemste für sie ist, an den Straßen aufzulauern und die Reisenden auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Kann der Neger lesen und schreiben, und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeiten ausübt.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima ist das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einen korbartigen Sattel gestellten Fäßchen beladen ist. Diese kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza mayor gefüllt und bis in die entferntesten Stadtquartiere gebracht.

Die Ladung kostet einen halben Real*). Die Sklaven müssen ihren Herren täglich eine bestimmte Summe abgeben; was sie mehr verdienen, ist ihr eigener Gewinn. Die Wasserträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu bespritzen und alle Montage die herrenlosen Hunde, deren es eine ungeheure Menge giebt, zu tödten**). Diese Beschäftigung ist für die Neger ein wahres Vergnügen, und man sieht ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an Einem Montage 2—300 Hunde getödtet und in einem großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aasgeiern zum köstlichsten Futter dienen.

Alle Morgen wird auch durch die Neger der nahe gelegenen Landgüter Pferdefutter, aus Klee oder Gras bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60 bis 80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel, und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer in scharfem Trab oder im Galopp davon laufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Ueberhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd, und ihre raffinirte Grausamkeit gegen die Lastthiere kennt keine Grenze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er todt niederstürzte.

Ein Sprüchwort sagt: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel."

* * *

Das Klima.

Die Stadt Lima liegt ungefähr 462 franz. Fuß über dem Meeresspiegel, also der Hitze des Strandes etwas entrückt.

Größte Hitze (Thermometer im Schatten) circa 30 Grad Celsius = 24 Grad Réaumur, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März. Einzelne sehr heiße Tage auch in der zweiten Hälfte des Januar.

Größte Kälte nicht unter 13 Grad R., gewöhnlich gegen Ende August. Im Juli durchschnittlich kühle Tage.

Lima hat bei seiner geringen Entfernung vom Aequator (12 Grad) eine niedrige Temperatur. Der Grund ist in der Lage und den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt ent-

*) Ein Real (real de plata) = 3 gGr.

**) Seit ungefähr 40 Jahren hat sich an mehreren Punkten der peruanischen Küste die Hundswuth gezeigt, daher diese polizeiliche Vorsichtsmaßregel.

fernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunterweht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus Süd-Süd-West durch den Süd bis Süd-Ost, streicht also über das Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber zuweilen eine große Heftigkeit, und bilden, indem sie sich an den Bergen in der Umgegend von Lima brechen, über der Stadt Wirbel, die Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Die Luftströmungen aus Norden, die über die brennend heißen Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Es müssen indeß noch andere unbekannte Einflüsse vorhanden sein, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen und den nämlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, ist sie viel höher.

Das Klima von Lima ist zwar angenehm, aber nicht gesund. Während sechs Monaten, vom April bis October (Winterszeit), lastet ein schwerer, feuchter, aber nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Uebergänge beider Jahreszeiten geschehen allmälig und fast unmerklich. Im October und November hebt sich die Nebeldecke und weicht den Sonnenstrahlen. Die Weihnacht ist wie bei uns die wärmste Julinacht, und wird von dem Volke mit Belustigungen bis gegen Morgen gefeiert. Tritt aber in Europa der Frühling ein, so umschleiert sich in Lima der Horizont (im April); die Morgen sind kühl und trübe. Die Mittagssonne scheint zwar noch hell und klar, aber mit Anfang des Mai wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist Ursache mannichfacher Krankheiten, insbesondere von Fiebern; wenn sie mit Hitze abwechselt, von Ruhr.

An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen gestört, ist sie nur dem Wechsel einer allmäligen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerstören Regengüsse oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und die Hoffnungen des Landmannes. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben, und in Lima ist eine Feuersbrunst fast etwas Unerhörtes. Was aber die Elemente in ihrem überirdischen Walten gnädig verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt.

Lima wird sehr häufig von Erdbeben heimgesucht, und ist schon mehrmals durch dieselben in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchschnitt in dieser Stadt 45 Erdstöße zählen, von denen die meisten in den Monat Januar fallen. Der Zeitabschnitt zwischen zwei Erdbeben beläuft sich in der Regel auf 40 — 60 Jahre. Die bedeutendsten Katastrophen fanden in Lima, seit Europäer die Westküste von Südamerika

besuchen, in folgenden Jahren statt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Es steht fast mit Gewißheit zu befürchten, daß diese Stadt in den nächsten Jahrzehnten wieder eine Zerstörung heimsucht.

Die schwächern Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solches, nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdischen Töne sind sehr mannigfaltig; am häufigsten gleichen sie dem fernen Rasseln eines schwer beladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdstoß, selten gehen sie ihm einige Secunden voran, und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Aechzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagte.

Unter den Bewegungen sind die horizontalen Schwingungen die häufigsten; sie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. Verticale (senkrechte) Stöße sind meistens heftig, sie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigsten verticalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 Abends 7½ Uhr in den Urwäldern des Chanchamoyo-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahe gelegene Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte in langer Strecke seinen Lauf.

Häufig fühlte ich in Lima eine Art rotatorische (drehende) Erschütterung. Sie besteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen, sondern in einem raschen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man Jemanden an den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt, oder besser dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblicke fühlt, wenn der Anker auf den Grund aufschlägt. Ich glaube, es sind sehr kurze und unregelmäßige horizontale Schwingungen, deren Unregelmäßigkeit sie eben gefährlich macht. Ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen Dächer ein, lassen aber die Seitenwände unversehrt, die sonst am ersten und meisten leiden.

Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, schmale, hohe Wolkenstreifen, ein düsterer, schwärzlich gefärbter Horizont geben immer Befürchtungen, die meistens in Erfüllung gehen, Raum. Vor dem schrecklichen Erdbeben von 1746 sah man mehrere Nächte hindurch zwischen Lima und Callao feurige Dämpfe aufsteigen, welche die Erde aushauchte.

Viele Menschen haben eine Vorahnung von einem bevorstehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angst und Unruhe, ein Zusammenpressen auf der Brust, als lägen centnerschwere Lasten auf

ihr, eine fruchtlose Anstrengung, diese Last abzuwerfen, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper durchläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe selbst ähnliche Empfindungen zu verschiedenen Malen an mir selbst wahrgenommen, und kann versichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als diese giebt.

Die Lufterscheinungen während und nach dem Erdbeben sind sehr verschieden; meistens ist die Atmosphäre ganz ruhig, zuweilen aber stürmisch bewegt. In Gegenden, wo es nie regnet, treten oft nach Erdstößen anhaltende Regentage ein. Sehr merkwürdig ist auch die Wirkung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach sehr heftigen Erschütterungen üppige Felder verödeten und mehrere Jahre lang Nichts tragen wollten.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, scheint wahrscheinlich zu sein. Lima liegt über 90 Leguas vom nächsten thätigen Vulkane (dem von Arequipa); die Erdbeben, welche in der Stadt Arequipa gefühlt werden, sind aber immer unabhängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und auch im Ganzen nicht so zahlreich als in Lima, obwohl dort die Stadt am Fuße des Vulkans gelegen ist.

Die Erdbeben machen auf jeden nicht ganz gefühllosen Menschen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Ueberraschung, meistens im Schlafe, die unabsehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe unterirdische Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße — Alles vereinigt sich zu einer furchtbaren Mahnung an unsere Ohnmacht.

Humboldt sagt sehr treffend: „Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichten. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchskrater, von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Heerde des Verderbens." (Kosmos I. S. 234.)

Keine Gewohnheit stumpft dieses drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der seit seiner frühesten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieser Naturerscheinung ist, schreckt bei jedem Stoße aus seiner Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: „Misericordia!" aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europas, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens gemacht hat, erwartet mit Ungeduld, daß die Erde einmal unter ihm erzittern möge, daß er die fabelhaft klingenden unterirdischen Töne einmal vernehme; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung, und belustigt sich wohl über

die Furcht der Eingeborenen. Aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht, und entsetzt eilt er aus seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingeborenen, und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmuth ihn nicht verlassen habe.

Stiergefechte.

Dieses Nationalvergnügen der Spanier tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor, und charakterisirt vorzugsweise den Sinn und die Eigenthümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung der Stadt. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Thierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urtheil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros *) beginnt, und nach Jahresfrist zum ersten Mal wieder eine Corrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in zehn Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit vom Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Corridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. «Que lastima!» hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!"

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billete für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 4 bis 8 Thlr. Die Frauen sind besonders in Aufregung. Keine echte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn sie gezwungen würde, dem Vergnügen eines Stiergefechts zu entsagen.

Der Platz ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater, ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches

---

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt für corrida de toros gebraucht.

man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales u. s. w., sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Oeffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Brustwehr, die der Stier nicht überspringen kann. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie im Theater, an den Seiten ganz geschlossen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieses Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vicekönige), mit rothem Tuch ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfecten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es ist dieß ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Thier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdieß durch Querstangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grausamsten Vorspiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts, neben dem Toril, ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Thiere die Thür zu öffnen und sie hinter ihm rasch wieder zu verschließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blute nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammelt und oben durch Querbalken verbunden; sie stehen so enge, daß nur Ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hartbedrängten Capeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am bestimmten Tage ist die Alameda (Allee) in der Nähe des Circus schon früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fische und Süßigkeiten aller Art ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrath in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um zwei Uhr sind 12 bis 15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb drei Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibwache Lanzenträger escortirt, vorgefahren,

und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. f. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores" *) zu Pferde und zu Fuß in den Circus, um den sie drei Mal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hülfe, um die schönen Formen des edeln Thieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños **) in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete, und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujama". Ein schönes Thier, echt castilianische Race, kräftige gedrängte Formen, niedrige feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenig stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen scharfen Hörner nach vorn ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Capeadores, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn vom Neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes" seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth.

*) Capeadores heißen Diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stier gegenüberstellen, denselben reizen, und wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von Neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Capeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa aus Lima war der erste, der als Capeador zu Pferde auftrat, und ungeheuern Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Capear" zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch interessanter als der Kampf zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht in dem hintern Theile des Sattelzeugs hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft.

**) Felipa Muños, eine Zamba, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch die Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizt.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Capeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf diesen los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor, springt auf die Seite und neckt wieder; aber das Thier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sichern Pfählen des Centrums zu; der Stier hinter ihm, stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einige Mal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine „weiße Gestalt" *), die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern; mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt, rennt, bebend vor Wuth, durch die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" stürzt sich auf ihn, und sein Name bewährt sich. Das Pferd bäumt, und in weiten Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Circus hin. „Bravo toro!" ertönen tausend Stimmen, während der Capeador mit seinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, stürzt das Thier unter seinem Reiter zusammen.

„La espada! la espada!" **) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Metador erscheint; in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritte vor, schwingt ein paar Mal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit des Stiers auf sich zu lenken, aber schon hat ihn dieser bemerkt und rüstet sich zum Angriff. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch gebannt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador" zu den Füßen seines Gegners.

---

*) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leicht entzündbaren Schwärmern und Racketen gefüllt und in die Arena gestellt. So wie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Explosion.

**) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder ihrem Dolche tödten sollen, werden kurzweg espadas genannt.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Gold werden von allen Seiten den Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahin gestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegstrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Circus öffnet sich, und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehängt und in sausendem Galopp, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thor hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Circus aus und verwischen alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenactes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; Jeder giebt sein Urtheil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird nämlich ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später aber verlangen besondere Einsammler noch vier bis sechs Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampfe geblasen, und die „mala intencion alazan de la Escala“ *), mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferde thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes“ (Stöße und Wendungen) werden producirt. Sobald die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die tödtenden „Rejoneadores“ vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem frühern Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, aber nicht tödtlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt mit gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher; seine Stöße sind nicht tödtlich, sie vermehren nur die Wuth des mala intencion, der wie sein Vorgänger seinem Namen

---

*) Mala intencion alazan: die böse Absicht fuchsfarben, von der Hacienda (Landflur) de la Escala. Man sieht aus solchen Namen, mit welchem Geschmacke die Neger ihre Stiere taufen. Der Name bezieht sich gewöhnlich auf eine Eigenschaft des Thieres.

Ehre macht. Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt sich hinan. Nun treten die „desgarretadores“ auf, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14 — 16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weise den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der gefühlvolle Mensch von diesem empörenden Schauspiele ab. Auf den Knien rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut verwischen sich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Thieres. Mit satanischem Triumphe eilen nun die Neger, bewaffnet mit Messern und Lanzen, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth, und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, mit dem Dolche ungestraft im Fleische des Thieres wühlen zu können.

Die meisten meiner Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser Scene schaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, ihr zuzusehen, einen hohen Genuß an diesem Schauspiel. Ländlich, sittlich! Auch sind sie ja von früher Jugend an diesen schauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den so eben der „Palangano mulato (tief-braune) de Vergara“ durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. „Que toro tan flojo!“ (Wie ist der Stier so flau!), tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunst des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, ist bald zu Ende; er steht still, sieht sich ganz verwundert im Kreise um, läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und sucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores, er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. „Fort mit ihm!“ schreit das Publikum, und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesell-

schaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums besänftigen. Er ist für eine Lanzada*) bestimmt; in der Liste ist er als „Busca la punta barroso de Paramonga“**) aufgeführt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12 bis 14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkelsdick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25 bis 30 Schritt davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerammelt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Lanze und Stein sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Pater noster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise, und mit angehaltenem Athem erwartet Jeder den verhängnißvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt; statt die Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu tödten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos dahin geworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehgeheul stemmt er sich gegen die andringende Gewalt, und empfängt er den Todesstoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tödtet, und nach der Geschicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine buntere Abwechselung, welche ihm die Mojarreros***) verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer,

---

*) Lanzenstich.

**) Busca la punta: suche die Spitze; — barroso: kuhbraun.

***) Die Mojarreros sind gewöhnlich Indianer, die sich in Masse dem Stiere entgegen stellen. Sie vertheidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämie zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird, oder sie führen Tänze auf. Es geschieht zuweilen, daß der Stier über den Tisch wegsetzt und im nämlichen Augenblick von den Lanzen durchbohrt wird.

von ihrem Capataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza und springen eine Zeit lang unter drolligen Gebehrden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen, er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Vom Capataz geleitet stellen sich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt.

Es wird Abend, schon seit vier Stunden hat das Schauspiel gedauert, und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß auf den nächsten Kampftag aufbewahrt werden, denn schon fängt das Publikum an, sich zu entfernen; aber noch einmal öffnet sich das Toril und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Thiere zu halten, ist sehr groß; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch sie des lebhaftesten Beifalls sich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende, und das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder sitzen eine Menge von Damen auf den Bänken der Alameda, die Brücke ist aber dießmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorüberwogen lassen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der strengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireys. Man hört sehr oft ältere Männer über den Verfall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nicht. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula (Halbinsel) sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Ceremonie der frühern Stiergefechte ist die Uebergabe des Torilschlüssels. Ein geschickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüssel in der Hand stellte sich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passe, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vicekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruanischen Paßgänger, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärk-

sten Galopp überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe versucht, meinen Lesern in kurzen Umrissen ein Bild der Stiergefechte, wie sie jetzt in Lima gehalten werden, vorzuführen, und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieses Nationalvergnügens erwähnen.

Peru ist das einzige Land in Südamerika, in welchem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es sich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der spanischen Herrschaft befreiete, so hat es auch am längsten die Gebräuche seines Mutterlandes beibehalten, und wird sich auch am spätesten davon losmachen, da ihm jede Energie und sich aus sich selbst entwickelnde Nationalität mangelt. Die Charakterlosigkeit der Peruaner zeigt sich hier sehr deutlich. Die Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Lastern, indem sie rücksichtslos dieselben auf den höchsten Punkt treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie in Lima ehrlose Thierquälereien. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volks, von Negern und Zambos ausgeführt, aber vom gebildeten Theil des Publikums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limeños wollen Vergnügungen, sie mögen so unmenschlich sein, als sie wollen, wenn es nur Vergnügungen sind, die ihre zügellosen Leidenschaften aufregen und wobei sie einen Tag müßig sein und öffentlich sich zeigen können. Ein Gouvernement, das sich beim Volke schnell in Gunst setzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltung geben, und die Stiergefechte stehen darin obenan. Damit werden zwei Zwecke erreicht: die Regierung sichert sich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publikums, und lenkt zugleich die Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande wie Peru, welches fortwährend durch Revolutionen von einem irre geleiteten Pöbel und ein ehr- und pflichtvergessenes Militair zerfleischt wird, von höchster Bedeutung ist.

Wohl könnte eine weise Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn sie doch als nothwendiges Uebel beibehalten werden sollen, mehr Vorsicht und Menschlichkeit gebraucht würde; und Eltern, denen es daran gelegen ist, nicht den Keim der Rohheit von frühester Jugend an ihren Kindern einzupflanzen, sollten dieselben von einem Schauspiele zurückhalten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grube, August W., 1816-1884 [Verfasser] [Herausgeber]

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 1

Leipzig (1850)